

Geschichten vom Ankommen

Die Erzählwerkstatt der Diaphania 2005 bis 2016

Rafid Al Mamoori: Sehnsucht nach einem Leben in Sicherheit (Irak; geb. 1991)

Auf offener Straße entführt

Mitten auf der Straße lauerten sie mit ihren Gewehren – bewaffnete Kriminelle. Als ich mit meinem Auto vorbeifahren wollte, stoppten sie mich und fragten nach meinem Ausweis. An meinem Namen erkannten sie, dass ich Sunnit bin. Sie waren Schiiten und wollten sich für einen Terroranschlag rächen, den ein Sunnit kurz zuvor ausgeübt hatte. Es ging ihnen gar nicht um mich, ich hatte nur das Pech, zur falschen Zeit am falschen Ort zu sein. Sie verschleppten mich an einen abgelegenen Ort und hielten mich dort gefangen. Sie quälten mich. Traten mich. Tunkten meinen Kopf in eiskaltes Wasser. Tagelang. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn mich nicht Mitarbeiter einer Hilfsorganisation befreit hätten. Vorerst war ich gerettet. Doch ich ahnte, dass mir das Schlimmste noch bevorstand.

Mein Name ist Rafid Al Mamoori. Ich stamme aus dem Irak, einem Land, das immer mehr im Chaos versinkt. Geboren und aufgewachsen bin ich in Diyala, einer Großstadt mit mehr als einer Million Einwohnern. Ich bin Araber und gehörte zur sunnitischen Religionsgemeinschaft des Islam. Ich erzähle das alles, weil man meine tragische Lebensgeschichte nur so verstehen kann.

Unruhige Zeiten

Meine Kindheit und Jugend verliefen nicht sehr glücklich. Dauernd hatten meine Eltern Streit. Mal ging es um mich und meine sieben Geschwister, mal hatten sie Schwierigkeiten auf der Arbeit. Oder es gab Probleme, weil wir Sunniten waren. Die politische Situation in unserem Land war schon immer fragil.

Bis 2003 war die Situation jedoch unter Kontrolle, und die verschiedenen Volksgruppen und Religionsgemeinschaften lebten weitgehend friedlich miteinander. Niemand fragte nach deiner Religion, wir alle fühlten uns als Iraker. Dann kam der furchtbare Krieg gegen die Amerikaner, und nichts war mehr wie vorher. Unser Land begann zu zerfallen. Ich war damals noch zu jung, um zu verstehen, was passierte. Erst viel später wurde mir klar, wie schwierig die Situation für mich war.

Es war vor acht oder neun Jahren, da kehrte der Terror in mein Leben zurück. Eines Tages war ich auf der Straße unterwegs, als mich plötzlich ein Auto verfolgte. „Bist du Rafid?“, fragte mich der Fahrer. Als ich seine bewaffneten Mitfahrer sah, wurde mir klar, in welcher Gefahr ich war. Ich lief weg. Ich wusste: Es ging um mein Leben. In Panik rannte ich durch die Straßen, verfolgt von einer Gruppe bewaffneter Männer. Erst als ich zu Hause ankam, fühlte ich mich sicher. Doch in diesem Moment war mir klar, dass ich nicht bleiben konnte.

Meine erste Flucht

Noch in der Nacht entschied ich mich zur Flucht. Ich mietete ein Auto und fuhr gen Norden. Mein Ziel: Kirkuk, die Metropole im Norden des Landes. Am folgenden Morgen kam ich an. Ich hatte dort aber keine Verwandten oder Bekannten, und so verbrachte ich die erste Woche im Hotel. Außerdem verbieten es die strengen Traditionen in meinem Land, dass ein junger Mann alleine lebt.

Doch ich wusste nicht, was zu Hause inzwischen passiert war: Die Männer hatten herausgefunden, wo ich wohnte. Sie kamen zu uns nach Hause, fragten nach mir, bedrohten meine Eltern mit ihren Waffen. Auch meine Eltern bekamen es mit der Angst zu tun und so floh meine Familie ebenfalls. Sie folgten mir nach Kirkuk, wo wir uns wiedertrafen. Zusammen konnten wir uns eine Wohnung suchen. Ich ging wieder zur Schule, machte mein Abitur und schloss ein Marketing-Studium ab. Doch in dieser Zeit wurde die Lage schlimmer und schlimmer.

Fremd im eigenen Land

Denn auch in Kirkuk bekam ich bald Probleme. Diesmal nicht wegen meiner Religion, sondern wegen meiner arabischen Identität. Die Region wird nämlich von einer kurdischen Mafia kontrolliert. Ich arbeitete damals in verschiedenen Jobs, zum Beispiel bei einer Konstruktionsfirma und als Buchhalter und Berichteschreiber eines Hotels. Aber bald schon gab es Probleme, denn viele meiner Kollegen steckten mit der Mafia unter einer Decke. Sie wollten mich als Araber loswerden, schikanierten mich bei jeder Gelegenheit, forderten mich sogar auf, die Region zu verlassen. Doch ich wollte nicht gehen. Ich wollte doch arbeiten, und wir brauchten das Geld auch.

Aber bald wurde die Lage unerträglich: Eines Tages drohten meine Kollegen mich zu töten. Sie fielen über mich her und traten auf mich ein. Da war das Maß für mich voll: Ich kündigte den Job und ging zur Polizei. Die Überwachungskamera im Hotel hat den Vorfall festgehalten. Die Polizisten versprachen mir zu helfen. Aber sie taten nichts. Die Polizei ist machtlos gegen die Mafia.

Damit stand meine Entscheidung fest: Ich musste mein Land verlassen. Es waren unruhige Zeiten: Die Terroristen des Islamischen Staats (IS) waren auf dem Vormarsch und eroberten viele kurdische Gebiete. Die Kurden wiederum wollten sich an uns Arabern rächen. Viele Araber flohen damals.

Doch meine Eltern verstanden mich nicht, als ich ihnen meinen Entschluss mitteilte. Sie versuchten mich zurückzuhalten. So blieb mir nichts anderes übrig, als mich heimlich davonzumachen. In einer Nacht verließ ich das Haus, fuhr zum Flughafen und flog in die Türkei. Das ist jetzt sechs Monate her, und es sollte der leichteste Teil meiner Flucht sein.

Doch es ist so traurig, dass ich mich nicht von meiner Familie verabschieden konnte. Erst aus der Türkei habe ich mich bei ihnen gemeldet.

Höllenfahrt über das Meer

Am Ziel war ich jedoch noch lange nicht: Ich wollte nach Europa. Dazu musste ich zuerst einen Weg über das Meer nach Griechenland finden. Ein Mann bot mir schließlich an, mich für umgerechnet 10.000 Dollar in seinem motorisierten Schlauchboot mitzunehmen. Ich willigte ein und zahlte ihm das Geld. Was sollte ich auch sonst tun? Doch in den folgenden Stunden sollte ich durch die Hölle gehen, und es ist fast ein Wunder, dass ich noch lebe.

Wir waren 47 Personen, darunter viele Kinder. Dichtgedrängt saßen wir in dem winzigen Boot. Jedes Mal, wenn uns eine mächtige Welle durchschüttelte, beteten wir, dass wir die Küste unversehrt erreichen würden. Dann stockte der Motor. Mitten auf hoher See, kilometerweit vom Festland entfernt.

Wir riefen die griechische und die türkische Polizei um Hilfe, aber von Beiden kam die gleiche Antwort: „Ihr seid nicht in unseren Gewässern, wir können euch nicht helfen.“ Eine Stunde lang war unser Boot hilflos den Wellen ausgesetzt, die es von einer Seite auf die andere warfen und drohten, es zu verschlucken. Oft ist mein Leben in Gefahr gewesen, doch niemals bin ich dem Tod so nahe gewesen wie in jener Stunde, die sich hinzog, als würde sie ewig dauern.

Noch gaben wir nicht auf. Wir warfen alle Taschen über Bord, um unnötigen Ballast loszuwerden. Und dann endlich gelang es jemandem, den Motor zu reparieren. Wir setzten unseren Weg fort. Wir sahen ein griechisches Polizeiboot vorbeifahren und schrien um Hilfe. Doch die Polizisten schauten nur von ferne zu und taten nichts.

Wir näherten uns der griechischen Küste. Dort drohte die nächste Gefahr: Das küstennahe Gewässer ist mit Felsbrocken übersät, die unser Boot aufgeschlitzt hätten. Wir konnten also nicht weiterfahren. Da hatte jemand die rettende Idee und rief eine griechische Hilfsorganisation an: „Wir werden sterben! Wir haben Kinder an Bord!“ Wenig später schwammen drei Helfer heran. Sie zogen unser Boot an die Küste und halfen uns allen beim Aussteigen. Sie gaben uns zu essen und zündeten ein Feuer an, an dem wir uns wärmen konnten. Nach Stunden auf hoher See waren wir völlig unterkühlt. Doch nun war alles vorbei. Die Helfer hatten uns das Leben gerettet.

Von Griechenland nach Heilbronn

In Griechenland blieb ich nur zwei Tage. Die Situation für Flüchtlinge ist dort sehr schlimm, deshalb wollen sie alle weiter nach Westeuropa oder Skandinavien. Auch ich stieg in einen Zug, um nach Deutschland zu fahren. Doch schon in Griechenland wurde ich krank, weil mein Körper die Strapazen der Flucht nicht länger verkraftete. Ich bekam Medikamente,

aber sie halfen nicht. Sieben Tage dauerte meine Reise von Griechenland nach Deutschland. Sieben Tage, in denen ich weder essen noch schlafen oder auch nur einen klaren Gedanken fassen konnte.

Schließlich erreichte ich Österreich. Ich kam dort in einem Militärlager an. Ich sagte den Soldaten, dass ich weiter nach Deutschland wollte. Und so brachten die Soldaten mich zu einem Militärflughafen kurz hinter der Grenze. Ich war also endlich in Deutschland angekommen. Doch ein Soldat sagte zu mir, ich solle besser in eine andere Stadt weiterfahren, da es vor Ort zu voll und die Situation für Flüchtlinge sehr schlecht sei. Bis heute weiß ich nicht, wo das Militärlager war, an dem ich zum ersten Mal deutschen Boden betreten hatte.

Die Soldaten brachten mich zum Bahnhof. Ich sagte ihnen, dass ich nach Gießen weiterfahren wollte, weil ich dort über zwei Ecken jemanden kenne. Die Soldaten kauften mir ein Ticket, ich stieg in den Zug und fuhr nach Gießen weiter. Die Männer waren sehr hilfsbereit und ohne sie wäre ich sicher total hilflos in dem für mich fremden Land gewesen, dessen Sprache ich damals noch überhaupt nicht sprach. Doch hatte ich auf dem Bahnhof auch meine erste schlechte Erfahrung in Deutschland: Ein Mann schrie mich an: „Geh weg von hier!“ Ich glaube nicht, dass er betrunken war. Er war ein Nazi.

In Gießen wurde ich einer Aufnahmeestelle für Asylbewerber zugeteilt, in der ich mich registrierte. Nach zwei Tagen wurde ich in die Landeserstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge in Baden-Württemberg nach Karlsruhe weitergeschickt. Dort blieb ich für 13 Tage. Die Situation war sehr schlimm: Es gab dort so viele Leute, und das Gebäude war total überfüllt. Außerdem bekam ich Ärger mit einem anderen Flüchtling aus meinem Land. Einmal schrie er mich an: „Sprich nicht über Politik, halt den Mund!“ Er machte mir Angst. Zum Glück ging es für mich bald weiter nach Heilbronn. Hier lebe ich bis heute im Asylbewerberheim.

Endlich in Sicherheit

Die Situation im Heim ist schwierig, aber erträglich. Manchmal gibt es Streit, wenn jemand im Zimmer raucht, betrunken ist oder nicht saubermachen will. Das ist normal, und solche Konflikte gibt es überall, wo Menschen auf engem Raum zusammenleben. Nach meiner Herkunft oder meiner Religion aber fragt niemand mehr. Endlich bin ich in Sicherheit.

Natürlich ist nicht alles einfach für mich in Deutschland. Das Leben läuft hier so anders ab als im Irak. Viele ganz alltägliche Dinge musste ich erst lernen. Zum Beispiel, dass man sich beim Aussteigen aus dem Bus oder beim Anstehen an der Kasse nicht vordrängelt, weil das in Deutschland als sehr unhöflich gilt. Aber ich habe inzwischen viele deutsche Freunde, die mir solche Dinge erklären. Ich lebe gerne hier, und ich würde gern für immer bleiben.

Eine folgenschwere Entscheidung

Eine einschneidende Veränderung gibt es in meinem Leben: Ich habe die Religion gewechselt. Ich habe mir die Entscheidung nicht leichtgemacht, aber nachdem es so viele Probleme wegen meines Glaubens gab und ich beinahe mein Leben verloren hätte, bin ich zum Christentum konvertiert. Seitdem gehe ich jeden Sonntag in die Kirche und versuche so viel wie möglich über meine neue Religion zu lernen. Meine Familie weiß nichts davon. Wie sollte ich es ihnen auch erklären? Sie wären so enttäuscht und so wütend auf mich.

Bis heute leben meine Eltern und meine Geschwister in Kirkuk. Wenn ich mit ihnen spreche, beklagen sie sich oft, dass sie weiterhin diskriminiert werden. Nach Deutschland kommen wollen sie aber nicht. Sie haben viel zu verlieren: ihr vertrautes Umfeld, ihre Freunde, ihre Arbeit. Sie lieben ihr Land. Ich respektiere das, aber nachempfinden kann ich es nicht. Ich habe mich in meinem Heimatland niemals zu Hause gefühlt. Ich werde mich immer daran erinnern, aber vermissen werde ich es nie.

(Diese Lebensgeschichte wurde von Frank Lutz weitererzählt; 2016)

Omar Antar (Pseudonym): Vom Dschabal Sindschar-Gebirge ins Neckartal (Irak; geb. 1991)

Leben im Irak

Ich bin jesidischer Kurde. Die meisten Jesiden leben auf dem Höhenzug Dschabal Sindschar, westlich von Mossul an der syrischen Grenze.

Die Bewohner meines Heimatdorfs El Khatanja lebten in der Hauptsache von Landwirtschaft. Es gab dort wenig Industrie, so dass viele Leute in Arbil, der Hauptstadt von Kurdistan, ihr Geld verdienten. Dann ereigneten sich drei Selbstmordattentate, wobei drei Lastwagen zur Explosion gebracht wurden. In dem Dorf blieb kein Stein auf dem anderen. Die Anschläge forderten 311 Todesopfer. 17 Mitglieder unserer Verwandtschaft wurden getötet, darunter auch einer meiner Brüder. Ich selbst wurde an der Hand verletzt. Überall lagen Tote in den Straßen. Ich kann den fürchterlichen Anblick und die verzweifelten Schreie der Verwundeten nicht mehr vergessen. Seit den Anschlägen, die von Terroristen aus dem Umfeld der al-Quida verübt wurden, lebt niemand mehr in dem Dorf. Meine Eltern, zwei meiner Schwestern und zwei meiner Brüder „wohnen“ nun in einem anderen Dorf im Irak in einem Camp. Einer der beiden Brüder ist Lehrer und unterrichtet die Kinder im Camp.

Ich ging im Irak aufs Gymnasium, habe aber mit 17 die Schule ohne Abschluss verlassen, um Geld zu verdienen, damit ich meine Familie unterstützen konnte. Mein Vater, ein ehemaliger Lehrer, bekommt zwar Rente vom irakischen Staat, aber sehr unregelmäßig; meine Brüder studierten, so dass die Rente für den Lebensunterhalt der Familie kaum ausreichte. Ich habe in verschiedenen Stellungen gearbeitet: als Koch, als Putzmann, in einer Sushi-Bar und an der Rezeption eines Hotels.

Flucht

2014 fasste ich den Entschluss, nach Deutschland zu fliehen. Deutschland ist seit vielen Jahren für die Jesiden das beste Land, um Zuflucht zu finden.

Am 25.10. fuhr ich mit dem Bus in die Türkei. In Istanbul konnte ich bei einem jesidischen Freund übernachten. Vor dort aus fuhr ich mit dem Bus nach Edirne, nahe an der bulgarischen Grenze. Dort blieb ich 13 Tage in einem Hotel und lernte einen Tunesier kennen, der mich mit dem Zug bis Svilengrad in Bulgarien brachte. Dort wurde ich von der Polizei festgenommen und verbrachte drei Tage in einer Gefängniszelle; dann wurden meine Fingerabdrücke genommen, und ich kam anschließend in das Flüchtlingslager Harmanli mit etwa 5 000 Menschen. Die Beamten dort versprachen mir eine bulgarische Aufenthaltserlaubnis. Mit dieser könnte ich dann nach Deutschland fliegen. Ich dachte mir, drei Monate sind nicht zu lange und dann besitze ich einen bulgarischen Pass. Mit ihm

kann ich in Deutschland oder einem anderen europäischen Land arbeiten. Aber aus drei Monaten wurden 6 Monate. Am Ende dieser Zeit wurde mir gesagt, Iraker hätten keine Chance, eine Aufenthaltserlaubnis zu bekommen. Innerhalb von 13 Tagen müsste ich Bulgarien verlassen, andernfalls würde ich in den Irak abgeschoben werden oder müsste mit zwei Jahren Gefängnis rechnen. Nachdem mir mein Vater Geld geschickt hatte, machte ich mich mit Hilfe von google-map zusammen mit anderen Flüchtlingen zu Fuß auf den Weg nach Serbien. Ein Taxi brachte mich dann nach Belgrad, wo ich zwei Tage lang in einem Hotel wohnte. Von meinem Vater bekam ich die Handynummer eines Mannes mitgeteilt, den ich anrufen sollte. Das habe ich getan und traf den Mann, der mich in seinem Privatwagen bis Wien mitnahm. In Wien war ich natürlich völlig hilflos, bis ich jemanden ansprach, der arabisch aussah und der tatsächlich Araber war. Er sagte mir, es gäbe keinen direkten Zug nach München, nur von Salzburg aus. So gelangte ich also über Salzburg nach München, wo ich meine beiden Brüder traf, die über Griechenland, Mazedonien und Ungarn nach Deutschland gekommen waren. Zusammen fuhren wir nach Dortmund, um dort einen Asylantrag zu stellen. Ein Bruder wurde nach Hamburg geschickt, der andere Bruder mit mir nach Karlsruhe. Nach zwei Monaten war unser neuer Aufenthaltsort Heilbronn. Als die Frau und die Kinder meines Bruders nachgekommen waren, wurde ihm in Essen eine Wohnung zugewiesen. So lebe ich nun allein in Heilbronn.

Mein Leben in Deutschland

Da man ohne Deutschkenntnisse keine Chance hat, in Deutschland Fuß zu fassen, trug ich mich an der Volkshochschule für einen Deutschkurs ein. Weil ich aber noch keinen Asylantrag gestellt hatte, durfte ich nur zwei Module im Lehrbuch absolvieren. Der Grund, weshalb ich den Asylantrag so spät stellte, ist der, dass ich ein Jahr auf einen Termin warten musste. Vielen Flüchtlingen geht es so. So lange man keine Aufenthaltserlaubnis hat, ist man nur geduldet und darf erst nach drei Monaten eine Arbeit aufnehmen, allerdings keinen Deutschkurs besuchen. Jetzt aber warte ich auf den deutschen Pass und kann wieder einen Deutschkurs an der VHS belegen.

In einem Hotel bekam ich eine Lehrstelle als Koch. Bei meinem Praktikum in einer Schule im letzten Jahr lernte ich einen Koch kennen, der in dem Hotel Chefkoch gewesen war. Er vermittelte mir die Lehrstelle dort. Mit der Stadtbahn fuhr ich nach Öhringen, dann mit dem Fahrrad zum Hotel. Leider musste ich meine Lehrzeit nach ein paar Tagen abbrechen, weil ich zu starke Schmerzen im Knie bekam und ich nicht mehr stehen konnte. Die Schmerzen rühren daher, dass ich an einem Sportereignis teilnehmen wollte, aber zu wenig Zeit zum Trainieren hatte, so dass ich mein Knie überanstrengte. Ich musste krankgeschrieben werden. Jetzt habe ich gekündigt und lerne verstärkt Deutsch an der VHS.

Seit ich in Heilbronn bin, habe ich viele Leute kennengelernt und viel Freundlichkeit erfahren. Von der Stadt Heilbronn aus wurde mir in einem Flüchtlingsheim ein Zimmer vermittelt, das ich nun mit einem anderen Jesiden teile. Als ich in Deutschland ankam, dachte ich, hier sei ich sicher, aber jetzt sind die Leute, die dem IS geholfen haben, uns zu verfolgen, ebenfalls hier. Ich habe Angst und tue alles, um ihnen aus dem Weg zu gehen.

Mit meinen Verwandten stehe ich in engem Kontakt. Zwei bis dreimal in der Woche rufe ich sie an. Es dauert oft bis zu drei Stunden oder länger, bis ich mit allen Verwandten gesprochen habe.

Es wird mir hier nicht langweilig, denn ich helfe beim Willkommensprojekt der Diakonie mit, z.B. beim Übersetzen und beim Organisieren verschiedener Projekte, die z.B. Sport, Kochen, Tanz, Malen oder City-Aktivitäten (die Stadt Heilbronn kennenlernen) umfassen.

Bei der Jahreshauptversammlung der Bürgerstiftung Heilbronn wurde dem Projekt „Toleranz für interkulturelles Zusammenleben“ der erste Preis verliehen. An dem Flüchtlingspatenschaftsprojekt „Welcome“ des Jugendgemeinderats und dessen Kooperationspartnern durfte ich mithelfen. Das machte mir Spaß und ich fühlte mich in Deutschland angekommen.

Meine Stellung hier in Heilbronn ist leider nicht sicher. Wegen der Fingerabdrücke, die mir in Bulgarien genommen wurden, habe ich jetzt Probleme in Deutschland. Bei dem Flüchtlingsinterview wurde mir gesagt, dass ich damit rechnen müsse, nach Bulgarien oder in den Irak abgeschoben zu werden, da ich keine Aufenthaltserlaubnis besäße. Ich habe mir deshalb einen Anwalt genommen, der meine Sache vertritt.

(Weitererzählt von Rudolf Holzwarth; 2016)

Angelo Bengui: Angola – Dresden – Bretzfeld/Heilbronn
(Angola; geb. 1969)



Angelo Bengui mit seiner Mutter



Angelo mit echten Rastas

Als ich 20 Jahre alt war, nutzte ich die Chance, ins Ausland zu kommen.

Angola hatte sehr lange unter der Kolonialdiktatur gelitten. Als das Land 1975 unabhängig wurde, war die Begeisterung groß. Doch sie dauerte nicht lang, und das Land versank im Bürgerkrieg.

Als kommunistisches Land hatte Angola Unterstützungsabkommen mit anderen kommunistischen Ländern. Auf diese Art war es für angolanische junge Leute möglich, ins Ausland zu gehen und dort eine Ausbildung zu machen.

So war ich und meine Kollegen in die DDR gekommen, um eine Berufsausbildung zu machen oder ein Studium an einer Hochschule zu absolvieren.

Oktober 1989: In Angola ist Hochsommer – und ich muss zum ersten Mal in meinem Leben in ein Flugzeug steigen, um nach Europa zu fliegen. Zum ersten Mal verlasse ich meine Mama und meine Geschwister – allein.

Die Vorfreude ist groß. Es ist aufregend.

Wir sind eine Gruppe von jungen Leuten, und wir sind alle neugierig. Wir wissen, ab heute ändert sich etwas in unserem Leben. Wir werden entweder Helden sein oder Versager.

Aber schon am Flughafen in Luanda scheint die Illusion zu platzen.

Alles ist fertig, wir haben den Check-in hinter uns. Jetzt sitzen wir seit über zwei Stunden hier und warten auf den Abflug. Da kommt die Meldung:

„Das Flugzeug hat einen technischen Defekt. Wir fliegen heute nicht. Wer will, kann nach Hause gehen und morgen wieder kommen.“

„Waaas?! – Wir sind froh, dass wir hier sind! Draußen ist ,RUSGA“!“

So nannten wir die Zwangsrekrutierung. Da gingen die Militärs durch die Straßen und schnappten sich die jungen Leute für die Armee.

Im ganzen Land tobte der Krieg! – Und ich sollte wieder nach Hause! Wie sollte ich meine Familie benachrichtigen? Es gab kein Telefon! Wir entschlossen uns zu warten, bis das Flugzeug bereit war. So verbrachten wir zwei Tage auf dem Flugplatz. Und die zuhause dachten, ich sei schon in der DDR!!

Dann ist es so weit. Wir sitzen tatsächlich im Flugzeug und fliegen über Italien nach Russland, mit einem Zwischenstop in Moskau.

Moskau! Da freuten wir uns alle. Das ist doch das Land unserer Vorbilder, Juri Gagarin, Anatol Karpow, Gari Kasparow.

„Moskau ist auch ,unsere“ Hauptstadt! Wir sind doch Kommunisten!“ so dachten wir. Aber außer dem Flughafen haben wir nichts gesehen.

Wir laufen durch den schlauchartigen Gang vom Flugzeug zum Flughafengebäude Richtung Warteraum. In jeder Ecke steht unbeweglich ein bewaffneter Milizionär, der uns mit scharfem Blick anstarrt.

Einige von uns schütteln den Kopf und sagen enttäuscht:

„Wir haben zu Hause schon genug Waffen gesehen – und nun sind hier auch überall bewaffnete Leute!“

Der Warteraum ist nichts Besonderes. Unser einziger Lichtblick in Moskau sind die Putzfrauen. Die sind alle um die 20 Jahre alt, attraktive, echte, russische Blondinen...

Für unsere angolanischen Augen ist das etwas Besonderes. Zwar sind wir es gewohnt, in den Telenovelas im Fernsehen die Dunkelhaarigen aus Brasilien zu sehen. Aber waschecht blond und blauäugig, das ist noch etwas anderes!

Einer aus der Gruppe sagt: „Wenn ich so eine geschenkt bekomme, dann fliege ich gleich nach Angola zurück.“

Endlich sind wir da. Berlin-Schönefeld, der DDR-Flughafen. Draußen warten zwei Busse. Sie fahren uns nach Dresden. Hier soll unser neues Leben beginnen.

Dresden

Jetzt waren wir also da, in unserer neuen Heimat, in der wir die nächsten Jahre verbringen sollten.

Die Zimmeraufteilung im Wohnheim war schon gemacht. Zu zweit oder zu dritt teilten wir uns ein Zimmer, und obwohl wir uns größtenteils nicht kannten, war es kein Problem. In Angola sind wir von überall hergekommen. Aber trotz der unterschiedlichen Herkunft: wir sind alle Mwangoles (Angolaner), also müssen wir zusammenhalten, und ab heute zählt für uns alle nur eins: Deutsch lernen!

Als erstes haben uns unsere Betreuer die Reisepässe weggenommen, damit wir nicht nach Westdeutschland gehen können. Wir bekamen dann einen DDR-Personalausweis. Damit konnten wir überall hingehen, aber eben nur in der DDR. Wir haben protestiert, doch erst kurz vor der Wende bekamen wir unsere Pässe wieder.

Wenn die Wiedervereinigung nicht gekommen wäre, hätten wir die Pässe nur für den Flug in den von der angolanischen Regierung finanzierten Heimaturlaub wieder bekommen.

Unser Wohnheim war ein dreistöckiges Gebäude, das für uns renoviert worden war. Alles war neu. Die Betten, die Tische, auch die Küchengeräte. Im Untergeschoß gab es Gemeinschaftsduschen.

Geheizt wurde mit Kohle. Wir hatten vier Hausmeister, die in Wechselschicht arbeiteten. Sie waren gleichzeitig unsere Betreuer.

Wir mussten Miete bezahlen. Das Geld wurde direkt von unserem Einkommen, das heißt, von dem, was wir von unserer Ausbildungsfirma bezahlt bekamen, abgezogen.

Wir mussten uns um nichts kümmern. Unsere Betreuer machten alles für uns.

Es gab im Haus ein Zimmer, welches für Besucher reserviert war. Wenn jemand Besuch hatte, musste er das beim Hausmeister anmelden und bekam die Schlüssel.

Die Umgebung und die Menschen, alles war aufregend und unbekannt.

Für mich und alle anderen Afrikaner war dies das erste Mal, dass wir heißes Wasser hatten und eine Heizung brauchten. Das war neu und fremd für uns. Erst da wurde uns klar, dass wir uns in einer ganz anderen Welt befanden. Alles war kalt. Ohne Heizung ging es nicht.

Auch kannten wir uns noch nicht, obwohl wir aus demselben Land kamen. Wir mussten neue Freundschaften schließen. Und die Muttersöhnchen mussten lernen, wie man sich selbst etwas zu essen kocht. Dazu gehörte auch ich. In Angola konnte ich nur Milchreis und Haferflocken kochen.

Nach etwa vier Wochen ging es uns schon besser. Wir kannten uns und hatten bereits eine Fußballmannschaft gegründet.

Bald sprachen wir auch über unsere Frauen und Freundinnen, die in Angola geblieben waren, und wir waren uns einig, ohne sie ist das Leben schwer.

Einige Kollegen waren verheiratet und hatten ihre Familie zurück gelassen, und da wir fast alle noch nie so weit weg von zuhause waren, fühlten wir uns manchmal wie gestrandet auf einer einsamen Insel.

Keine Freunde, keine Familie. Dieses Gefühl kannten wir vorher nicht. Nur die Kollegen, die direkt von der Armee kamen, waren es gewohnt, ohne Familie zu leben. Sie halfen uns das Heimweh zu überwinden.

Agustinho schaffte es nicht. Er ging freiwillig zurück nach Angola.

Frauen waren immer ein Thema, nicht nur weil wir uns einsam fühlten, sondern wir waren der Meinung, mit einer Freundin hat man andere Gesprächsthemen, und deutsche Frauen haben vielen Kollegen das Deutsch-Lernen erleichtert.

Mein Gott, die weißen Frauen sind echt eine Klasse für sich. Blond mit blauen Augen, schwarzhaarig mit grünen Augen, und auch braune Augen wie unsere gibt es. Fast alle sehen gut aus.

In Angola gibt es auch weiße Leute. Aber sie sehen irgendwie anders aus. Vielleicht hat das mit dem Wetter zu tun. Die Weißen in Angola haben auch nicht sehr viel Kontakt zu uns. Selbst diejenigen, die schon seit langer Zeit dort leben oder sogar dort geboren sind.

Mein Herz klopfte, wenn ich um 7:30 morgens in den Bus einstieg und die vielen schönen Frauen sah. Ich dachte:

Die guckten mich mit schrägen Augen an. Aber sie lächelten immer irgendwie. Die älteren Frauen waren sogar sehr hilfsbereit.

Aber wie stelle ich den Kontakt her? fragte ich mich wieder und wieder.

Ich kann nicht einmal „Guten Tag“ sagen. Und die Aussprache ist soo schwierig.

Ich dachte, ich muss mich irgendwann trauen. Sonst wird niemand mit mir sprechen. Die Leute sind aber auch wirklich schwer zu verstehen.

Ich wartete darauf, endlich mit jemandem Deutsch zu sprechen. Doch die schauten mich immer nur an und lächelten. Warum? – Weil sie mich für einen Affen hielten?

Viele wollten nicht glauben, dass ich nicht direkt aus dem Busch komme und weiß, was ein Radio und ein Fernseher ist.

Für die Männer waren wir nur Schwarze, Neger, ohne Bedeutung.

Hier erschien der Rassismus ganz offen. Ein Angolaner kennt Rassismus. Jedoch so extrem wie hier ist er in Angola nicht. Er ist bei uns nicht mit so tiefem Hass verbunden. Man sagt vielleicht „Du Arschloch“, aber deswegen hasse ich denjenigen doch nicht.

Kinder versuchten immer wieder, mit dem Finger über meine Haut zu streichen, um zu gucken, ob ich abfärbe. Aber die Mütter waren nicht in der Lage, dem Kind zu erklären,

dass es auf der Welt Menschen mit verschiedenen Hautfarben gibt. Meist zogen sie die Kinder einfach weg.

Sogar Menschen aus der Unterschicht, Menschen, die selbst auf fremde Hilfe angewiesen sind,, taten so, als wären sie etwas Besseres, wenn sie einen Afrikaner sahen.

Aber ich will doch hier bleiben! dachte ich. Wie soll das gehen, wenn ich nur ein Affe bin. Wie soll ich mit diesen Leuten klar kommen?

Trotzdem fühle ich mich wohl hier, und ich habe auch schon ein paar Freunde gefunden. Sie kommen von überall her. Doch die meisten sind Afrikaner.

Medizin-Check

Noch bevor es richtig los ging, mussten alle zum Medizin-Check.

Mann, was sollen diese Untersuchungen noch. Wir haben uns doch in Luanda schon untersuchen lassen. Geimpft sind wir auch, dachte ich. Aber es blieb uns nicht anderes übrig. Wir mussten!

Am nächsten Morgen ging es zum Arzt, Blut Urin und Stuhlprobe abgeben.

Nichts essen und nichts trinken.

„Wow,“ sagte einer, „Ich habe Angst vor Spritzen...“

Wir fragten nach. Was wollen die genau untersuchen?

Die Antwort war: „Ihr seid Afrikaner, und bei euch gibt es viele Krankheiten. Vor allem AIDS ist ein Grund für diese Untersuchungen.“

Also wir haben wirklich viele Krankheiten in Afrika. Lasst uns machen, was die wollen.

Der Arzt zapfte Blut ab. Immer wieder. Immer wieder mussten wir antreten. Fast drei Monate ging das Theater mit den Untersuchungen. Am Ende war keiner HIV-positiv. Alle waren gesund bis auf einige kleinere Infektionen, die man schnell in den Griff bekam.

Shopping

Nach diesen Untersuchungen durften wir uns zum „Shoppen“ begeben.

Es wurde Winter. – Winter!? – Ach, das kennen wir doch aus Filmen. Aber eine genaue Vorstellung hatten wir nicht.

Wir waren ohne Winterbekleidung gekommen, und der erste Monat, Oktober, war nicht kalt. Wir konnten uns gar nicht vorstellen, was man uns über die Kälte und die Winterzeit erzählt hatte. Wir fuhren also mit unseren Betreuern und einem Dolmetscher zu einem Einkaufszentrum, um Winterbekleidung zu kaufen. Der Betreuer sagte uns:

„Kauft euch dicke Pullover, lange Hosen, Handschuhe, Wintermäntel und Winterschuhe.“

Das Geld für diesen Einkauf wurde uns von unserer Ausbildungsfirma geliehen, bei der wir später lernen sollten.

Aber als wir in den Laden kamen, haben wir uns nur für leichte Sonnmersachen interessiert. Keiner hat Winterklamotten gekauft. Die Mäntel, die da hingen, fanden wir nicht schön und die Schuhe auch nicht. Es waren genügend gefütterte Stiefel da. Aber für uns war das alles zunächst einmal einfach uninteressant.

Nach etwa einer Stunde sollten wir uns am Ausgang treffen. Aber vorher standen wir Schlange an der Kasse – ohne ein Stück warme Bekleidung. Der Betreuer sah das und schickte uns zurück in den Laden. Er sagte:

„Das sind keine Wintersachen.“

Wir maulten: „Was da ist, das gefällt uns nicht.“

Darauf der Betreuer: „Es geht nicht um Schönheit. Es geht um Schutz. Ihr müsst euch vor der Kälte schützen.“

Hmm! – Als Afrikaner wissen wir nicht, wie sich Kälte anfühlt.

Aber bald sollten wir es lernen. Uns war überhaupt nicht bewusst, wie kalt es in Europa werden kann.

Schließlich haben wir vor lauter Eile fast alle die gleichen Sachen gekauft. Als der Winter dann da war, sahen wir wie ein Armeebatallion aus. Alle Mäntel hatten dieselbe Farbe und den gleichen Schnitt. Mann, war das peinlich, wenn wir alle zusammen zur Bushaltestelle gingen!

Deutsch lernen

Die Lehrerin kommt herein und sagt „Guten Morgen“, und alle anderen antworten „Guten Morgen“. Die Schüler setzen sich, und die Lehrerin fängt an zu erzählen. Keiner versteht sie. Aber andere Sprachen darf sie nicht benutzen. Sie muss immer deutsch sprechen. Das ist Vorschrift.

Für mich und die anderen Schüler war das so exotisch wie Japanisch.

Wir kommen aus einem Land, in dem es keine eigene Landessprache gibt. Portugiesisch, die Amtssprache in Angola, stammt noch aus der Kolonialzeit. Hier versteht das niemand.

Im Unterricht versuchte jeder etwas in der fremden Sprache zu sagen, auch wenn es nur ein bisschen war. Die deutsche Sprache war bisher für niemand von uns ein Begriff, obwohl deutsche Produkte in Angola sehr bekannt sind. Allen voran Mercedes, Aspirin und IFA-LKW aus der DDR. Die waren in Angola sehr beliebt. Leider gab es damit viele Unfälle. Das Bremssystem war so schlecht, dass es am Berg immer wieder versagte.

Also – ich bin jetzt in dem Land, wo dieses Auto herkommt.

Aber die Sprache ist einfach sooo schwer!

Zum Glück gibt es einen Dolmetscher, den wir anrufen können, und ein Telefon im Klassenzimmer ist auch da, und wenn die Wörterbücher nicht weiter helfen, dann greift jemand zum Telefon und fragt den Dolmetscher. Der ist einer von unseren Landsleuten. Aber er ist keine große Hilfe. Er ist meist zu betrunken, um zu übersetzen.

Es bleibt keine andere Wahl. Meine Landsleute und ich müssen Deutsch lernen. Grammatik büffeln war eine echte Herausforderung. Aber auf der Straße war eine andere Sprache gefragt. So lernten wir zuerst die schlimmen Wörter und dann die richtigen. Das verstanden meine Freunde und ich sehr schnell.

Unsere Deutschlehrerin nahm alles locker und wir dachten, mit ihr könnte man über alles reden, und jeder der sich für einen Mann hielt, wollte es bei ihr versuchen. Aber sie lachte nur und ließ keinen von uns an sich heran.

Der Unterricht war abwechslungsreich. Wir arbeiteten oft mit einem Glossar. Wir machten Übungen und lasen viel und versuchten immer öfter Konversation zu machen und Rollenspiele. Das war lustig, weil wir noch nicht so viel Deutsch konnten und so sprachen wir ein Mischmasch aus unserer Sprache, Portugiesisch und Deutsch.

Ganz langsam fingen wir an, die neue Sprache zu verstehen.

Weihnachten 1989 – erste Begegnung mit Jugendlichen

In meiner Heimat war ich begeistertes Mitglied des katholischen Kirchenchors. Mit dieser Begeisterung ging ich auch in Dresden in die Kirche. Beim ersten Mal saß ich da und verstand kein Wort. Aber die katholischen Gottesdienste laufen überall in der Welt gleich ab, und so konnte ich nachempfinden, wo der Pfarrer im Moment war.

Eines ist mir jedoch gleich klar: Die Kathedrale ist zwar schön, und alles ist wie bei uns in San Antonio. Aber die Kirche war kalt, sehr kalt.

Als einziger Afrikaner unter Hunderten von Deutschen, dachte ich, dass nach dem Gottesdienst sich schon jemand bei mir melden wird. Aber dann hatte doch niemand Interesse.

Ich fragte den Betreuer im Internat, wie ich Kontakt zu den Kirchenleuten aufnehmen könnte. Der Betreuer besorgte mir eine Telefonnummer. Ich rief dort an und sagte, dass ich kein Deutsch kann, aber ein bisschen Englisch und Französisch.

Wir vereinbarten einen Termin mit der Jugendgruppe. Wir gingen zu zweit dort hin. Um die Kommunikation zu erleichtern, ging ich mit einem Kollegen, der Englisch und Französisch sprach. Wir hatten uns viel erhofft von diesem Treffen. Am meisten interessierte uns, wie die Jugend in der Kirche mitarbeitet. Und ich wollte gern wieder einmal im Chor singen.

Die jungen Leute waren alle gespannt, was die Gäste aus Afrika zu erzählen hatten.

Die meisten konnten keine Fremdsprachen außer Russisch. Aber zwei Jungen konnten ein bisschen Englisch und Französisch. Die haben sich dann immer abgewechselt. Wenn der eine auf Englisch nicht weiter konnte, hat es der andere mit Französisch versucht. So haben wir uns unterhalten.

Wir redeten über Gott und die Welt. Doch das Interesse der Jugendlichen war nicht unsere Arbeit in der Kirche, sondern das Leben in Afrika. Die Fragen waren dieselben wie so oft:

- Was macht deine Familie? – Wie wohnt ihr? – Habt ihr Wasser? – Gibt es bei euch auch Städte?

Wir konnten nicht glauben, dass die Leute, die uns eingeladen hatten, keine Ahnung von Afrika hatten. Jedes kleine Kind bei uns – zumindest in Luanda – weiß, wie Europäer aussehen.

Wir haben den Jugendlichen erzählt, dass es alles, was es hier gibt, auch bei uns gibt. Sicher, auch bei uns gibt es Menschen, die noch nie einen Weißen gesehen haben, oder nicht wissen, was elektrischer Strom ist, aber nur in den Dörfern tief im Busch, nicht in der Stadt. Wir versicherten, dass das Leben bei uns in der Stadt ganz normal ist, so wie hier. Niemand lebt auf Bäumen wie ein Affe. Der DDR-Botschafter wohnt in einer Villa.

Als wir gefragt wurden, ob es bei uns auch Autos gibt, antworteten wir:

„Ja klar. Alle Automarken. Nur U-Bahn und Straßenbahn haben wir nicht.“

Und dann sagte mein Kumpel noch, dass bei uns jeder der Geld hat, sich jedes Auto kaufen kann, von Mazda bis Mercedes. Daraufhin wurde es ganz still:

„Mercedes?“ – „Ja, jeder, der es sich leisten kann, kann sich so ein Auto kaufen.“

Da wunderten sich alle.

Wir fragten: „Warum soll Autokaufen ein Problem sein?“

Sie sagten: „Hier bei uns muss man erst bestellen und dann lange warten.“

Ein Auto zu kaufen war in der DDR schwer, weil in der DDR Autos nur für den Eigenbedarf produziert wurden. Importe aus dem westlichen Ausland gab es nicht.

Deshalb gab es immer zu wenige Autos.

Wir erklärten: „Wir bauen keine Autos. Wir importieren sie. Deshalb warten wir nicht. Jeder kauft nach seinen Möglichkeiten. Aber nur diejenigen, die gute Geschäfte machen, können sich einen PKW leisten.“

Dann sollten wir denen erklären, wie man in einem Dorf ohne Strom und Wasser lebt. Wir sagten: „Wir Afrikaner versuchen, das Leben so einfach wie möglich zu machen. Jeder versucht mit dem, was er hat, so gut es geht zu leben, und das Wasser kann man überall holen.“

Bis Ende der 80er Jahre war Luanda nicht überbevölkert, und in jedem Bairro, d.h. Stadtteil ausserhalb vom Zentrum, gab es Chafaris, das sind Wasserbrunnen, wo die Bewohner jederzeit kostenlos sauberes Wasser holen konnten. In der Stadt gibt es Wasserleitungen und Kanalisation in jedem Gebäude.

In den Dörfern ist es sogar einfacher mit dem Wasser als in den Städten, weil man ein Dorf nie weit von einem Fluss baut. Ich kommen nicht aus den Sahara, einem Gebiet, wo es kein Wasser gibt. Wir müssen keine Brunnen graben. Wir trinken aus dem Fluss, oder direkt von der Quelle.

„Die Mutter von die Eier“

Die Reise in die DDR war für mich das erste Mal, dass ich ohne meine Familie auskommen musste. Alles musste ich ab jetzt selbst machen:

Kochen, putzen, waschen und bügeln...

In Dresden angekommen, musste ich mich erst einmal an das fremde Essen gewöhnen und an die Sprache. Am Anfang bekamen wir deutsches Essen. Es wurde für uns gekocht. Aber wir waren gar nicht begeistert von dem, was uns da vorgesetzt wurde. Das Frühstück war ok, das Mittagessen ging auch. Aber das Abendbrot war ein großes Problem, denn in Angola essen wir abends warm und nicht einfach Brot mit Aufschnitt oder Käse.

Nach drei Monaten hatten wir genug von der deutschen Küche. Uns fehlte einfach das „Fufu“. Also beschlossen wir, gemeinsam zu unseren Betreuern zu gehen und uns für das Selber-Kochen stark zu machen. Wir sagten ihnen, dass wir unser Abendessen selbst kochen wollten.

Es gab im Internat eine Küche, jedoch ohne Herd. Es gab nur Kühlschränke und ein paar Schränke, um Kleinigkeiten aufzubewahren.

Der Betreuer sagte, er werde für uns die Küche fertig machen lassen. Als die Küche fertig war, haben wir angefangen, selbst zu kochen. Aber wir wussten nicht, wo wir die Zutaten für Fufu finden sollten. Der Grundstoff dazu ist Maniokmehl. Jeder von uns wollte „Funge“ essen (so heißt Fufu auf Portugiesisch), aber die Hauptzutat fehlte und war nirgends zu bekommen.

Ein Kollege, der bei seinem Freund in Berlin zu Besuch war, aß dort Grieß mit Soße und Fleisch. Das ist fast wie Funge. Er fragte, wo man sowas kaufen kann und wie es auf Deutsch heißt.

Die Angolaner, die schon länger in der DDR waren und etwas Deutsch sprechen konnten, erklärten ihm, dass das, was er grade gegessen hat, auf Deutsch Grieß heißt.

Wir gingen also alle in die Kaufhalle, um Grieß zu kaufen.

Grieß gefunden und Fleisch auch. Also war jetzt alles klar. Wir konnten wieder wie zuhause essen. Früh Tee, mittags warm und abends auch warm. So waren wir es gewöhnt. Aber eines fehlte uns noch: Der „Frango“.

In der DDR heißt das Broiler, in Westdeutschland ist das ein Hähnchen. Schweinefleisch hatten wir genug. Aber für ein Abendessen wie zuhause fehlte uns noch ein Broiler. Was machen wir nun?

Wie immer vor dem Einkaufen suchten wir erst einmal im Wörterbuch, um die Namen von dem, was wir kaufen wollten, auswendig zu lernen oder abzuschreiben. Nur bei Broiler guckten wir nicht. Wir wussten auch schon, wie „ovos“ auf Deutsch heißen, nämlich Eier.

In der Kaufhalle suchten wir überall, um den Frango zu finden. Der war aber unauffindbar. Dann fanden wir Eier. Also hier in der Nähe müsste auch der Frango sein, dachten wir. Aber da war keiner.

Und jetzt?

Einer von uns meinte, wir sollten die Angestellte oder die Verkäuferinnen fragen. Ein Anderer sagte, er wolle sich nicht blamieren. Ich fragte, warum blamieren? Da sagte er: „Weiß jemand von uns noch wie Frango auf Deutsch heißt?“ -

„Oh Mist! Den Namen haben wir mal gehört. Aber wie war der noch???....“

Keiner wusste es. Dann fragen wir bitte! Aber wie? – der Name ist doch weg! – Wir hatten ein kollektives Blackout. Der Mutigste von uns ging also hin, nahm die Frau an der Hand, zog sie bis zu dem Stand, wo die Eier waren und fragte:

„Wo ist Mutter von die Eier? das Fleisch.“

Die Verkäuferin: „Wie bitte?“

Daraufhin fingen wir alle an zu gestikulieren, und machten Bewegungen wie ein Vogel, der fliegt. Dazu riefen wir: „Bruh! Bruh!“

Da sagte die Frau: „Sucht ihr etwa einen Broiler?“

und wir alle miteinander riefen erleichtert: „Jaaa!!“

Also der Name ist Broiler! Im Internat wurde das dann unser Gag. Jedes Mal fragten wir wieder nach „die Mutter von die Eier“.

Und dann kam die „Wende“

Als wir nach Dresden kamen, war alles noch in Ordnung. Von Wiedervereinigung keine Spur. Wir durften jederzeit überall hingehen.

Wir sahen in dem neuen Land die Chance, eine gute Ausbildung zu erhalten und uns ein besseres Leben aufzubauen.

Was wir nicht ahnten war, wie unsicher die Situation in Wirklichkeit war.

Plötzlich kippte die Stimmung im Land. Wir waren ahnungslos. Die Fernsehbilder konnten wir sehen. Aber wir verstanden überhaupt nicht, worum es ging.

Auf einmal gab es in der Stadt Demonstrationen. Wir wurden immer informiert, wenn sie stattfanden. Vor allem, wenn die Neonazis wieder da waren. Bis vor kurzem waren es Fußball-Hooligans, jetzt waren es Neonazis, die wir fürchten mussten.

Dann sagte unser Dolmetscher und die Betreuer:

„Heute nicht in die Stadt gehen. Es gibt eine Demo.“

„Demo? Was ist das?“ fragten wir.

Einer der Betreuer erklärte es so:

„Die Rechten, die Neonazis, demonstrieren heute auf der Straße in der Stadtmitte. Sie hassen Ausländer.“

„Aber warum hassen sie uns?“ fragten wir.

„Weil sie Angst um ihren Arbeitsplatz haben.“

„Aber wir arbeiten doch gar nicht.“

„Als Schwarze sieht man euch immer sofort. Dann seid ihr die Zielscheibe der gewaltbereiten Neonazis.“

Dann kam die „Wende“. Deutschland wurde wiedervereinigt. Wir verstanden nicht, was das alles zu bedeuten hatte, nur so viel war klar: Es gab plötzlich keine DDR mehr.

Diese „Wende“ kam für uns Angolaner zur denkbar schlechtesten Zeit. Grade hatten wir unsere Ausbildung angefangen und jetzt war alles von einem Tag auf den anderen wieder infrage gestellt.

Wir erfuhren nichts von der Politik und niemand erklärte uns was vorging.

Eines Tages kamen Sieg und Alex, unsere Betreuer, und sagten mit Tränen in den Augen, dass sie arbeitslos würden, und wir, die Angolaner nach Angola zurück gehen müssten, weil die DDR nicht mehr existiert.

Ich habe erst einmal nicht viel davon gehalten, weil ich mir gar nicht sicher war, ob das stimmt. Wie kann ein Staat einfach aufhören zu existieren?

Ich war ja noch nicht lange da, und ich sollte fünf Jahre bleiben. Warum sollte ich mir nach einem Jahr schon Gedanken machen über meine Rückkehr?

Im Fernsehen sahen wir, die Demos gingen weiter. Vor allem in Leipzig und Berlin. Wir hatten zwei DDR-Sender und auf DDR 2 kam manchmal eine MTV-Aufzeichnung aus Holland. Nur so konnten wir Westfernsehen empfangen.

Alle DDR-Bürger freuten sich über die D-Mark. Als dann aber die meisten ihre Jobs verloren, war die Freude sehr schnell verflogen.

Das war für niemand eine einfache Situation. Die Menschen in der DDR wussten auch nicht, was auf sie zukommt. Viele Betriebe wurden geschlossen. Von heute auf morgen verloren die Leute ihre Arbeit.

So haben sie auch angefangen, Ausländern zu misstrauen und sie zu hassen.

Noch mehr verunsichert wurden sie, als die Wiedervereinigungspläne Wirklichkeit wurden.

Uns wurde mitgeteilt, dass auch unser Ausbildungsbetrieb geschlossen wird. Ein Teil der Mitarbeiter wurde entlassen, und wir sollten nach Angola zurück. Da wurde mir erst klar, was der Betreuer vor kurzem gesagt hatte.

Nun wollten die Deutschen also diese Wiedervereinigung, nachdem sie seit 1945, seit dem Ende des zweiten Weltkriegs, in zwei getrennten Staaten gelebt hatten – und wir sollten zurück nach Hause.

Nach Angola! in den Krieg!

Jetzt begann das große Kopfzerbrechen. Wir alle waren voller Fragen. Fragen, die wir monatelang nicht mehr aus dem Kopf und aus unseren Gedanken kriegten:

Was sollen wir machen?

Zurück nach Hause? – Wieder in die Höhle des Löwen?

Wer geht? – Wer bleibt?

Die Familienangehörigen warnen vor einer Rückkehr.

Also was tun?

Hier geht es mir eigentlich doch ganz gut. Trotz der Umstellung.

Oder soll ich doch nach Hause zurück? fragte ich mich wieder und wieder.

Ich habe doch noch nichts gelernt. Ich kann noch nicht einmal die Sprache von hier.

Ich habe alles liegen lassen, um hierher zu kommen und um etwas Besseres zu lernen.

Was wird aus mir, wenn ich zurück gehe?

und wie überlebe ich hier?

Wie soll das gehen, ohne Arbeit, ohne Geld, ohne Wohnung?

Oh Gott, was bin ich für ein Pechvogel!

Tag und Nacht quälte ich mich mit denselben Fragen und fand doch keine Antwort. „Jeder für sich. Gott für alle“, sagte ich mir schließlich, und nach langen schlaflosen Nächten beschloss ich in Deutschland zu bleiben.

Doch dann kam der Betreuer und sagte:

„Alle die sich entschieden haben, hier zu bleiben, müssen sich eine andere Bleibe besorgen, d.h. eine Wohnung, weil das Wohnheim geschlossen wird, und niemand mehr dafür zuständig ist.

„Und wer kann mir bitte eine Wohnung besorgen?“ fragte ich.

„Ihr müsst zum Wohnungsamt gehen und dort einen Antrag auf eine Wohnung stellen.“

„Wie soll das gehen?“ fragten wir, „wir können die Sprache noch nicht, und jetzt sollen wir einen Antrag stellen!“

Ich besorgte mir die Telefonnummer und ließ mir einen Termin geben.

Vorsichtshalber nahm ich drei Wörterbücher mit, ein deutsch-portugiesisches, ein portugiesisch-deutsches und ein französisch-deutsches.

Gleich als ich auf dem Amt ankam, ging es los. Die Frau hinter dem Schreibtisch verstand mich nicht. Ich öffnete mein portugiesisch-deutsches Wörterbuch und deutete auf das Wort „Wohnung“.

„Ach so! Sie suchen ein Appartement! ...“ und mithilfe der Zeichensprache erklärte sie mir:

„Ich kann Ihnen keine Wohnung geben. Aber ich gebe Ihnen einen Schein, damit Sie bei der Wohnungssuche keine Schwierigkeiten bekommen.“

„Also hier kein Haus. Aber Papier,“ sagte ich in meinem gebrochenem Deutsch.

„Genau“, sagt die Frau. „Genau! das ist doch mein Lieblingswort.“

Der Traum ist vorbei!

Wir hier im Wohnheim kamen alle aus demselben Land. Wir sind uns vorher nie begegnet. Trotzdem verstanden wir uns gut. Wir hatten schon eine Fußballmannschaft – und nun sollen wir uns wieder trennen. Wirklich schade, dass wir unsere vertraglich garantierte Ausbildung, kaum angefangen, abbrechen und uns von der DDR verabschieden mussten.

Unsere Betreuer waren am Anfang etwas distanziert. Aber bald fingen sie an, uns zu vertrauen. Mit der Zeit sind wir sogar Freunde geworden. Auch sonst hatte ich hier schon nette Leute kennen gelernt. – Und jetzt war alles vorbei!

Ich überlegte hin und her. Schließlich stand meine Entscheidung fest:

Ich bleibe hier. Trotz allem.

Als die DDR am Ende war, bekamen wir eine Kündigung und eine finanzielle Abfindung für den nicht beendeten Arbeits- und Ausbildungsvertrag von dem Betrieb, in dem wir unsere Ausbildung machten und arbeiteten.

Doch nicht nur uns hatte man gekündigt, auch die DDR-Kollegen verloren ihre Arbeit. Fast alle Fabriken und Betriebe wurden dicht gemacht.

Die DDR- Kollegen wurden arbeitslos, und wir sollten nach Angola zurück.

Mit dem Geld, das wir erhalten hatten, haben wir eingekauft. Alle Sachen, die wir im Wohnheim hatten, konnten wir kaufen und nach Angola mitnehmen. So haben alle Kollegen, die nach Angola zurück gegangen sind, ihre Betten, Schränke, Kühlschränke mitgenommen.

Selbst unsere Kochherde konnten wir für einen kleinen Geldbetrag kaufen.

Die angolansische Regierung stellte uns einen 40-Fuss-Container zur Verfügung, damit wir unsere Sachen alle mitnehmen konnten. Sie übernahm die gesamten Kosten für den Transport. Selbst die PKWs, die wir gekauft hatten, wurden nach Angola verschifft, und auch die Zollgebühren wurden von der Regierung übernommen.

Kollegen die etwas gespart hatten, konnten viele Sachen kaufen und kostenlos nach Angola schicken. Dort haben sie alles wieder verkauft. So konnten sie sich eine Existenzgrundlage schaffen und Geschäfte machen oder ein eigenes Geschäft aufbauen. Aber diejenigen, die nichts gespart hatten, waren arm dran, weil die Regierung in Angola sich nach ihrer Rückkehr nicht mehr um sie gekümmert hat.

Manche meiner Kollegen sind reich geworden mit dem, was sie aus der DDR mitgebracht hatten. Doch die meisten haben nichts außer ihren Erinnerungen.

Die Rettung

Für diejenigen, die in der BRD geblieben sind, war es auch schwierig. Es war nicht einfach, hier Fuß zu fassen.

Im Moment saßen wir allerdings noch ziemlich ratlos in Dresden.

Plötzlich, im Herbst 1990, kamen Pinto und Paulo und sagten:

„Ey Jungs, wir haben einen Unternehmer getroffen, der sucht Arbeitskräfte. Er wird sich um alles kümmern. Wohnung, Aufenthaltsgenehmigung ...“ Aufenthaltsgenehmigung? Was ist das denn schon wieder? Das haben wir doch bisher auch nicht gebraucht!

Als Ausländer brauchte man jetzt eine Aufenthaltsgenehmigung.

Um die zu bekommen, musste man einen Job haben und eine Wohnung oder zumindest eine Meldeadresse.

Die Aufenthaltsgenehmigung wurde in den Pass gestempelt nachdem wir unsere Angola-Pässe wieder bekommen und den DDR-Personalausweis zurück gegeben hatten.

Jetzt sollten wir uns also mit diesem Unternehmer treffen, um von ihm alles genau zu hören oder wie?

„Ist das die Rettung?“ fragten wir uns. „Unser Deutsch ist doch nur zum Einkaufen zu gebrauchen. – Ach ja, wir gehen trotzdem hin.“

Nach kurzer Überlegung besorgte ich mir die Telefonnummer von dem Unternehmer, und Walter und ich machten einen Termin.

Da standen wir nun in seinem Büro und er erklärte uns, dass er eine Entsorgungsfirma hat und Mitarbeiter braucht. Er war Schrotthändler.

Nach der Wende wurden viele DDR-Betriebe geschlossen, und der ganz Schrott, der dadurch entstand, musste entsorgt werden. Darauf hatte sich Herr U. Pulwer spezialisiert. Und wir sollten ihm beim Schrott-Sammeln und bei der Entsorgung helfen.

Wir erzählten ihm von unseren Sorgen und unseren Wohnungsproblemen. Er antwortete:

„Keine Angst, ich besorge euch eine Wohnung. Mietfrei!“

„Wow! – Der Mann ist echt der Messias für uns.“

Dann kam er und holte unsere Sachen aus dem Wohnheim. Als meine Kollegen längst in Angola waren, sind Walter und ich noch vier Woche im Wohnheim geblieben. Bis wir den Job bei der Schrottfirma fanden. Dann zogen wir in die neue Wohnung. Sie lag in einem heruntergekommenen Altbau.

„Wohnung“, sagte der! ... Das war eine Bruchbude! Kein Warmwasser, kein Bad. Wer duschen wollte, musste ins Nachbargebäude gehen. Die Heizung war ein alter Kachelofen.

Mein Gott! wir werden hier erfrieren! dachte ich. Aber was soll's. Wir halten durch.

Dann gingen wir zur Arbeit. Arbeit!! Das war wohl das Schlimmste!

Wir bekamen ein Kranfahrzeug und los ging's, Schrott sammeln. Alles was keiner mehr braucht. Vor allem Metallschrott, wie z.B. alte herrenlose Autos.

Die größeren Teile zerschnitten wir mit dem Propangas-Schneidbrenner und transportierten alles zur Zentrale. Dort stand eine Pressmaschine, die die Schrottfahrzeuge zu einem kleinen Metallwürfel zusammen presste.

Am Anfang waren wir mit einem deutschen Kollegen unterwegs. Der hatte die Adressen und ist auch gefahren, bis wir uns sprachlich einigermaßen verständigen konnten. Dann durften wir beide, Walter und ich selbständig arbeiten.

Aber die DDR-Fahrzeuge hatten es in sich. Sie bestanden fast nur aus Pappe.

Den Trabi zu pressen tat weh. Das Auto ist von Natur aus schön:

eine kleine Pappebüchse für gemischten Kraftstoff.

Wir holten aus allen Ladas und Skodas das Benzin heraus und betankten damit unsere Privatautos, die wir uns in den chaotischen Tagen der Wende zugelegt hatten. Aber vom

Trabi gab es einfach nichts zu gebrauchen. Doch das Auto war Kult. Im Winter stotterte er vor sich hin und wenn man ein etwas älteres Modell hatte, war das Starten auch problematisch. Trotzdem liebten ihn alle.

Ich wollte mir hier ein neues Leben erarbeiten. Aber diese Arbeit auf Dauer mache ich nicht! Im Winter draußen Schrott sammeln bei Minusgraden! Finger, Zehen und das Gesicht waren fast wie tiefgefroren. Ich zog mir zwei dicke Hosen, zwei Paar Socken, drei Pullis und dick gefütterte Handschuhe an. Aber das half alles nicht. Spätestens nach einer Stunde fing ich an zu zittern.

Ab und zu fuhren wir im Hof mit dem Gabelstapler, um die gepressten Autos zu verladen. Der Stapler war offen und beim Fahren kriegte man die ganze kalte Luft ins Gesicht.

Meine Kollegen gingen jede Stunde Kaffee trinken. Ich mag aber keinen Kaffee und musste deshalb Tee trinken. – Den ganzen Tag Tee – das ist auch grausam.

Sozialhilfe bekamen wir nicht. Eine Krankenversicherung hatten wir auch nicht. Doch wir wollten überleben. Also – Augen zu und durch!

Der erste hart erarbeitete Lohn war da – und ich hätte weinen können:

nur 600 Mark! Der Chef bezahlte das nicht einmal auf einmal, sondern mal 400 mal 500 Mark. Wir wussten nicht, wie man hier den Stundenlohn berechnet. So nahmen wir, was er uns gab.

„Trotzdem: lasst uns durchhalten bis irgendwann. Dann verlassen wir diese Firma sowieso.“

Die kurze und sehr intensive Zeit in Dresden war eine Lehre für mich.

Es war das erste Mal, dass ich fern von meiner Familie war. Ich war auf mich allein gestellt. Aber ich hatte Hoffnung und die Erwartung, dass dies vorübergehend war.

Als die Wiedervereinigung kam, war für mich erst einmal alles kaputt. Ich wusste nicht, wie es weitergehen würde, und aus der Heimat kamen auch keine guten Nachrichten: dort war Krieg und nochmals Krieg.

Westwärts

Nachdem ich eine Aufenthaltserlaubnis bekommen hatte, rief ich meine Kumpels in München, Stuttgart und Berlin an. Keiner konnte mir helfen. Sie waren selbst auf der Suche.

Dann telefonierte ich mit Zanzarra. Er lud mich zu sich nach Bretzfeld ein. In Bretzfeld angekommen, suchte ich nach Jobs und schrieb überall hin Bewerbungen.

Als mein Freund mich bei der Firma Würth seinen Vorgesetzten vorstellte, führten wir ein kurzes Gespräch, dann boten sie mir eine Stelle an.. Das war mein Anfang im Westen. Bis heute bin ich dort beschäftigt

Viel Zeit ist inzwischen vergangen. Alle, die hier geblieben sind, haben sich inzwischen gut in die deutsche Gesellschaft integriert.

Aus uns sind Papas und Mamas geworden. Einige konnten sich weiterbilden und arbeiten hier. Einige machten einen Hochschulabschluss und sind dann nach Angola zurück gegangen. Ansonsten leben wir hier und – wenn wir es uns leisten können – besuchen im Sommerurlaub unsere Familien in Angola.

(Auszug aus dem unveröffentlichten Manuskript „MEIN WEG ZUR WELT“ von Angelo Bengui, redigiert von Lilo Klug)

Karzan Chindari: Das zweite Leben (Irak; geb. 1984)



Karzan, daneben ist sein Bruder Karduh, die anderen beiden weiß ich (Karzan) leider nicht.



Im Flüchtlingslager in Mardin (1988 bis 1990).



In der Mitte Karzan, links sein Bruder Karduh und daneben sein Adoptivbruder Karmand.



Karzans Vater als Peschmerga, kurz vor der Al-Anfal Kampagne an einem Ort, an dem sich die Grenzen von Irak, Iran und der Türkei berühren.

Das zweite Leben

Das erste Mal wurde ich am 18. März 1984 in Duhok geboren, einer kurdischen Stadt im Norden des Irak. Doch um meine Geschichte zu verstehen, muss ich vorab die Geschichte meines Vaters erzählen:

Er wurde in Hiror geboren, einem kleinen Dorf, umgeben von Bergen, nahe der türkischen Grenze. Die meiste Zeit seiner ersten Lebensjahre verbrachte er in Höhlen, um sich vor den Flugzeugen und Bomben der irakischen Armee zu verstecken. Seine Mutter und noch andere Mütter mit ihren Kindern flüchteten schon recht früh in den Morgenstunden, um eine Höhle aufzusuchen. Sie blieben im Schutz der Höhle, bis die Sonne unterging. Die Männer blieben in den Dörfern. Mein Vater, Abdulla Mehmud, war damals sechs Jahre alt, als sie Hiror verlassen mussten. Er wuchs in Mossul auf und war in der Schule sehr fleißig. Nachdem mein Großvater eine feste Anstellung bekommen hatte, zogen die Familie um, in

eine Gegend, die mehrheitlich von Christen bewohnt war. Damals war Mossul noch eine multikulturelle Gemeinschaft. In der neuen Gegend war er umgeben von Büchern und Filmen. Bücherläden und Kinos lagen dicht nebeneinander. Er las manchmal bis zu 16 Stunden am Tag. Er liebte die klassische Literatur, Theater, die Philosophie, Geschichte und Politik. Andere Tage schaute er sich einen Film nach dem anderen an. Er liebte die alten Italo-Western, politische und vor allem die bunten Bollywood Filme. 1976, mein Vater war 16 Jahre alt und begann gerade, sich in Mosul einzuleben, mussten er und seine Familie die Stadt schon wieder verlassen. Im Zuge der Arabisierungspolitik von Saddam Husseins Baath- Partei wurden die Kurden aus ihrer nordirakischen Heimat vertrieben. Sie mussten ihren Platz für Araber aus dem Südirak räumen, die nun an ihrer Stelle hier angesiedelt wurden. Nach Hiror konnte mein Vater nicht mehr zurück. Er hatte sich zu sehr an die Stadtluft gewöhnt. Außerdem wurden auch die Dörfer geräumt. Da die Peschmerga in den Bergen kämpften und gute Kontakte zu den Dörfern pflegten, die, wie gesagt umgeben von Bergen waren, siedelte man die Menschen in ein von der irakischen Armee kontrolliertes Siedlungsgebiet um. Es war aber nicht der einzige Umsiedlungsgrund. Schon in Syrien hatte man versucht, die Kurden aus den Dörfern zu verjagen, um dort stattdessen Araber anzusiedeln. Diese Politik wurde auch der „Arabische Gürtel“ genannt. In Irak waren es ca. 4.500 Dörfer. Je mehr Macht Saddam Hussein bekam, umso mehr änderte sich die politische und gesellschaftliche Lage im Irak. Entweder war man ein Baathist, senkte den Kopf und ließ alles über sich ergehen — das verschaffte einem einige kleine Vorteile und man konnte ruhiger leben. Oder man war ein Gegner der Diktatur, kämpfte dagegen an, lebte stets in Unruhe, riskierte Kopf und Kragen. Mein Vater entschied sich, den Kopf nicht sinken zu lassen, und kämpfte. Allerdings vorerst auf anderem Weg als dem des militärischen Widerstands. Er schrieb in seinen Jugendjahren Gedichte, Theaterstücke und andere kritische Texte gegen das Regime. In Duhok gründeten er und seine Freunde die Theatergruppe „Lawine“. Sie führten mehrere Theaterstücke auf, in denen auch mein Vater mitwirkte. Gerade ein Theaterstück, welches damals sogar in kurdischer Sprache gespielt wurde, wurde vom Publikum begeistert aufgenommen. „Euer Elefant, unser König“ hieß das Stück, verfasst hatte es ein syrischer Schriftsteller, mein Vater hat es aus dem Arabischen ins Kurdische übersetzt und überarbeitet. Im Stück geht es um einen König, der einen Elefanten besitzt. Der Elefant zerstört mal hier, mal da einen Laden, ein Haus, trampelt auf Menschen herum. Irgendwann steht der Held des Stücks, ein einfacher Bürger namens Sakaria, auf und überredet das Volk, sich das nicht mehr gefallen zu lassen. Er will mit ihnen zum König und sich über den Elefanten beschweren. Beim König will er rufen „Euer Elefant, unser König!“, und jene Opfer aus dem Volk sollen antworten: „Hat mein Haus zerstört, hat mein Kind getötet ...“ Sie machen sich also auf den Weg. Beim König angekommen, bekommt das Volk es mit der Angst zu tun. Sakaria steht vor dem König. Der König ist erfreut über den Besuch. Sakaria holt tief Luft und schreit „Euer Elefant unser König!“ Aus dem Volk kommt kein Ton. Dreimal ruft er es aus, ohne dass das

Volk antwortet, dann gibt er es auf. Der König wundert sich und fragt, was denn mit seinem Elefanten sein soll. Sakaria dreht sich um, schaut auf das Volk, spuckt auf den Boden und antwortet dem König. „Euer Elefant, unser König, ist alleine, wollt ihr ihm nicht ein Weibchen schenken? Das Volk hier hat nichts als Elefanten verdient.“

Mehrmals konnte die Theatergruppe meines Vaters das Stück nicht aufführen, entweder weil man ihnen den Strom abdrehte, weil man ihnen keine Genehmigung erteilte oder weil sie kurz vor der Aufführung verhaftet wurden. Mein Vater wollte eigentlich auf der Theater- und Kunstakademie in Bagdad studieren. Da er aber kein Mitglied der Baath-Partei war, wurde er nicht angenommen. Die Zeit wurde immer härter. Die Kämpfe immer brutaler. Freunde wurden festgenommen, andere, die gekämpft haben, erhängt. Das geschriebene Wort alleine änderte die Menschen nicht. Alles wurde schlimmer. Ab 1980 herrschte im Irak Krieg gegen den Iran. Saddam Hussein brauchte alle Männer für den Krieg, auch die Kurden. Mein Vater sollte in die Armee. Die dreimonatige Grundausbildung führte er auch aus, dann desertierte er. Wenn sie ihn erwischten, drohte ihm die Todesstrafe. Sie erwischten ihn aber nicht. Er wurde politisch aktiv bei der Patriotischen Union Kurdistans (PUK), einer kurdischen Partei unter der Führung Jalal Talabanis. 1984 ging er in die Berge und kämpfte als Peschmerga (frei übersetzt: „Die dem Tod ins Auge Sehenden“) gegen Saddams Diktatur. 1984 wurde ich geboren. Mein Name hat auch eine Geschichte. Damals gab es drei sehr junge kurdische Musiker, die aus dem Norden des Irak stammten: Fraidun, Rebuar und Karzan. Karzan war der jüngste von ihnen. Er spielte Geige. Mein Vater hörte ihn bei einem Musikfestival spielen. Er war begeistert von dem neunjährigen Karzan. Als er mitbekam, dass die drei durch einen Unfall um Leben gekommen waren, nachdem man ihnen die Bremsen gelöst hatte, beschloss er, seinen nächsten Sohn „Karzan“ zu nennen. Nun, ich bin der nächste gewesen, darum heiße ich heute „Karzan“. Wir blieben im Dorf, in dessen Nähe mein Vater, nun mit der Waffe, kämpfte. 1988 war der Krieg mit Iran beendet, und der Krieg gegen die Kurden begann. Saddam Hussein nannte seinen Feldzug „Al-Anfal“ — der Titel der 8. Sure aus dem Koran. Überall in den kurdischen Gebieten waren schwere Waffen und Soldaten im Einsatz. Die Menschen flohen. Auch wir. Mein Bruder und ich ritten auf einem Esel. Meine Mutter trug meine Schwester, und wir machten uns mit anderen Menschen auf die Flucht in Richtung türkische Grenze. Mein Vater blieb noch ein paar Tage in den Bergen, er wollte weiterkämpfen. Im Flüchtlingslager angekommen, bereitete man eine Trauerfeier für ihn, weil man annahm, er sei gefallen. Er kam aber später nach, lebend. Die erste Zeit im Flüchtlingslager war katastrophal. Die Lebensbedingungen waren schrecklich. Das Wasser schmutzig. Die Zelte teilweise noch nicht vollständig aufgebaut. Es starben viele ältere und jüngere Menschen. Nur langsam verbesserte sich die Situation. Zirka 16.000 Menschen lebten im Flüchtlingslager Merdin, im Osten der Türkei. Mein Vater und vier weitere Personen wurden in ein Komitee gewählt, das sich um die Probleme im Flüchtlingslager kümmern sollten. Und es gab etliche Probleme. Denn es war, als wären wir von einem feindlichen Lager ins andere gekommen.

Die Türkei war selbst kein großer Freund der dort lebenden Kurden, die seit Langem unterdrückt wurden. Sie durften zu dieser Zeit noch nicht einmal ihre Sprache sprechen und erlernen, sie durften ihre Kultur nicht leben, nicht ihre Musik hören oder gar ihren Kindern kurdische Namen geben. Es gab sie gewissermaßen nicht.

Ich überlebte dort Malaria und Typhus. Wir lebten zwei Jahre in den Feldzelten und flohen dann weiter von der Türkei aus nach Europa. Ich sage bewusst Europa, denn eigentlich wollte mein Vater von Anfang an nicht nach Deutschland. Er hatte die Opfer der Giftgasbomben gesehen und wusste auch, dass das technische Know-how für das Giftgas aus Deutschland kam. Schon tausend Jahre gab es Krieg in Kurdistan. Die Menschen versteckten sich in Höhlen und kamen wieder heraus, wenn es Frieden gab. Aber vor dem Giftgas war niemand mehr sicher, selbst in den Höhlen nicht. Das war auch ein Grund, warum mein Vater Kurdistan verlassen wollte.

Und an Waffen verdiente ja nicht nur Deutschland. Frankreich, Großbritannien, Italien, die USA, und wer weiß noch welches Land, verdienten an dem Verkauf von Waffen sowohl an Saddam Hussein als auch an die Gegenseite. Rund 182.000 Kurden kamen durch die Al-Anfal-Kampagne ums Leben. Nicht zu vergessen sind auch die 5.000 Menschen, die am 16. März 1988 durch den Abwurf von Giftgasbomben in der kurdischen Stadt Halabja gestorben sind. Ein irakischer Pilot flog einen französischen Jet und warf deutsches Giftgas ab. Nun ja, wir leben in Zeiten der Globalisierung.

Wir waren noch in Griechenland, als mein Vater alleine nach Schweden reisen wollte. Er hatte dort einen ehemaligen Theaterfreund. Er kam aber zuerst in Deutschland an und kaufte sich ein Zugticket nach Schweden. In Schweden, kurz hinter der dänischen Grenze, wurde er allerdings aufgehalten. Man schickte ihn wieder zurück nach Deutschland, denn von dort war er gekommen. Er beantragte Asyl. In Norddeutschland fragte er einen deutschen Beamten, welche Stadt reich an Kultur sei.

Das zweite Mal wurde ich am 22. September 1990 in Lübeck, einer wunderschönen Stadt in Norddeutschland, wiedergeboren. Ich kann mich an die ersten Lebensjahre davor nicht mehr erinnern. Was geschah da? Krieg, Tod, Elend, Flucht. Die Jahre existieren nicht mehr in meiner Gedankenwelt. Ich habe sie in den Wirren des Krieges und auf der Flucht verloren. Vielleicht ist es besser so. Als wir in Lübeck ankamen, war ich sechs Jahre alt. Die erste Zeit in Lübeck war schwer. Wir kamen in ein Asylbewerberheim. Viele verschiedene Nationalitäten wohnten Tür an Tür. Es war laut und hektisch. Nach einem Jahr zogen wir um. Im Januar 1996 wurde ein anderes Lübecker Asylbewerberheim in Brand gesteckt. Drei Erwachsene und sieben Kinder und Jugendliche starben. Bis heute hat man die Täter nicht fassen können. Aber das ist ein anderes Thema. Ich besuchte die Kinderschauspielschule in der Rosengartenstr. 12. Es war immer wieder eine Freude für mich, jeden Dienstag die Treppen hochzulaufen und den Duft der Theaterbühne zu atmen. Wir spielten auch jedes Jahr verschiedene Stücke unter der Leitung von Roger und Ute

Georg. Später war ich im Theater Jugendclub in Lübeck aktiv und arbeitete eine Zeitlang als Schauspieler im Theater am Tremser Teich — ein einzigartiges Kindertheater in Lübeck. Mittlerweile leben wir seit rund 24 Jahren in Deutschland, und ich seit zirka fünf Jahren in Heilbronn. Es hat sehr lange gebraucht, bis wir hier ankamen, bis wir verstanden haben, was in Kurdistan geschehen ist. Und bis jetzt verarbeiten wir das Ganze. Denn es ist ja mit einer Ankunft in einem fremden, friedlicheren Land nicht vorbei. Nach dem Krieg begann ein anderer Krieg: Mein Vater litt jahrelang unter Alpträumen, Verfolgungsängsten bis hin zu leichter Paranoia. Wir Kinder waren teilweise bis zum achten Lebensjahr Bettnässer. Meine Mutter hat immer noch körperliche Beschwerden infolge der Flucht. Unsere Geschichte ist eine Geschichte wie die von Tausenden anderen, die das gleiche oder ein ähnliches Schicksal erlitten haben. Krieg besteht nicht nur aus Bomben und Toten. Die Auswirkungen sind enorm. Vor allem das Nichtverarbeiten der Geschehnisse kann die Menschen verwirren und schädigen. Deswegen ist es wichtig, über seine Geschichte zu schreiben. Deswegen schreibe ich meine Geschichte hier nieder. Und wenn man mich fragt, wo meine Heimat ist, dann sage ich: Hier in Deutschland. Auch mein Vater fühlt sich hier heimisch. Man könnte uns als die deutsche Eiche mit den kurdischen Wurzeln bezeichnen. Ob die stabil ist, wage ich hin und wieder zu bezweifeln. Aber noch stehen wir.

**Halide Durgun: „Hier auch Lieb und Leben ist“
(Türkei; geb. 02.08.1956)**

Wie aus Dersim Tunceli wurde

Bevor ich meine eigene Geschichte erzähle, muss ich etwas weiter ausholen:

Im Jahr 1938, als mein Vater 14 und meine Mutter 7 Jahre alt war, fand im August in der ostanatolischen Provinz Dersim ein Massaker an der alevitischen Minderheit statt.

Atatürk hatte 1936 Dersim wegen der widerspenstigen Aleviten zum wichtigsten innenpolitischen Problem erklärt, weil sie nicht zum Einheitssystem sunnitischer Prägung passten. Deshalb sollte Dersim zwangstürkisiert werden. Die Provinz wurde nach dem Codewort der Vernichtungsoperation in Tunceli (eiserne Faust) umbenannt. Alle Städte, Dörfer und selbst Menschen bekamen türkische Namen.

Meine Eltern lebten damals in großer Angst. Viele Kurden litten Hunger, viele versteckten sich in Höhlen. Unsere Eltern erzählten uns schreckliche Geschichten. Ich selbst sah noch Menschen, deren Arme oder Beine fehlten, weil die Soldaten sie so verstümmelt hatten. 2011 entschuldigte sich Erdogan vor dem Parlament bei den Aleviten für das Massaker in Tunceli.

Meine Familie

Wir sind acht Geschwister. Mein Vater war Lehrer in einem Dorf bei Tunceli. Seine Schule bestand aus einem kleinen Zimmer; keine Straße führte dorthin und es gab keinen Strom. Unter diesen Umständen wollte er dort nicht länger unterrichten. Deshalb zog er ins Zentrum von Tunceli, wo er 1974 Schulsekretär wurde. Später fand er eine Anstellung auf dem Rathaus und wurde zuständig für das Bildungswesen der Stadt. Als er noch nicht verheiratet war, erwarb er zwei Grundstücke in Tunceli.

Auf dem einen erbaute er ein einfaches Haus aus Steinen und Lehm. Auf dem anderen errichtete er ein stabileres Haus aus Beton. 1969 bezog es ein Supermarkt. Die Miete aus diesem Haus und das Lehrergehalt ermöglichte uns ein einfaches, aber relativ sorgloses Leben.

Unsere Kindheit war unbeschwert. Wir spielten viel im Freien mit unseren selbstgebastelten Spielsachen. Alle 14 Tage mietete mein Vater einen Bus, mit dem wir hinaus aufs Land fuhren, damit wir die Natur und die frische Luft genießen konnten.

Unser Vater war zwar autoritär und legte großen Wert auf Sauberkeit und Disziplin. Rücksichtslosigkeit und lautes Benehmen duldete er nicht.

Aber zugleich war er gütig und bevorzugte niemanden. Töchter und Söhne behandelte er gleich. Das kleinste Kind, auch wenn es erst zwei Jahre alt war, hatte das Recht, gehört zu werden. Wir übrigen Geschwister mussten dann still sein.

Meinem Vater als Lehrer war natürlich die Bildung sehr wichtig. Da es in Tunceli nur ein einjähriges Gymnasium gab, zog er 1974 mit uns nach Istanbul. Dort besuchte ich das Gymnasium für weitere zwei Jahre und bestand dann die Prüfung zur Finanzamtsbeamtin. In dieser Eigenschaft war ich dreieinhalb Jahre tätig.

Weshalb wir die Türkei verließen

Im Dezember 1978 gab es ein erneutes Massaker an den Aleviten, dieses Mal in Maras. Als zwei als „Demokraten“ bekannte Lehrer beerdigt werden sollten, wurden die Trauergäste von Rechtsradikalen angegriffen. In der Folge wurden die alevitischen Stadtviertel Haus für Haus durchsucht. Die Häuser waren zuvor mit Kreuzen markiert worden.

Ohne Rücksicht wurden die Bewohner umgebracht.

1979 besuchte mein späterer Mann, solange er noch Lehrer in Tunceli war, eine seiner Tanten in Istanbul, wo wir uns kennenlernten. Obwohl wir aus derselben Stadt stammten, hatten wir uns zuvor noch nie gesehen.

Ein kurzer Rückblick

Bevor wir heirateten, war mein Mann einige Zeit Lehrer in einem Bergdorf bei Tunceli. Monatlich musste er sein Gehalt in Tunceli abholen. Da es aber keine Verkehrsmittel von seinem Dorf nach Tunceli gab, musste er einen Fußmarsch von drei Stunden auf sich nehmen. Am nächsten Morgen trat er den langen Rückweg an. Wenn es regnete, versank er bis zu den Knien in der aufgeweichten Erde. Einmal begegnete ihm sogar ein Bär, der bis auf zwei Meter an ihn herankam. Zum Glück hatte der Bär keinen Hunger und trottete friedlich davon.

1979 heirateten wir. 1979 war politisch eine schlimme Zeit in der Türkei. Linke und rechte Gruppen standen sich unversöhnlich gegenüber. Es gab viele Großdemonstrationen. Manche Teilnehmer wurden ins Gefängnis geworfen oder erschossen. An einer dieser Protestaktionen, die von einem Lehrerverein organisiert worden war, nahmen auch mein Mann und ich teil. Weil mein Mann an diesem Tag nicht zur Arbeit gegangen war, musste er hinterher schriftlich begründen, warum er an der Demonstration teilgenommen hatte. In seiner Begründung klagte er die Willkür des Staates in Maras an. Bis zur Gerichtsverhandlung bekam er nur noch dreiviertel seines Gehalts ausbezahlt. Anschließend wurde er aus dem Staatsdienst entlassen.

Wir hatten Angst, dass wir vielleicht in der Folge ins Gefängnis geworfen werden würden, wo es zu Folterungen und Tötungen kam. Es wurden damals nämlich 17 000 Menschen

umgebracht. Ich war im 4. Monat schwanger und wusste nicht, was noch passieren würde. Um weiteren Repressalien zu entgehen, entschlossen wir uns, in Deutschland einen Asylantrag zu stellen. Um unsere Fahrt nach Deutschland finanzieren zu können, mussten wir die brandneuen Möbel, mit denen wir als Frischverheiratete unsere Wohnung eingerichtet hatten, verkaufen. Das tat natürlich sehr weh.

Ohne die Hilfe eines befreundeten türkischen Polizisten, der für uns Pässe organisiert hatte, hätten wir die Türkei nicht verlassen können. Während der Zugfahrt lebten wir in ständiger Angst, man würde uns aus dem Zug holen, wie es vielen Familien erging. Aber in unserem Abteil saßen Musiker, die eingeladen worden waren, in Deutschland ein Gitarrenkonzert zu geben. Sie rieten uns, wir sollten uns als Mitglieder ihrer Gitarrengruppe ausgeben. So geschah es dann auch und so überstanden wir glücklich die gefährliche Fahrt durch Bulgarien.

Leben in Deutschland

Wir wurden von meiner Schwester in Stuttgart abgeholt, die schon seit 1977 in Böckingen lebte. Bei ihr konnten wir sieben Monate wohnen. Meinem Mann, der vorübergehend bei der Fa. Schmalbach, die nicht mehr besteht, eine Arbeit gefunden hatte, wurde wegen mangelnder Sprachkenntnisse gekündigt. Auf dem Arbeitsamt erfuhren wir, dass wir nach einem neuen Gesetz als Asylbewerber nicht arbeiten dürften, um den Deutschen nicht die Arbeit wegzunehmen. So lebten wir von Sozialhilfe.

Wir durften uns auch nur im Raum von 30 km bewegen. Diese Reisebeschränkung war sehr bitter für uns, denn mein Vater hatte 1982 eine lebensgefährliche Operation vor sich und wir wussten nicht, ob wir ihn je wiedersehen würden. Zuerst wurde uns die Ausreise verweigert. Erst durch das Einschalten eines Rechtsanwalts erhielten wir die Genehmigung, Deutschland zu verlassen. Zum Glück überstand mein Vater die Operation.

Nach siebenmonatiger Wohnungssuche zogen wir im September 1980 in eine Einzimmerwohnung in Neckargartach. In dieser Zeit weinte ich viel, denn ich war ja sprachlos und folglich hilflos. Nicht anerkannte Asylsuchende durften keinen Sprachkurs besuchen. Erst als meine Tochter in den Kindergarten kam, lernte ich andere Landsleute kennen. Die Tochter einer Landsmännin, die in Heilbronn an einem Gymnasium Schülerin war, half mir, bei der Stadtsiedlung eine größere Wohnung zu finden, die wir bis 1984 im Haselter bewohnten. Als sich Schimmel an den Wänden zeigte, half uns das Gesundheitsamt, eine Vierzimmerwohnung in der Zeppelinstraße zu finden. In der Zwischenzeit machte ich den Führerschein.

Werdegang unserer Familie in Deutschland

Solange die Kinder klein waren, wollten weder ich noch mein Mann, dass ich außer Haus eine Arbeit annahm. Lieber schränkten wir uns ein, hatten aber dafür behütete Kinder, die nicht auf die schiefe Bahn gerieten. Erst als unser Jüngster 10 Jahre alt war, nahm ich einen Minijob an.

Mein Mann arbeitet in einer Druckerei. Unsere älteste Tochter lebt als Fremdsprachenkorrespondentin in Marbach, die zweite Tochter arbeitet nach medizinischer Ausbildung als Logopädin, und unser jüngster Sohn hat vor, nach dem Abitur, das er zur Zeit ablegt, Wirtschaftsinformatik zu studieren.

Leben in Deutschland

Wir fühlen uns wohl in Deutschland. Ein dreimonatiger Sprachkurs an der VHS, meine Hilfe bei den Hausaufgaben unserer Kinder, mein guter Kontakt zu deutschen Nachbarn haben dazu beigetragen, dass ich Deutsch inzwischen gut verstehe. Überhaupt gaben und geben mir die Nachbarn das Gefühl, willkommen zu sein. Wir geben uns gegenseitig die Wohnungsschlüssel, wenn ein Urlaub ansteht, und als ich drei Monate krank war, hat mir eine Nachbarin in dieser Zeit die Kehrwoche gemacht. Ich habe kein Problem mit Menschen. Nationalität ist mir gar nicht wichtig; viel wichtiger ist mir der Charakter eines Menschen. Allerdings bereuen mein Mann und ich, dass wir keine Umschulung gemacht haben und bedauern, dass wir nicht so gut Deutsch sprechen können, wie wir es uns wünschen, denn dann könnten wir eine anspruchsvollere Arbeit, als die, die wir zur Zeit ausüben, verrichten.

Ausblick

Inzwischen hat sich das politische Klima in der Türkei verbessert. Den Kurden werden mehr Rechte eingeräumt. Neben türkischen Straßennamen stehen nun z.B. auch kurdische Straßennamen. Auch Dörfer, denen türkische Namen aufgezwungen worden waren, haben wieder ihre ursprünglich kurdischen Namen erhalten. Der Ausnahmezustand im Osten wurde aufgehoben. Fernsehen und Unterricht in kurdischer Sprache sind erlaubt. Der Lehrerverein, den ich im Zusammenhang mit den Geschehnissen in Maras erwähnte, ist inzwischen zu einer richtigen Gewerkschaft geworden.

Obwohl mein Herz an meiner alten Heimat hängt, werde ich im Alter in Deutschland bleiben, denn meine Kinder mit ihren Familien leben hier. Aber so oft ich kann, werde ich die Orte meiner Kindheit in Tunceli und meines jungen Erwachsenenlebens in Istanbul besuchen.

**Raisa Elsenbach, geb. Fries: Rajas weite Reise
(Ukraine; geb. 1940)**



Wasserholen in der Sowchase Tschornaja im Ural
(1956)



Verwandtenbesuch in Kasachstan (1960) Frau
Elsenbach (1. von rechts, untere Reihe)



Familie Elsenbach 1964 (in Issyk)



Abschlussklasse von Frau Elsenbach (1977)



Frau Elsenbach mit ihrer Familie (1979)

Wie komme ich zu dem russischen Namen Raisa, der bei den deutschstämmigen Ukrainern doch völlig ungebräuchlich war? Für diese Namensgebung war mein Vater verantwortlich, der viel Schelte dafür einstecken musste, und oft wurde folgende Geschichte später im Familienkreis erzählt:

Mitten im eisigen ukrainischen Winter sollte mich Vater am 1. Dezember 1940 in der 25 km entfernten Stadt Bobrinez ins Geburtsregister eintragen lassen, da ich bereits zehn Tage alt war. Er spannte sein Pferd vor den Schlitten und machte sich auf den Weg. Unterwegs besuchte er in den Dörfern, die er durchqueren musste, mehrere Kunden unserer Schmiede. Sobald diese hörten, dass er nur eine Tochter bekommen hatte und keinen Sohn, was für jeden Vater eine kleine Kränkung war, hatten sie großes Mitleid mit ihm. Um ihm Trost zu spenden und ihn aufzumuntern, schenkten sie ihm ein paar Becher Braga ein, eine Art russisches Bier, und vielleicht auch ein Gläschen Schnaps. Als er so getröstet bei der Standesbeamten erschien, hatte er die Erinnerung an mein Geburtsdatum und an den Namen Regina, den mir die Familie geben wollte, aus seinem Gedächtnis gelöscht. Da ihm die Standesbeamten gefiel, fragte er sie nach ihrem Namen. Raisa fand er sehr ansprechend und geeignet für mich und er ließ diesen Namen ins Geburtsregister eintragen. Als Geburtsdatum wurde der 1. Dezember festgelegt, damit mein Vater nicht noch einmal den langen Weg auf sich nehmen musste, um sich bei Mutter nach dem richtigen Geburtsdatum zu erkundigen. Auf den Ämtern sah man eben alles lockerer als heute.

Alles änderte sich, als der Krieg begann

Geboren bin ich in der Ukraine in der Oblast (Bezirk) Kirowograd im Rayon (Kreis) Bobrinez. Meine Vorfahren stammten vermutlich aus dem Schwäbischen und wurden von Katharina der Großen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit vielen Freiheitsrechten angesiedelt. Die meisten Menschen hier sprachen Deutsch und waren der russischen Sprache nicht mächtig. Ein Fluss trennte unser Dorf Selivanowo. Auf der einen Seite wohnten die Deutschen, auf der anderen Seite die Juden, einige russische Familien lebten ebenfalls in unserem Dorf. Mein Großvater war vor den russischen Revolutionen 1917 ein wohlhabender Schmied mit einer großen Landwirtschaft. Bevor Hitler in die Ukraine 1941 einmarschierte, lebten die verschiedenen Volksgruppen friedlich nebeneinander. Alles änderte sich, als der Krieg begann. Vater wurde umgehend von den Kommunisten in die Trudarmee, eine sogenannte Arbeitsarmee, eingezogen. Das war aber lediglich ein anderes Wort für Arbeits- oder Militärlager, in denen zigtausende Deutschstämmige umkamen. Bevor er uns verließ, hat er der Mutter das Versprechen abgenommen, dass sie die Großeltern nicht im Stich lassen werde. Mutter wurde nicht zum Kriegsdienst eingezogen, da sie ein kleines Kind hatte. All diese Informationen habe ich von meiner Familie, da ich zu jung war, um mich an diese Situation zu erinnern.

Mit dem Pferdewagen „Heim ins Reich“

Nach der Besetzung der Ukraine durch Hitler durften die Deutschen „Heim ins Reich“, wie die deutsche Propaganda das formulierte. Da meine Großeltern Enteignung und

Diskriminierung unter den Kommunisten erlebt hatten und es sich nach Stalingrad abzeichnete, dass die Alliierten den Krieg gewinnen würden, wollten sie unbedingt nach Deutschland. Mit einer Kutsche, zwei Pferden, meinen Großeltern, meiner Mutter und mir haben wir uns 1943 auf den Weg gemacht und waren fast bis zum Kriegsende unterwegs. In der warmen Jahreszeit sind wir gefahren, im Winter haben wir in Polen bei mehreren Gutsbesitzern gewohnt. Hier konnten sich die Erwachsenen durch Arbeit in der Landwirtschaft ihr Essen verdienen. Unseren deutschen Einbürgerungsbescheid haben wir in der heute polnischen Stadt Kalisz bekommen. Diese Stadt lag in der von Hitler annektierten Region, die von den Nazis Reichsgau Wartheland genannt wurde. Schließlich erreichten wir Bitterfeld in Sachsen, wo wir im Dorf Salzfurkapelle bei einer Frau Tillige einquartiert wurden.

Kriegsende

Der Einmarsch der Russen in Sachsen hatte für uns schlimme Folgen. Gestützt auf die Bestimmungen der alliierten Jalta-Konferenz im Februar 1945 ordnete Stalin die Zwangsrepatriierung aller Russlanddeutschen an. Frau Tillige hatte Mitleid mit uns und wollte uns verstecken, aber irgendjemand aus der Nachbarschaft hat uns angezeigt und so wurden wir eines Nachts von der sowjetischen Militärpolizei abgeholt und zum Bahnhof gebracht.

Transport im Viehwaggon in den Norden der UdSSR

Eingesperrt in einen Viehwaggon, der mit Stroh ausgelegt war, wurden wir zusammen mit vielen anderen Russlanddeutschen an ein unbekanntes Ziel transportiert. Ich erinnere mich noch, dass der Güterzug unendlich lang war und nur alte Menschen oder Mütter mit ihren Kindern sich in dem Transport befanden. Drei Monate von Oktober bis Dezember oder Januar waren wir in arktischer Kälte unterwegs. Jede Familie bekam einen Eimer, in den sie ihre Notdurft verrichten konnte. Sobald der Zug an einem Bahnhof hielt, durfte Mutter den Eimer leeren. Wenn wir Glück hatten, gelang es Mutter, von einer Bauersfrau etwas Suppe oder Brot zu kaufen, meist mussten wir uns aber mit einem Schluck Wasser begnügen. Ein paarmal ist der Zug ohne Mutter abgefahren. Niemand wusste, wann der Zug losfahren oder stehen bleiben würde. Beim nächsten Halt, der oft sehr lange dauerte, hat Mutter uns dann aber doch wieder irgendwie gefunden. Vielleicht ist sie uns mit dem nächsten Transport gefolgt. Das Stroh wurde nur einmal gewechselt. Bald forderte der Typhus mehrere Opfer.

Oma hat das alles nicht verkraftet und ist während der Fahrt gestorben. Um die Oma zu beerdigen, musste unsere Familie in einem Dorf aussteigen, wo das Begräbnis stattfand. Wir hatten die Order, in den nächsten Transport wieder einzusteigen. Nach dieser dreimonatigen Tortur ist Großvater ganz grau gewesen.

Leben in einem Gefangenenlager im Norden Russlands

Endstation unserer Reise war ein Gefangenenlager in der Nähe von Archangelsk in Nord-Russland. Hier waren Gefangene interniert, die zu über 25 Jahren Gefängnis verurteilt worden waren. Ähnlich wie in Sibirien gab es von dort kein Entkommen, da große Sümpfe und eiskalte Winter das Gebiet von der Zivilisation trennten.

Die Gefangenen waren in vier sehr langen Baracken untergebracht. Als wir ankamen, mussten die Gefangenen zusammenrücken und zwei Baracken räumen, damit wir einziehen konnten. Ein Leintuch trennte uns von den anderen Zwangsrepatriierten. Die Menschen mussten schwere Waldarbeit verrichten. Sehr viele von ihnen starben an Hunger, Kälte oder Krankheiten. Unser Überleben verdanken wir unserer Mutter, die als Köchin für das ganze Lager eingesetzt wurde, da sie bereits in einer Kolchose in der Ukraine als Köchin gearbeitet hatte. Eine Kolchose war ein landwirtschaftlicher Großbetrieb, der von Bauern genossenschaftlich geführt wurde. Wenn wir ihr in der Küche beim Kartoffelschälen halfen, haben wir uns immer heimlich etwas in die Tasche gesteckt, so konnten wir dem Hungertod entgehen. Opa hat die Lagerjahre nicht überlebt.

Familienzusammenführung 1946

Nach Kriegsende wurde Vater nicht aus der Trudarmee entlassen, sondern musste weiterhin in einem militärischen Sperrgebiet im Nord-Ural im äußersten Osten Europas nahe der Stadt Solikamsk arbeiten. Die Lagerinsassen hatten die Aufgabe, die Beschäftigten einer großen Waffenfabrik mit Lebensmitteln aus der Landwirtschaft zu versorgen.

Es war Vater verboten, mit Hilfe offizieller Organisationen nach seiner Familie zu suchen. Dass wir unseren Vater wiedersehen konnten, dazu verhalf uns das Schicksal. Vater und Mutter schrieben, ohne von einander etwas zu wissen, je einen Brief mit ihren Adressen an das Postamt ihres Heimatortes. Die russische Postfrau, die unsere Eltern kannte, hat beide Briefe geöffnet und die Adressen ausgetauscht. So hat sich die Familie wieder gefunden. Wenige Monate später durften wir zu Vater in den Nord-Ural reisen und in dem militärischen Sperrgebiet wohnen.

Ein Kollege meines Vaters machte für uns seine Pritsche frei

Ein Kollege meines Vaters hat seine Pritsche frei gemacht, auf der Mutter und ich schlafen konnten. Wenn wir das Lager verlassen wollten, mussten wir den Kommandanten um Erlaubnis fragen. Im Rahmen der Familienzusammenführung trafen immer mehr Ehefrauen mit ihren Kindern bei uns ein, sodass die Zustände in den Baracken täglich unerträglicher wurden. Der Lagerkommandant erlaubte deshalb den Vätern, in Eigeninitiative Häuser für ihre Familien zu bauen.

Endlich im eigenen Heim

Holz gab es in den umliegenden Wäldern reichlich. Und da alle Männer zusammenarbeiteten, entstanden in wenigen Monaten massive Blockhäuser, die mit Moos gedämmt wurden, damit die kalten Stürme im Herbst und Winter nicht durch die Ritzen ziehen konnten. Später wurden die Häuser verputzt und weiß gestrichen, sodass sie ganz manierlich aussahen. Die Häuser waren langgezogen. Vorne wohnte die Familie, dann hinter einem Durchgang war Platz für die Ziegen, Schweine und Hühner, dahinter eine Art kleine Scheune. Ganz am Schluss befand sich unser Plumpsklo, in das auch der Küchenabfall geschüttet wurde. Alles konnten wir erreichen, ohne bei Regen oder Schnee nass zu werden. Später entstand um unsere Siedlung herum eine reiche Sowchose, ein großer landwirtschaftlicher Staatsbetrieb, in dem die meisten Deutschstämmigen arbeiteten. Die Arbeiter spürten von diesem Wohlstand allerdings wenig, da sie einen sehr geringen Lohn bekamen. Wir sind anfänglich nur sehr schwer über die Runden gekommen. Eine etwas reichere Nachbarsfrau gab uns ihre Kartoffelschalen, damit sie meine Mutter verarbeiten konnte. Mutter hackte und trocknete die Schalen und stellte Kartoffelpuffer her. Wenn Mutter in dem Dorfladen einkaufen ging, fragte sie uns Kinder: „Wollt ihr Weißbrot ohne Margarine oder Schwarzbrot mit Margarine?“ Über diese Frage ließ sich so herrlich mit meinem Bruder streiten. Unser Grundstück grenzte direkt an die Taiga. Wir pflanzten dort Gemüse und Kartoffeln an. Es konnte empfindlich kalt werden im Nord-Ural. Sobald das Thermometer auf minus 43 ° Celsius fiel, bekamen wir schulfrei. Zu gefährlich wäre der lange Schulweg für uns gewesen.

Die Taiga – unverzichtbare Lebensquelle

Hügel, Moorlandschaften und großflächige Pinien-, Birken- und Mischwälder bestimmten das Bild unserer Taiga. Lange eiskalte Wintermonate folgten auf kurze, heiße Sommer. Wenn wir im Winter über Nacht manchmal meterhoch eingeschneit waren, schaufelte ein Nachbar, der Nachtschicht hatte, unsere Türe früh morgens nach seiner Nachtschicht frei, sodass wir herausklettern konnten. Im Sommer war der Wald der Abenteuerspielplatz aller Kinder unserer Straße. Da jede Familie Ziegen hatte, mussten die Kinder Birkenbesen von den Ästen der jungen Birken schneiden, die getrocknet im Winter zusammen mit Heu den Ziegen gefüttert wurden. Die Birken standen ungefähr eine Stunde von uns entfernt am Fluss, den man nur erreichen konnte, wenn man einen Tannenwald durchquerte. Wir liebten es, stundenlang im Wald zusammen Versteck zu spielen. Die Eltern waren weit weg, die Vögel zwitscherten, keine Erwachsenen weit und breit. Nicht nur Birkenreiser lieferte uns die Taiga im Sommer, sondern vor allem auch Pilze, Himbeeren, Blaubeeren, Preiselbeeren, Sauerampfer und das Brennholz für den Winter. Eine Delikatesse waren geröstete Pinienkerne. Ich konnte klettern wie eine Katze und durfte deshalb wie ein

Junge die harzigen Zapfen von den hohen Pinienbäumen schlagen, die dann zuhause entkernt wurden.

So war die Taiga eine sehr wichtige Lebensgrundlage für uns.

Bären fressen gerne Beeren

Nach der Arbeit in der Sowchose pflückten wir kiloweise Himbeeren, die in den Lichtungen der Wald-Taiga wuchsen. Da es weder Handys, Wegweiser noch Wege gab, bestand die große Gefahr, sich zu verirren, was tödliche Folgen nach sich ziehen konnte. Um das zu verhindern, piffen oder sangen wir Melodien, damit wir in Rufkontakt geblieben sind. Eines Tages hatte ich gerade meinen Eimer randvoll mit Himbeeren gefüllt, als ich plötzlich ein Geräusch hinter mir hörte. Ich dachte, es sei Vater, der Feierabend machen wollte, aber es war ein Bär. Vater hatte mir eingeschärft, nicht wegzurennen, sondern den Eimer hinzustellen und mich möglichst geräuschlos zu entfernen, da ansonsten der Bär aggressiv reagieren würde. Genau das tat ich, als Vater schon kam, der den Bären bereits vor mir gesehen hatte. Er packte mich und entfernte mich vorsichtig aus der Gefahrenzone. Der Bär zog eindeutig den süßen Geschmack der Himbeeren Menschenfleisch vor. „Schade um die süßen Beeren“, dachte ich traurig. Wir meldeten den Vorgang der Leitung der Sowchose und am nächsten Tag lag der Bär tot vor unserer Baracke. Jäger hatten ihn erschossen. Das Fell des Bären wurde abgezogen, sein Fleisch abgekocht und verfüttert. Wir waren die Helden des Tages: Vater bekam eine Prämie und eine Auszeichnung.

Nachts heulten die Wölfe

Heute hört man häufig in den Medien, Wölfe würden keine Menschen angreifen, aber das stimmt nicht. Wenn die Wölfe hungrig waren, sind sie wie die Füchse in unser Dorf gekommen, um z.B. im Hühnerstall nach Beute zu suchen. Noch heute ist mir das schreckliche Heulen der Wölfe in den Ohren, die nachts um unser Dorf geschlichen sind. Ein paarmal wurden wir von Wölfen verfolgt. Vertreiben konnten wir sie durch lauten Lärm, den wir mit unseren Stöcken erzeugten und durch das Kreisen der Fackeln, die wir nachts mit uns führten, da unser Dorf und die Wege außerhalb des Dorfes nicht beleuchtet waren. Feuer und Lärm fürchten die Wölfe und sorgten dafür, dass sie wieder lautlos verschwanden. Unheimlich war es, wenn im Widerschein der Fackeln die Augen der Räuber rötlich reflektierten.

Eine alte Frau, die sich im Sturm im Wald verirrt hatte, hatte nicht so viel Glück wie wir. Als die Männer des Dorfes am nächsten Tag nach ihr suchten, fanden sie nur noch einige Kleiderfetzen und ein paar Knochen von ihr. Man sagte, dass Wölfe sie gefressen hätten.

Die „Wald-Russen“ lebten in tiefster Armut

Die Russen, die in kleinen Ansiedlungen im Wald um unsere Sowchose herum wohnten, waren bitterarm. Meist legte die Mutter den Kindern, die mit uns spielten, etwas Brot auf den Tisch, das sie sich holen durften. Die Kinder waren zu schüchtern, um das Essen direkt von ihr zu nehmen. Im Winter trugen sie Schuhe, Lapti, die aus Rinde geflochten waren, und zerlumppte Socken. Da die Rinde nicht wasserdicht war, hatten diese Kinder schmerzende Frostbeulen an den Füßen. Die Hütten dieser „Waldrussen“ bestanden in der Regel aus zwei Zimmern, einem Winterzimmer und einem Sommerzimmer, in denen die ganze Familie lebte. Der wichtigste Gegenstand im Winterzimmer war ein großer gemauerter Holzofen, der die Stube heizte. In dem Ofen wurde gekocht und gebacken und auf dem Ofen schlief die ganze Familie. Ein Aberglaube besagte, dass man im Winter den Dreck nicht entfernen dürfe. Entsprechend sah es in den Stuben aus. Das Essen war sehr eintönig. Meist gab es Grütze aus verschiedenen Getreidesorten, oft aus Hirse.

Die Sowchose Tschornaja, unser Arbeitgeber

Der Name Tschornoja, der Schwarze, stammt von dem eiskalten Fluss Tschornaja, der auch Namensgeber unserer Sowchose und Schule war. Meiner Meinung nach hatte der Fluss den Namen „der Schwarze“, weil das Leben um ihn herum schwarz, schlecht und hoffnungslos war.

Mein Vater arbeitete als Traktorfahrer, meine Mutter in der Hühnerfarm der Sowchose. In den Ferien und nach der Schule habe auch ich mein Geld dort verdient. In den vier frostfreien Monaten haben wir Rote Rüben, Kraut, Karotten, Tomaten und Gurken angebaut, alles besondere Züchtungen, die schnell gereift sind. Herangezogen wurden die Setzlinge in großen Frühbeeten. Das Kraut wurde in großen Silos eingestampft, die Tomaten eingelegt und zusammen mit allen anderen Erzeugnissen an die Stadt verkauft. Wenn Mutter schnell mal nach Hause musste, durfte ich als Schulkind zuweilen die Aufsicht über die Hühnerfarm übernehmen. Doch dann passierte etwas Schlimmes: Ein starker Sturm brach in wenigen Minuten los, die Hühner rannten und flatterten von ihrem Auslauf in den Stall, flogen in ihrer Panik aufeinander und bauten mit ihren Körpern eine riesige Pyramide. Der Vorarbeiter, eine weitere Helferin, die herbeigeeilt waren, und ich versuchten, die Tiere auseinanderzutreiben, was uns aber nur ansatzweise gelang. Die Hälfte der Hühner erstickte. Die ganze Nacht über haben alle verfügbaren Kräfte die Tiere geschlachtet, gerupft und ausgenommen. Nachdem der Veterinär sie untersucht hatte, konnten sie verkauft werden. Ich denke, dass meine Mutter Ärger bekommen hat, ich durfte sie jedenfalls nicht mehr vertreten.

Schule der Sowchose Tschornaja

Die erste bis siebte Schulklasse konnte ich in unserem Dorf besuchen, die Mehrzahl meiner Mitschüler hatte deutsche Wurzeln. Die ethnischen Minderheiten waren in der UdSSR berechtigt, in der Schule Unterricht in ihrer Muttersprache zu erhalten. Damit wir Hochdeutsch lernen konnten, bekamen wir viermal die Woche Deutschunterricht von einer Lehrerin, die perfekt Deutsch sprach, aber Russisch nur mit Akzent. Wenn wir gewusst hätten, dass viele von uns diese Sprache in Deutschland einmal sprechen müssen, hätten wir sicherlich aufgepasst. Was haben wir diese Frau doch geärgert! Lernen wollten wir die Sprache nicht, weil wir in dieser Zeit keine Deutschen sein wollten. Zu viel hörten und lasen wir von den Kriegsverbrechen, die die Deutschen in Russland begangen hatten und mit denen wir manchmal identifiziert wurden. So richtig zu den Russen gehörten wir nie!

Besuch der Mittelschule in Solikamks

Wer die 8.-10. Klasse in der weiterführenden Schule besuchen durfte, musste in das ca. 10 km entfernte Solikamks ziehen und sich dort eine Bleibe suchen. Es gab keinen Nahverkehr dorthin. Am Wochenende brachte uns ein von der Sowchose organisierter Fahrdienst nach Hause. Zusammen mit fünf anderen Mädchen lebte ich in einem Zimmer am Rande der Stadt. Verpflegen mussten wir uns selbst. Nach dem Wochenende waren unsere Taschen prallvoll mit Mehl, Zucker und allen Lebensmitteln, die wir zuhause hamstern konnten. Ein Brei aus billiger Trockenmilch brachte uns zusammen mit unseren Schätzen von Zuhause kalorienmäßig über die Runden. Manchmal gingen wir auch in eine Kantine und kauften uns mittags eine Suppe. Da viel kostenloses Brot auf den Tischen stand, konnten wir uns für wenige Kopeken satt essen. Das geringe Taschengeld sparten wir so für Kinobesuche, Tanzveranstaltungen usw. Wir waren froh, dass unsere Eltern das nicht erfahren haben.

In der Schule drückten wir Dorfmädchen uns immer in die hinterste Ecke. Wir fühlten uns den Stadtkindern einfach unterlegen. Schon unsere Kleidung entsprach nicht den modischen Vorstellungen unserer meist verwöhnten städtischen Mitschülerinnen. Sie rümpften die Nase über unsere plumpen, schwarzen oder blauen gesteppten und mit Baumwolle gefüllten Jacken, die in der Dorfschneiderei genäht wurden. Und vor allem die selbstgenähten Röcke, langen Hosen und Strümpfe, die unter den Röcken getragen wurden, schienen ihnen nicht zu gefallen. Von den Schuhen möchte ich gar nicht sprechen. Unsere „guten Schuhe“ durften wir nicht nach Solikamks mitnehmen, damit wir nicht auf dumme Gedanken kämen und uns nachts in Solikamks herumtreiben würden, wie die Eltern meinten. Mit unseren Schuhen hatten wir auch in der Tanzstunde große Probleme. Es war einfach nicht möglich, mit unseren groben Bauernschuhen und Strümpfen, die durch die Filzstiefel immer heruntergerutscht sind, auf der Tanzfläche zu bestehen. Lediglich Ludmilla, eine Mitbewohnerin unserer Wohngemeinschaft, besaß ein Paar

geeignete selbstgefertigte Schuhe, eine Art Gymnastik-Schuhe. Ludmilla ließ uns großzügig an ihrem Schatz teilhaben. Nach ca. zwei Tanzrunden wurden Schuhe und Strümpfe schwesterlich unter uns gewechselt. Kaum hatte dich ein junger Mann zum Tanzen aufgefordert, schon hat eine Mitbewohnerin unserer Wohngemeinschaft geblinzelt und blitzschnell mussten Schuhe und Strümpfe in einer Umkleidekabine einem anderen Mädchen übergeben werden. „Ich muss mal“, war die gängige Ausrede, mit der wir uns aus den Armen unserer Tanzpartner entfernten.

Die Schule selbst war gut ausgestattet, die Lehrer benutzten damals schon Dias. Neben den üblichen Unterrichtsfächern gab es viel Sport- und Hauswirtschaftsunterricht, in dem wir von einer sehr aufgeschlossenen Lehrerin Aufklärungsunterricht erhielten. Hier bekamen wir für das Leben wichtige Informationen, die wir von unseren konservativ religiösen Eltern nie erhalten hätten. Vor allem lernten wir in dieser Schule aber, den Kapitalismus zu hassen und patriotisch zu denken.

Erste unglückliche Liebe

In der 9. Klasse kamen zwei neue Schüler in unsere Klasse. Einer von den beiden, Genadij Ermakow, war der Sohn eines ukrainischen Generals. Der neue Schüler war bereits 17, zwei Jahre älter als ich, da er durch den häufigen Standortwechsel des Vaters immer wieder die Schule wechseln musste und so nicht zügig seine Schulzeit beenden konnte. Bald entstand zwischen uns eine enge Verbindung. Sein 18. Geburtstag stand vor der Tür, er durfte seine Freunde einladen und natürlich war auch ich auf der Gästeliste. Der Vater wollte aber genau wissen, wer da ins Haus kommen würde. Gena hat ihm gebeichtet, wer ich bin, und dass ich seine erste Liebe sei. Am Tag des Geburtstages war ich sehr aufgeregt, da er aus einem ganz anderen Milieu stammte als ich. Wie es damals üblich war, half ich seiner Mutter in der Küche, als sie mich ganz unerwartet ansprach und mir mitteilte, dass ihr Mann mich sprechen wolle. Bald stand ich stark verunsichert, schwitzend und rot im Gesicht, vor diesem einflussreichen Menschen. Was wollte er nur von mir? Er begann ganz freundlich sein Gespräch, indem er mich dies und das fragte. Dann kam er zügig zur Sache: „Ich möchte Ihnen nicht zu nahe treten, aber aus der Beziehung darf nichts werden.“ Auf meine Erwiderung, dass wir keine Beziehung hätten, sondern lediglich Schulfreunde seien, meinte er: „Was nicht ist, kann ja noch werden“. Er hätte bereits mit seinem Sohn gesprochen, der ihm aber geantwortet habe, dass er mich liebe und sich von seinem Vater nicht die Beziehung zerstören lassen werde. Der Vater appellierte nochmals dringend an mich: Er habe einen hohen militärischen Posten und seine Karriere würde auf dem Spiel stehen, wenn sein Sohn eine Beziehung zu einer Deutschen hätte oder diese gar heiraten würde. Er nahm mir das Versprechen ab, Gena nichts von unserem Gespräch zu erzählen und einen Grund zu suchen, weshalb ich unser Verhältnis beenden wollte. Eine Welt brach für mich zusammen, aber ich fügte mich dem Willen des ranghohen Offiziers. Als Gena

mich zur Rede stellte, weshalb ich ihm immer ausweichen würde, sagte ich, ich hätte keine Gefühle mehr für ihn, er sei einfach nicht mein Typ. Zu schwer lastete das Versprechen auf mir, das ich seinem mächtigen Vater gegeben hatte. Einen Menschen, den man liebt, so anlügen zu müssen, raubte mir alle Lebenskraft. Wochenlang schien es mir, als ob ich bereits gestorben wäre, alle Energie war aus mir gewichen.

Der katholische und der evangelische Glaube konnten nicht offen praktiziert werden

Es war uns – im Gegensatz zur russisch-orthodoxen Kirche – nicht möglich, unsere Religion offiziell zu pflegen. Mutter war katholisch und besaß ein ganz zerfleddertes, handschriftlich geschriebenes Gebetsbuch. Zum „Kaffeeklatsch“ trafen sich die Katholiken der Umgebung in privaten Räumen zum Gebet. Ein Pfarrer, der von den Spenden seiner Gemeindemitglieder lebte, taufte und verheiratete die Gläubigen und spendete ihnen die restlichen Sakramente. Mutter war sehr enttäuscht, dass ich mich stur gestellt und nicht gebetet habe.

Umzug nach Kasachstan 1960

Meine erste große Reise als junge Frau unternahm ich zusammen mit meiner Cousine Ende der 50er Jahre nach Kasachstan zu einer Familienfeier. Die Atmosphäre in diesem Dorf war viel lockerer, nicht wie in dem ehemaligen Strafgefangenenlager im Ural. Hier fühlte ich mich sofort wohl. In einem Club tanzte die Jugend abends zu Akkordeon-Klängen, bald waren Freundschaften geschlossen. Für mich stand fest, dass ich in diesen Distrikt ziehen werde.

Mein späterer Mann, Alexander, ein ehemaliger Klassenkamerad, drängte aber nach seinem Militärdienst darauf, dass wir nach Issyk umziehen, einem großen Dorf, in dem viele Deutsche wohnten. Das Dorf lag in einem grünen Gürtel und wurde von drei Seiten von jeweils einem hohen Berg geschützt, dem Alatau-Gebirge, dessen Gipfel über 4000 m hoch sind. Einen Ausgang gab es in die Steppe. Alle Obstsorten und sogar Trauben wuchsen in dieser fruchtbaren Gegend. An den Stauseen, die im Gebirge angelegt waren, tummelten sich im Sommer die Feriengäste.

Unterschlupf bekamen wir zuerst in einem kleinen kargen Zimmer in der Wohnung eines alten Ehepaars. Dort eingezogen sind wir mit drei Koffern. Unsere Betten, auf die wir einige Haushaltsgegenstände gebunden hatten, schleppten wir stolz den langen Weg vom Einrichtungsgeschäft bis zu unserer Wohnung, da wir weder Auto noch Lasttier hatten. Am 21. Februar 1962 ließen wir uns als Ehepaar registrieren. Ein Freund feierte mit uns. Wir saßen in unserer Wohnung auf den drei Koffern, aßen etwas Wurst, die wir nach langem Schlange-Stehen ergatterten konnten, und tranken Bier. Das war unser Hochzeitsfest. Wer im Winter in eine Wohnung einzog, bekam kein Heizmaterial zugewiesen. Damit wir nicht erfroren, hat unser Freund Viktor, immer wenn seine Eltern weg waren, einen Korb Holz

und ein paar Kohlen stibitzt. Auch unsere chinesische Freundin organisierte für uns Holz. Während der Nachtschicht zerlegte sie defekte Holzkisten, schnürte die Latten zu Bündeln, die mein Mann abholen durfte.

Zwei Jahre lang arbeitete ich in Issyk in einer Lebensmittelfabrik.

Naturkatastrophe 1963

1963 ereignete sich eine verheerende Naturkatastrophe in Issyk. Ein ungewöhnlich warmer Regen war die Ursache dafür, dass ein Gletscher abgebrochen ist. Dieser stürzte in einen Stausee, der wiederum mit einem anderen verbunden ist. In Minutenschnelle flossen die Wassermassen der Stauseen zu Tal. Eine gewaltige Lawine aus Wasser, Geröll und Bäumen verursachte eine 200- 300 m breite Schneise der Verwüstung. Vor allem unter den Kasachen, die in alter Tradition am Fluss lebten, gab es die größten Menschenopfer. Kein Stein blieb mehr auf dem anderen. Die ganze Stadt wurde evakuiert. Nach Schätzungen von Helfern sind mindestens 10 000 Menschen zu Tode gekommen. Wir hatten großes Glück, dass wir nicht in der Todeszone wohnten.

Leben in einem Reihenhäuschen

Mein Mann war in einer großen Baufirma als Schweißer beschäftigt, die auch Wohnhäuser baute. Unmittelbar nach der Geburt des ersten Kindes durften wir zusammen mit einer anderen Familie in eines dieser Reihenhäuser ziehen. Die Frau arbeitete als Ingenieurin, der Mann als Arbeiter in der Firma meines Mannes. Die Küche mussten wir gemeinsam benutzen, eine Toilette gab es nicht im Haus, die Wasserzapfstelle war 500 m entfernt. Da die beiden Männer handwerklich geschickt waren, haben sie einige Jahre später die Wasserleitung in unser Haus gelegt, was eine große Erleichterung war.

Lehrerin für russische Sprache und Literatur

Bibliothekarin war mein Traumberuf nach der Mittelschule. Jetzt, mit 24, ließ ich mich von niemandem mehr davon abhalten, ein Lehramtsstudium aufzunehmen. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, mein ganzes Arbeitsleben als Arbeiterin in einer Sowchose oder in einer Fabrik zu verbringen. Mein Weg war schwer. Mutter, Haushalt, Beruf und Fernstudium unter einen Hut zu bringen, überforderten häufig meine Kräfte. Nach wenigen Stunden Schlaf war ich oft so müde, dass ich den Wecker nicht hörte. Der Fahrer des Busses, der uns zur Schule brachte, hatte Mitleid mit mir. Wenn ich nicht an der Haltestelle stand, fuhr er an unserem Haus vorbei und hupte laut. Blitzschnell sprang ich dann aus dem Bett, schlüpfte in meine Kleider, packte meine Tasche und los ging es. Der Lehrplan war sehr engmaschig, für jede Stunde musste ein Verlaufsplan aufgestellt werden. Gelesen wurden vor allem die russischen Schriftsteller Tolstoi, Puschkin, Majakowski, aber auch Heine und Texte der Brüder Mann.

So richtig zuhause fühlte ich mich in der Sowjetunion nicht

Offiziell waren wir gleichberechtigt und es fand keine offene Diskriminierung statt, aber wenn ich sogar darauf achten musste, in wen ich mich verlieben durfte, dann waren wir nicht frei. Auch hatten die Deutschstämmigen nicht die gleichen Karrierechancen. Als ich Lehrerin war, nahm ich im Lehrerzimmer einen Anruf vom Ministerium entgegen. Der Anrufer, der nicht wusste, wen er am anderen Ende der Leitung hatte, suchte einen Bewerber für einen höheren Posten. Er gab mir den Auftrag, dem Direktor mitzuteilen, dass er einen Kandidaten nennen sollte, der in der Partei und nicht deutschstämmig sei. Ich war so schüchtern, dass ich diese Botschaft ohne Kommentar weitergegeben habe. Meine Außenseiterrolle wurde mir auch schmerzlich bewusst, sobald ich mit einem „echten“ Russen Meinungsverschiedenheiten hatte. Um ein Beispiel zu nennen: Mein Mädchenname Fries klingt ähnlich wie Fritz. Fritz war ein anderes Wort für Faschist. Um mich zu diskriminieren, wurde ich dann oft Fritz genannt. Auch auf Behörden hörte ich sarkastisch: „Ach, Sie heißen Fritz!“, wenn ich eines der vielen Formulare ausfüllen musste. Von Herzen wünschte ich mir, einen Mann mit einem schönen russischen Namen zu heiraten, aber wo die Liebe hinfällt...

Der Kampf um eine autonome deutsche Republik

Viele, vor allem ältere Russlanddeutsche, forderten bereits in den 50er Jahren von der Regierung eine deutsche autonome Republik. Die meisten Nationalitäten, die in der UdSSR lebten, hatten ein solch politisches Gebilde, das ihnen kulturelles Selbstbestimmungsrecht und auch einige politische Rechte garantierte. Bereits im Ural wurden für dieses Ziel Unterschriften gesammelt. Als Gebiet dieser Republik stellte man sich einen menschenleeren Distrikt an der Wolga Richtung Sibirien vor. Ich selbst war nicht so sehr überzeugt von dieser Aktion. Mein Einwand: „Ihr esst das russische Brot...“, wurde so lange niedergebügelt, bis ich schließlich doch unterschrieben habe.

Später, in Kasachstan, organisierte unser Nachbar Johann, ein Arzt, einen Verein, der sich für eine autonome deutsche Republik einsetzte. Auch in dieser Bewegung gab es wie überall Spitzel, wie der Arzt richtig vermutet hat. Als Köder ließ er Kopien der Unterschriftenlisten auf dem Rücksitz seines Autos liegen, die umgehend gestohlen wurden. Umsichtig, wie er war, hatte er die Originale in ein Versteck gebracht, das nur er kannte. Sobald er die Listen in Moskau übergeben hatte, wurde er verhaftet. Nicht für sein Engagement für eine autonome deutsche Republik wurde er angeklagt, sondern weil er den Staat verunglimpft hätte. In der Gerichtsverhandlung, die ich verfolgt habe, warf ihm der Ankläger z.B. vor, dass er nach dem Tod seines Vaters, der von einem betrunkenen Busfahrer überrollt wurde, gesagt hätte: „Wenn die Regierung Alkohol am Steuer mehr bestrafen würde, dann hätte Vater nicht sterben müssen.“ Er wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Nach seiner Entlassung durfte er sofort nach Deutschland ausreisen,

vermutlich wollte man einen Störenfried loswerden. Nach diesem Prozess hatte ich mein Vertrauen in die russische Justiz endgültig verloren.

Ausreise

Ich wollte unbedingt nach Deutschland, das war wie eine Sucht, obwohl ich keine Ahnung von diesem Land hatte. Mein Mann konnte die deutsche Sprache nicht sprechen, war ganz russisch sozialisiert, hatte aber eingewilligt, weil ich das wollte. Es war in den 70er Jahren nicht einfach, aus der Sowjetunion auszureisen. Man brauchte einen deutschen Verwandten 1. Grades, der offiziell für die Ausreisenden bürgte, und man benötigte ein Visum, das in Deutschland von einem Verwandten mit großem bürokratischem Aufwand beantragt werden musste. Wir hatten Glück, dass so hilfsbereite Menschen in Deutschland wohnten. 17 Jahre lang warteten wir auf unsere Ausreise. Ein in Deutschland beantragtes Visum galt ein Jahr lang. Nach der Absage von den russischen Behörden durfte ein Jahr lang kein Visum eingereicht werden, dann ging das Procedere von vorne los. Einige Jahre habe ich ausgesetzt, da ich die Warterei nervlich nicht mehr ausgehalten habe. Als die Schulleitung mitbekam, dass ich einen Ausreiseantrag gestellt habe, wurde ich schikaniert. „Sie können nicht sowjetische Literatur unterrichten und ins kapitalistische Ausland ausreisen wollen“, rügte mich die Schulleitung. Was folgte, waren häufige Unterrichtsbesuche.

Ich denke, dass ich unsere Ausreise unserer netten kurdischen Nachbarsfamilie verdanke. Der Mann hatte einen höheren Posten bei der Polizei und die Frau war Stadträtin, außerdem besaßen sie einige einflussreiche Verwandte. Diese Nachbarin signalisierte mir 1979, dass unsere Ausreisepapiere unterwegs seien. Am Ende fiel es uns doch schwer, alles zurücklassen zu müssen, unsere Freunde, unsere Kultur und unser Hab und Gut.

Ganz uneigennützig war das Engagement unserer Nachbarn vermutlich nicht, da sie nach unserer Übersiedlung in unser schmuckes Reihenhäuschen, das wir inzwischen alleine bewohnen durften, einziehen konnten.

Ankunft in Deutschland 1979

Mit zwei Koffern und einem Sack mit zwei Kissen und zwei Kamelhaardecken sind meine drei Kinder, mein Mann und ich in Deutschland angekommen. 90 Rubel pro Kopf durften wir umtauschen, das entsprach ungefähr 30 DM. Ich war der Meinung, dass ich gut Deutsch sprechen könne, schließlich war ich Deutschlehrerin in Vertretung. Diese Illusion zerplatzte bereits bei der Einreise wie eine Seifenblase: Das Deutsch, das die Deutschen sprachen, war nicht mein Deutsch. Ich konnte diese Sprache weder verstehen noch sprechen. Auch hatte ich bereits in der Schule gelernt und dies an meine eigenen Schüler überzeugt weitergegeben, dass Russisch eine Weltsprache sei, die überall verstanden würde. Leider

war auch dies ein Trugschluss. So standen wir alle mehr oder weniger sprachlos in der Fremde.

In unserem ersten Aufnahmelager in Friedland konnten wir für unsere Pässe die Namen unserer Kinder ins Deutsche übersetzten lassen. Aus Irina wurde Irene, aus Jelena Helene. Nur unser Sohn Juri weinte, als der Beamte ihn Georg nennen wollte.

Juri wollte kein Georg sein. Sein Namensgeber war der russische Kosmonaut und Held Juri Gagarin. Juri durfte seinen Namen behalten.

Integration in die Gesellschaft

Über das Aufnahmelager Rastatt kamen wir in das Übergangswohnheim nach Crailsheim, wo wir unsere erste Zeit verbrachten, bis wir uns endgültig in Heilbronn niederließen.

Unser Kulturschock lähmte uns anfänglich zutiefst. So standen wir am Geburtstag meiner Tochter Irene vor einer Bäckerei, aus der es verführerisch nach süßen Backwaren duftete, und wagten es nicht, uns diese süßen Stückchen zu kaufen. So verunsichert waren wir in dem neuen Land, das wir uns so sehr ersehnt hatten. Kasachstan war in vielen Bereichen des Lebens fast 100 Jahre zurück. Diese Zeitspanne zu überbrücken, schien mir jetzt fast unmöglich zu sein. Viele Hürden gab es zu überwinden, bis meine Kinder und ich das Deutsche und das Schwäbische beherrschten. Mein Mann schaffte es nie so richtig.

Juri sollte in einem Internat in Crailsheim seine neue Sprache lernen. Da hier fast ausschließlich Kinder aus Polen unterrichtet wurden und auch die meisten Lehrer polnische Übersiedler waren, war es nicht verwunderlich, dass Juri bald perfekt Polnisch, aber nicht die Sprache seiner neuen Heimat sprechen konnte. Nach einem Jahr schulten wir ihn bei uns in Sontheim in die Hauptschule ein. Seine neue Klasse war aus Kindern vieler Nationen zusammengesetzt: Türken, Jugoslawen, Griechen und Amerikaner. Damit sie sich untereinander verständigen konnten, mussten sie sich auf einen Dialekt festlegen und der war – Gott-sei-Dank! – Schwäbisch. Ähnliche Probleme hatte meine älteste Tochter. Auch sie kam in ein Internat in Murnau, in dem Aussiedler-Kinder aus Polen, der Tschechoslowakei und der UdSSR Deutsch lernen sollten. Sie wurden nach Herkunftsländern in die Zimmer aufgeteilt, wo sie natürlich nur Russisch miteinander sprachen. Ihre deutsche Sprachfertigkeit haben sie verständlicherweise sich erst nach ihrem Internatsaufenthalt erworben. Unsere Jüngste kam in die erste Klasse einer Regelschule. Sie hatte Glück! Ihre Lehrerin setzte sie neben einen russlanddeutschen Jungen, der Russisch und Deutsch perfekt beherrschte. Er übersetzte ihr die Aufgaben und so war sie in kurzer Zeit fähig, mit ihrer deutschen Umwelt zu kommunizieren. Ich selbst bekam nach einem Jahr einen Job im Arbeitsamt, wo ich ohne die Unterstützung meines Chefs den Einstieg nur schwer gefunden hätte. Er ermutigte mich immer wieder, nicht zu verzweifeln, wenn ich einen Anrufer, der breites Schwäbisch ins Telefon nuschelte, nicht verstanden habe.

Meine Eltern sind 1990 nach Deutschland übergesiedelt, 98 starb mein Vater, 99 mein Mann und 2000 meine Mutter. Es war hart, Job, Haushalt, Krankenpflege und die Abschiede zu bewältigen.

Wo ist meine Heimat?

Wir wohnen nun seit 1979 in Deutschland, bald sind zwei neue Generationen herangewachsen. Meine drei Kinder sind hier angekommen. Sie haben gute Berufe und sind in der bundesrepublikanischen Gesellschaft fest verwurzelt. Allein mein Mann hat – seelisch gesehen – unsere Umsiedlung nicht geschafft, oft ist er in schwere Depressionen gefallen. Mir geht es finanziell gut. Mit meinem neuen Lebensgefährten unternehme ich gerne Reisen. Ich hatte aber nie Sehnsucht nach der UdSSR. Im Rahmen einer Schiffsreise habe ich Sankt Petersburg und Moskau besucht, Kasachstan jedoch nie mehr betreten. Zur Zeit kommen viele Flüchtlinge nach Deutschland. Ich verstehe ihre Sorgen, da es auch in einem schönen und gut organisierten Land schwer ist, sich einzugewöhnen. Wer in Deutschland arbeitet, seine Steuern bezahlt und nicht auffällt, ist in der Regel akzeptiert. Ich fühle mich aber manchmal etwas ausgegrenzt und es tut mir weh, wenn Bekannte mich als Russin bezeichnen. Und so stelle ich mir immer wieder die Frage: Wer bin ich? Wo ist meine Heimat?

(Der Bericht wurde von Christel Banghard-Jöst weitererzählt.)

**Mine Ergün (Pseudonym): Ich weiß, ich bin nicht allein
(Türkei; geb. 1972)**

Ich weiß, ich bin nicht allein. Allah und meine Familie werden immer bei mir sein.

Bis zu meinem 18. Lebensjahr spielte sich mein Leben in der türkischen Schwarzmeer-Region ab. Ich bin in Amasya geboren, später sind wir dann nach Samsun umgezogen. Das Dorf meiner Großeltern mütterlicherseits lag etwa 50 km entfernt im Einflussbereich der Stadt Kavak.

Wir waren eine ganz normale Familie, Vater Elektro-Techniker, Mutter Hausfrau. In unserem Haushalt lebten noch der Opa väterlicherseits und meine Stiefoma.

Ich bin die Älteste von vier Geschwistern. Wir waren einigermaßen begütert, da Vater meist bis spät in die Nacht gearbeitet hat. Glücklicherweise lebten wir auch mit allen unseren Nachbarn freundschaftlich zusammen. Da wir das einzige Fernsehgerät in unserer Umgebung hatten, versammelten sich die Nachbarn sehr häufig in unserem großen Wohnzimmer, um fernzusehen. Mutter war über diesen Besuch nicht immer erfreut, da sie zumindest Tee anbieten musste. Ich habe diese Zusammenkünfte genossen, da ich ein sehr sozialer Mensch bin und immer Menschen um mich herum brauche. Die engste Beziehung hatte ich zu einer Familie, die uns gegenüber wohnte. Sie gehörte zu den ärmeren und konnte sich im Gegensatz zu uns nur Obst und Gemüse zweiter Wahl leisten. Aber bis heute mag ich vor allem kleine Äpfel, die es bei dieser Familie ausschließlich gegeben hat. Ein Kindergefühl eben!

Menschen, die mich nicht so richtig kannten, glaubten, ich sei ein ruhiges und in sich gekehrtes Kind. Diese Sichtweise war aber nur die eine Seite der Medaille. Ich hatte viele „blöde“ Ideen und konnte sehr eigenwillig sein. Meine Mutter kaufte ihren Töchtern gerne gleiche oder ähnliche Kleider, was ich hasste. So schlug ich manchmal mit einem Stein Löcher in den Stoff oder zerriss ein Kleidungsstück, damit Mutter gezwungen war, mir ein neues zu besorgen. Kurzerhand schnitt ich auch einmal einen Pelzbesatz von einem Paar Stiefeln ab, weil dieser meinen Wunschvorstellungen nicht entsprach.

Bei uns wurden die Geburtstage der Kinder nicht immer gefeiert. Mir passte das gar nicht, weshalb ich zu meinem 10. oder 11. Geburtstag heimlich zwanzig Kinder eingeladen habe. Meine Mutter hat nur aus reinem Zufall von einer Nachbarin etwas von dieser Einladung erfahren. Mutter machte zum Glück keinen großen Ärger, sondern backte Kuchen und stellte Süßigkeiten für die Feier her. Auch hat sie eine Freundin bestellt, die uns geschminkt und verkleidet und mit uns gespielt hat. Über die vielen kleinen Geschenke, die mir die Kinder mitgebracht haben, habe ich mich riesig gefreut. Seit diesem Tag weiß ich, wie wichtig Eigeninitiative ist.

Ramadan

Für Muslime ist der Ramadan, die jährliche vierwöchige Fastenzeit, eine wichtige Zeit des Gebetes, der Besinnung auf das Wesentliche und des Verzichtes. Nicht erlaubt sind Essen und Trinken während der Zeit vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang. Wenn man die Gebote einhält, kann man während des Fastens durch Gebet und gute Taten viele Bonuspunkte für das Jenseits sammeln. Kurz vor dem Ramadan putzte meine Mutter die Wohnung gründlich und traf die Vorbereitungen. In den nächsten Wochen musste sie nachts aufstehen, damit vor Sonnenaufgang vor allem frisches Brot und Eier für die Familien bereitstanden. Das Abendessen wurde immer zusammen mit Verwandten und Freunden eingenommen, die zu uns kamen oder die wir besuchten. Für Kinder gab es kein Fastengebot. Da ich aber immer die Erwachsenen imitieren wollte, habe ich Zeremonie schon früh mitgemacht. Im Sommer, wenn der Durst besonders schwer zu ertragen war, standen die Menschen bei Einbruch der Dämmerung oft auf der Straße und erwarteten die krachenden Böllerschüsse, die den Sonnenuntergang signalisierten. In der Gemeinschaft lassen sich die letzten quälenden Minuten des Fastens viel besser ertragen. Als ich das erste Mal fastete, haben mich die Nachbarn gelobt und mit ausgestreckten Armen über ihren Köpfe getragen und an den nächsten weitergegeben. So habe ich meinen Durst, als er am schlimmsten war, vergessen, viel Selbstwertgefühl bekommen und gelernt durchzuhalten. Vorbild waren mir auch die Landarbeiterinnen, die bei Gluthitze den ganzen Tag auf den Zwiebfeldern arbeiteten und dennoch nichts getrunken haben. Sie bekamen zweifachen Lohn, den des Landbesitzers und den des Himmels.

Das dreitägige Zuckerfest, das auf die Fastenzeit folgte, hat uns alle Einschränkungen vergessen lassen. Wir bekamen Süßigkeiten und Geschenke wie die Christen an Weihnachten. Mutter zauberte ein Festessen, Arme wurden beschenkt, Ältere besucht und auch die Toten auf dem Friedhof nicht vergessen.

Schule und Berufsausbildung

Als ich fünfeinhalb Jahre alt war, wollte ich unbedingt zur Schule gehen, weil meine etwas älteren Spielkameraden eingeschult wurden. Mein Quengeln und Weinen hatte Erfolg, die verständnisvolle Schulleiterin erlaubte mir den Schulbesuch, obwohl ich erst ein Jahr später an der Reihe gewesen wäre. Da ich nicht wiederholen musste, konnte ich, jünger als die anderen, meine neunjährige Pflichtschulzeit beenden und mich in der drei Jahre dauernden Berufsschule als Schneiderin ausbilden lassen. Nach einer weiteren einjährigen Fortbildung in meinem Beruf, wurde ich selbst Kursleiterin. Anschließend Heirat und Emigration nach Deutschland.

Ferien bei den Großeltern mütterlicherseits

Mit großer Ungeduld erwartete ich immer die Sommerferien, die über drei Monate lang dauerten. Ich liebte die Freiheit des Dorfes, den Sommerwind, das Reiten auf Omas Esel, die Getreidefelder, das Ernten der Äpfel, Birnen, Zwetschgen. Und vor allem war ich hier als Älteste nicht verantwortlich für meine Geschwister, sondern konnte in vollen Zügen die Annehmlichkeiten des Kindseins genießen.

Das Dorf umfasste lediglich zehn Häuser, meist lebten dort nur noch ältere Menschen, da die Jungen zum Geldverdienen in die Stadt gezogen waren. Im Dorf gab es bis Mitte der 80er Jahre keinen Strom und keine Wasserversorgung.

Meine Großeltern waren Tscherkessen. Da ihre Vorfahren im Verlauf des Kaukasuskrieges (1817-1864) aus dem russischen Teil Kaukasiens vertrieben wurden und in die osmanische Region um Kavak eingewandert sind, sprachen die Großeltern außer Türkisch vor allem einen tscherkessischen Dialekt.

Opa arbeitete bis zu seiner Rente als Arbeiter bei der Bundesbahn, weshalb er eine kleine Rente erhielt. Meine Großeltern waren aber im Wesentlichen Selbstversorger. Sie lebten von ihrem Gartenbau und ihren Feldfrüchten, ihren vier Kühen und ihren Hühnern. Als Zugtiere hatten sie zwei Ochsen, kleinere Lasten wie das Brennholz schleppte der Esel von den Bergen, die das Dorf umgaben. Oma stellte alle Lebensmittel wie Joghurt, Butter und Käse selbst her.

In ihrer Küche, dem zentralen Ort des Hauses, brannte immer ein Herdfeuer und im offenen Kamin wurde der Käse geräuchert.

Gespielt haben wir nicht mit teurem Plastikspielzeug, sondern mit Dingen, die Oma selbst hergestellt hat. Tante zeigt uns, wie man aus Mohnblüten hübsche kleine Mohnmädchen herstellen konnte. Unendlich viele Möglichkeiten zum Spielen gab es in einem wunderschönen alten großen Haus, das direkt neben dem Haus meiner Großeltern lag. Da die Nachkommen der Besitzer nach Samsun gezogen sind, haben meine Großeltern das Anwesen verwaltet. Oma erlaubte uns, dieses Paradies mit seinen großen geheimnisvollen Schränken in Besitz zu nehmen. Stundenlang sah und hörte Oma oft nichts von uns, da wir hier ungestört in unsere Phantasiewelt abtauchen konnten. Im Garten des Hauses stand ein Maulbeerbaum, in dessen Krone ich als einziges Kind klettern konnte. Hier fühlte ich mich als Adler, der vom höchsten Punkt alles überblicken kann und stark und mächtig über Felder und Berge fliegt.

Lesen war meine Leidenschaft. Auch in den Ferien hatte ich mich immer reichlich mit Lesestoff versorgt. Viele interessante Informationen und Geschichten bot auch der Kalender, der in der Küche an der Wand hing.

Langeweile kannten wir nicht, obwohl es im Dorf weder einen Telefonanschluss noch ein Fernsehgerät und schon gar keine elektronischen Spiele gab.

Noch heute habe ich den Geruch des köstlichen Brotes in der Nase, das Oma in Form von etwas dickeren Fladen auf ihrem Herd gebacken hat. Jeden zweiten Tag füllte Oma in ihre Teigschüssel Weizenmehl, fügte ihren Natursauerteig, Wasser und etwas Salz hinzu und knetete den Teig, bis er die richtige Konsistenz hatte.

Zusammen mit ihrer selbst hergestellten Butter war das noch warme Fladenbrot eine Delikatesse.

Oma war eine liebenswürdige Frau, die wollte, dass wir Kinder uns wohlfühlten, und sie hat uns deshalb fast jede Bitte erfüllt. Obwohl ich bestimmt in der Küche viel Dreck hinterließ, durfte ich mit dem Teig spielen und mit 10 Jahren sogar ab und zu selbstständig Brot backen. Meine Tante, die hinterher die verdreckte Küche wieder aufräumen musste, brachte natürlich nicht so viel Verständnis für dieses Treiben auf wie Oma. Vor Opa hatten wir größeren Respekt als vor Oma. Er hielt mehr Abstand. Aber wenn er in der Stadt einkaufen musste, erwarteten wir seine Rückkehr sehnsüchtig, da er uns immer Schokolade und andere Süßigkeiten mitbrachte.

Mit Taschen, die aus allen Nähten platzten und die kaum zu schleppen waren, kehrten wir nach den Ferien nach Hause zurück. Für die nächsten Wochen hatten wir genügend, Bohnen, Erbsen, einmaligen tscherkessischen Käse und spezielle Hühner, die Mutter zu einem leckeren tscherkessischen Nationalgericht mit Polenta verarbeitete.

Als Ehefrau in Würzburg

Mit 18 Jahren heiratete ich einen Mann aus der weiteren Verwandtschaft, der bereits als Kind mit seiner Familie nach Deutschland übergesiedelt war. Ich kannte ihn von einem Urlaub, den er bei seinen Verwandten in der Türkei verbrachte. Mit seiner Schwester war ich befreundet, wir schrieben uns regelmäßig Briefe. Ich wollte Neues entdecken, eine andere Kultur erleben, deshalb freute ich mich auf Deutschland, das ich nur aus Erzählungen kannte. In meiner neuen Heimat, Würzburg, lebten wir zuerst bei meinen Schwiegereltern. Es war die Zeit der deutschen Wiedervereinigung. Mein 21-jähriger Mann hatte keine abgeschlossene Berufsausbildung, er bekam aber von seinem Betrieb die Chance, sich als Dreher zu qualifizieren. Nach vier Monaten Ehe war ich schwanger. Am Ende meiner Schwangerschaft fanden wir endlich eine kleine 48 m² große eigene Wohnung. Meinen ersten Kontakt zu Deutschen hatte ich mit einer Nachbarin im Garten. Bewaffnet mit einem Wörterbuch entstand die erste bruchstückhafte Konversation. In der Schule in der Türkei hatten wir zwar drei Jahre lang je eine Wochenstunde Deutsch, aber meine Sprachkenntnisse reichten bei Weitem nicht aus, um ein Gespräch führen zu können.

Sehr problematisch war meine zweite Schwangerschaft. Ich hatte so schlimme allergische Reaktionen, dass ich kaum atmen konnte. Nachts saß ich auf einem Stuhl und rang nach Luft. Gegen Ende der Schwangerschaft musste ich Cortison und andere Medikamente nehmen, weshalb ich panische Angst hatte, dass mein Kind behindert auf die Welt kommen würde. Ich hatte aber großes Glück – mein Kind wurde gesund und munter geboren.

Als meine Tochter die erste Klasse besuchte, weinte sie oft, da sie aus sprachlichen Gründen die Aufgabenstellungen häufig nicht verstand. Ich konnte ihr nicht helfen, da mein Deutsch einfach zu schlecht war. Ab der zweiten Klasse durfte meine Tochter einen Hort in der Schule besuchen, wo es Mittagessen und Hausaufgabenbetreuung gab. Die Sprachkenntnisse und der Schulerfolg besserten sich spontan.

Mir wurde bewusst, dass ich meine Kinder nur fördern konnte, wenn ich meine Deutschkenntnisse drastisch verbessern würde. Aus diesem Grund habe ich nun zwei- bis dreimal die Woche je eine Doppelstunde lang einen Intensiv-Deutschkurs besucht.

Ohne die Hilfe meiner Tochter hätte ich das nicht geschafft. Mit ihren sechs oder sieben Jahren passte sie auf unser Baby auf, damit ich an dem Kurs teilnehmen konnte.

Dankbar bin ich auch meinen deutschen und türkischen Nachbarinnen, die mir in schwierigen Situationen oft geholfen haben.

Leider ging meine Ehe in die Brüche.

Als alleinerziehende Kopftuchfrau mit zwei Kindern

Als mein Sohn zwei Jahre alt war, lebte ich fünf Monate lang in verschiedenen Frauenhäusern. Wenn es keine Frauenhäuser gegeben hätte, hätte ich es wohl kaum geschafft, mich von meinem Mann zu trennen.

Es ist nicht einfach, als geschiedene alleinerziehende Frau mit zwei Kindern das Leben zu meistern. Ich habe falsche und richtige Entscheidungen getroffen, aber es waren meine Entscheidungen und nicht die anderer Menschen.

Eine Wohnung bei Deutschen zu finden, war für mich als türkische alleinerziehende Frau mit Kopftuch und zwei Kindern unmöglich. Bei einer türkischen Hausbesitzerfamilie in Böckingen bin ich nach langem Suchen untergekommen. Diese Familie hat es riskiert, mir eine Wohnung zu vermieten. Bereut hat es das ältere Ehepaar sicherlich nicht, inzwischen sind wir eng befreundet, obwohl ich schon lange nicht mehr dort wohne.

Arbeit fand ich in dem Beruf, den ich erlernt hatte. In einem türkischen Brautmodengeschäft in der Allee wurde ich als Schneiderin angestellt. Ich musste zwar noch eine Menge dazulernen, da ich nicht viel Erfahrung mit Abendkleidern hatte. Meine

Arbeit machte mir aber großen Spaß, da wir uns als eine Familie fühlten und meine Kinder zum Essen kommen konnten.

Von 2011 bis 2014 bin ich zu meinem zweiten Ehemann nach München gezogen, wo ich auch wieder in meinem Beruf arbeiten konnte.

Seit 2014 betreibe ich erfolgreich eine Änderungsschneiderei.

Warum ich ein Kopftuch trage?

Manche Menschen in Deutschland denken, die türkischen Frauen würden von ihrer Familie oder von den religiösen Führern unters Kopftuch gezwungen. Das ist aber nicht so. In meiner Familie tragen einige Frauen Kopftuch, die anderen nicht. Ich habe zehn Jahre lang alleine gelebt, da hätte ich doch mein Kopftuch weglassen können. Im Koran steht zweimal, dass die Frau ihren Kopf bedecken soll. Da ich nach dem Koran lebe, erfülle ich dieses Gebot gerne. Die Schönheit einer Frau wird wesentlich durch ihre Haare geprägt, weshalb ich diesen Schmuck nicht fremden Blicken preisgeben möchte. Zu Hause trage ich meine Haare natürlich offen. Ich bin in Deutschland wegen meines Kopftuches noch nicht offen diskriminiert worden. Wenn es heiß war, haben deutsche Bekannte aber schon mal gewitzelt: „Zieh doch dein Kopftuch ab, du schwitzt zu sehr, das ist ungesund!“ Solche Späßchen verkrafte ich. Eine Frau mit Kopftuch wird leider oft unausgesprochen als ungebildet und ohne Qualifikation angesehen. Wenn die Deutschen aber merken, dass du Talent hast, übersehen sie das Kopftuch.

Jugendkultur

Heute werden die meisten Jugendlichen durch Internet und Fernsehen geprägt. Das Denken und der Geschmack der Jugendlichen werden nach amerikanischem Muster gleichgeschaltet. Die alte Kultur verschwindet: Respekt vor Älteren, Familienzusammenhalt, Nachbarschaftshilfe, Esskultur usw. Egal, ob in deutschen oder türkischen Großstädten, die Menschen entfremden sich immer mehr voneinander.

Bitte keine Vorurteile!

Türken verhalten sich oft sehr zurückhaltend, manchmal sogar ängstlich gegenüber Deutschen. Sie denken, dass sie durch ihre andere Religion bei den Deutschen nicht beliebt seien. Unser Schicksal ist es, bei den Deutschen als Türken zu gelten und in der Türkei als Deutsch-Türken auch nicht voll akzeptiert zu werden. Das Leben zwischen zwei Kulturen ist nicht immer leicht. Was wir uns von Herzen wünschen, ist mehr Empathie von unseren deutschen Nachbarn.

(Die Lebensgeschichte wurde von Christel Banghard-Jöst weitererzählt.)

Ergül Ertem: Meine Reise ins Ich (Türkei; geb. in Silifke)

Mein Leben ist wie ein abstraktes Bild. Es ist wie zwei Menschen, die in einem Körper leben müssen und dabei grundverschieden sind.

Herkommen und Ausbildung

Ich wurde in der türkischen Provinz Mersin in Silifke, einer typischen Mittelmeerstadt geboren. Der Landkreis Silifke hat 110.000 Bewohner, von denen 60.000 in der gleichnamigen Kreisstadt leben. Silifke liegt in einer Ebene, direkt am Meer, umgeben von Orangenplantagen, Olivenhainen und Granatapfelplantagen, durchsetzt von Palmen. Im Norden zieht sich parallel zum Meer das Taurusgebirge entlang, das sich bis Antalya erstreckt. Im Sommer kann man dort Ski fahren oder im Meer baden.

Silifke ist auch insofern bedeutend, als es viele Zeugnisse aus der späten hellenischen bzw. frühen römischen Zeit aufweist. Silifke wird von dem Fluss Göksu geteilt, in dem Kaiser Friedrich Barbarossa auf dem 3. Kreuzzug auf dem Weg nach Palästina ertrank. Ein Denkmal, von der deutschen Botschaft in Ankara errichtet, zeugt von diesem Ereignis.

In Silifke ist es im Sommer unerträglich heiß, bis 36°. Deshalb verbrachte unsere Familie den Juli und August in den Bergen, wo mein Vater eine Wohnung gemietet hatte.

In Tasucu, einer kleinen Hafenstadt in der Nähe von Silifke, besuchte ich die Grundschule bis zur dritten Klasse. Mein Vater war an dieser Schule Lehrer. Dann zogen wir nach Silifke um, wo ich bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr blieb. Da mein Vater es sich nicht leisten konnte, alle vier Kinder studieren zu lassen, verbrachte ich die letzten drei Jahre meiner Schulzeit an einem staatlichen Lehrerausbildungsinternat in Adana, das kostenlos war. Nach der Abschlussprüfung dort ging ich als Grundschullehrerin zurück nach Silifke. Ich wusste, dass ich gut malen konnte. Das wurde mir immer wieder von meinen Lehrern und Mitschülern in der Grundschule, denen ich im Kunstunterricht bei schwierigen Aufgaben half, bestätigt. In jeder freien Minute griff ich zum Pinsel. Malen war lebenswichtig für mich. Deshalb bewarb ich mich für ein Studium an der pädagogischen Hochschule für Kunst, Kunstgeschichte und Kunsterziehung in Ankara. Die Aufnahmeprüfung war sehr anspruchsvoll. Sie dauerte eine ganze Woche lang und verlangte Kenntnisse in Kunstgeschichte, Zeichnen, Malen mit Wasserfarben, etc. Ich wurde zum Studium zugelassen und schloss es 1964 nach drei Jahren ab. Einer der Professoren an der Hochschule, der Musik unterrichtete, kam aus Deutschland und hieß Zuckmayer.

Nach dem Studium wurde verlost, wo in der Türkei wir als Lehrer eingesetzt werden sollten. Ich zog ein Los, das von mir verlangte, in der Osttürkei an der Schwarzmeerküste an einem Gymnasium für angehende Lehrer zu unterrichten. Meine Eltern duldeten das

nicht. Also kündigte ich und arbeitete bis 1968 als Kunsterzieherin an einem Privatcollege und an weiteren Privatschulen in Mersin.

Die Atmosphäre an diesen Colleges gefiel mir nicht, denn die Eltern der Schüler waren sehr reich und leider oft auch arrogant. Sie nahmen Einfluss auf das Schulgeschehen und setzten die Lehrer bei der Notengebung unter Druck. Deshalb ließ Ich mich an eine staatliche Schule versetzen, wo das Schulklima angenehmer war. An dem Gymnasium wurden zukünftige Lehrer ausgebildet. Im selben Jahr kam auch mein Sohn zur Welt. Ich konnte aber weiter unterrichten, denn eine sehr gute, ver-trauenswürdige Haushälterin nahm mir das Kochen, die Hausarbeit und die Versor-gung unseres Sohnes ab.

Erster Kontakt mit Deutschland

Während meines Studiums in Ankara hatte ich meinen Mann kennengelernt. Er stu-dierte dort Agrarwissenschaft. 1961 verbrachte er drei Monate als Praktikant in einem Dorf bei Münster. Er besaß schon ein Basiswissen in Deutsch, denn an seiner Schule wurde Deutsch unterrichtet. 1962 schloss er sein Studium als Agrardiplom-ingenieur ab. Nach dem Studium ging er zurück in seine Heimatstadt Izmir, wo er mit seiner Doktorarbeit begann. Gleichzeitig wollte er mich heiraten, und ich sollte zu ihm nach Izmir ziehen. Doch meine Eltern waren strikt dagegen, besonders mein Vater war sehr autoritär. Da wir uns mit unserer Meinung nicht durchsetzen konnten, brach mein Mann seine Doktorarbeit ab und zog zu uns nach Mersin, wo er in seinem Beruf arbeitete. Er kümmerte sich um Orangenplantagen, untersuchte sie auf Krankheiten und kontrollierte die Zitrusfrüchte, bevor sie aus Mersin exportiert wurden. Aber immer verfolgte ihn der Gedanke an seine abgebrochene Doktorarbeit. Ich fühlte mich schuldig, weil er wegen mir seine wissenschaftliche Laufbahn aufgegeben hatte.

Eines Tages besuchte uns mein Bruder in Mersin. Er wohnte schon einige Jahre in Heilbronn, wo er als Diplomphysiker bei AEG-Telefunken im Labor arbeitete. Er schlug meinem Mann vor, doch in Deutschland seinen Doktor zu machen. Diese Idee setzte sich bei uns fest und ließ uns nicht mehr los. Aber andererseits war mir nicht wohl bei diesem Gedanken, denn ich war glücklich an meiner Schule, und Mersin war damals überschaubar. Man kannte sich, ich war bekannt als Lehrerin und später, als ich zwei Ausstellungen gemacht hatte, auch als Künstlerin. Mein Beiname war ‚die schöne Lehrerin‘. Außerdem hatten wir in Mersin eine eigene Wohnung, und meine Mutter flehte uns an, doch hierzubleiben. Aber unsere Entscheidung, es in Deutschland zu versuchen, war gefallen. Mein Bruder hatte meinem Mann inzwi-schen eine Arbeit als Agraringenieur in einer Konservenfabrik in Gundelsheim ver-schafft. Mein Mann fuhr also einige Monate vor mir nach Deutschland. Im April 1973 absolvierte er einen Sprachkurs am Goetheinstitut in Schwäbisch Hall. Im September fuhr nochmals nach Deutschland, um an der Universität Hohenheim seine Doktorarbeit über Pflanzenschutz, Pflanzenkrankheiten und

Schädlingsbekämpfung zu machen. Aber alle Versuche, einen Doktorvater zu finden, schlugen fehl.

Umzug nach Deutschland

1974 ließen wir uns endgültig in Deutschland nieder. In den ersten Wochen habe ich nur geweint. Wir lebten aus Koffern. Alles war so trist und leer. Ich fragte mich: „Wo bin ich? Wer bin ich? Was mache ich hier?“ In der Türkei war ich eine Persönlichkeit. In Deutschland war ich nichts. Außerdem wurde unser Geld knapp.

Da hörte ich, dass das türkische Konsulat türkische Lehrer einstellen wollte. Es meldeten sich viele Bewerber. Deshalb gab es ein Auswahlverfahren. Am Ende hatten mit mir 15 Bewerber die Prüfung bestanden. Es war eine verkehrte Welt. Ich sagte zu dem Verantwortlichen auf dem Generalkonsulat, in der Türkei hätte ich Schüler auf das Lehrerstudium vorbereitet, und jetzt sähe ich mich in der Rolle meiner damaligen Schüler.

Weil mein Mann keine Stelle als Doktorand gefunden hatte, wollten wir wieder in die Türkei zurückkehren. Ich brachte unseren Sohn deshalb zurück zu meinen Eltern, die inzwischen nach Ankara gezogen waren, weil dort zwei meiner Geschwister studierten. Er war, als wir 1974 nach Deutschland kamen, viereinhalb Jahre alt und hatte im Kindergarten Deutsch gelernt. Jetzt besuchte er in Ankara die Grundschule, wo er in die zweite Klasse eingeschult wurde.

Zunächst ein paar Sätze zu der damaligen politischen Lage in der Türkei: Zwischen 1974 und 1979 war die Lage katastrophal. Täglich gab es bis zu 25 Tote. Man wusste nie, ob man das nächste Opfer sein würde. Journalisten wurden getötet, unter ihnen der bekannte Journalist Abdi Ipekci. Es kam zu einem Massaker in der Stadt Kahramanmaraş in der Südtürkei. Meine Trauer fand in jener Zeit Ausdruck in meinen depressiven Bildern, die in Schwarz und Grau gehalten waren. Erst der Militärputsch von 1980 brachte mehr Sicherheit. Das Militär gab dem Land eine neue Verfassung, und es wurden Wahlen abgehalten. Aber ganz sicher war die Lage nicht. Linksgerichtete Gegner der Regierung wurden hingerichtet, und es tobte immer noch ein Kampf zwischen den Linken und den religiösen Fundamentalisten. Ein weiterer bekannter Journalist, Ugur Mumcu, kam 1993 bei der Explosion einer Autobombe ums Leben. Die Urheber dieses Attentats sind immer noch unbekannt. Inzwischen hatte wir unsere Wohnung in der Türkei aufgegeben und die Wohnungseinrichtung aufgelöst. Außerdem hatte mein Mann eine Umschulung gemacht und bei Edeka als EDV-Sachbearbeiter eine Arbeit gefunden. Sein Chef bat ihn inständig, in Deutschland zu bleiben und wirklich einen neuen Anfang zu machen.

Schließlich gaben wir den Plan auf, in die Türkei zurückzukehren. Ich holte unseren Sohn aus Ankara zurück, der hier in die erste Klasse zurückversetzt wurde. Ich hatte inzwischen eine Stelle als Türkischlehrerin gefunden. Der Anfang war sehr schwer. Wir wohnten in

Leingarten und meine Arbeitsstelle war in Lauffen und in Ilsfeld. Ich hatte keinen Führerschein (seit 1977 besitze ich einen), und so war ich drei Stunden am Tag unterwegs, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln meine Schulen zu erreichen und wieder nach Hause zurückzufahren.

Türkischlehrerin in Deutschland

Als Lehrerin für den muttersprachlichen Unterricht in türkischer Sprache unterrichtete ich Türkisch und türkische Kultur. Für einen solchen Unterricht gibt es zwingende Gründe: Das Selbstbewusstsein der Kinder, die ihre Muttersprache beherrschen und ihrer Kultur bewusst sind, wird gestärkt und sie lösen sich nicht so leicht aus ihren familiären Bindungen. Sie nehmen auch ihr Umfeld besser wahr. Außerdem ist es von Vorteil, wenn das Kind in sein Land zurückkehrt und seine Muttersprache beherrscht. Das Unterrichten fiel mir leicht. Aber für mich als Kunsterzieherin war es frustrierend, nicht in meinem Beruf arbeiten zu können.

Ich bemühte mich, mein Deutsch zu verbessern. Die Gespräche im Lehrerzimmer waren hilfreich. Auch gab es gute Kontakte zu Nachbarn und zu Familien, die ich durch meine Ausstellungen kennengelernt hatte. Mit meiner guten Freundin Marion Eisenhuth, einer Kollegin, die sich immer für meine Bilder interessiert und meine Ausstellungen besucht hatte, verbrachte ich einen 14-tägigen Urlaub in der Türkei. Außerdem schaute ich mir deutsche Fernsehprogramme an, da es damals noch keine türkischen Programme in Deutschland gab. Die Deutschkurse an der Volks-hochschule waren nicht passend für mich, denn die Teilnehmer konnten zum Teil weder lesen noch schreiben. So war ich mit dem Deutschlernen im Wesentlichen auf mich selbst gestellt. Später nahm ich an zwei Intensivkursen am Berufsbildungs-zentrum in Heilbronn mit sehr gutem Erfolg teil. Die Situation an der Ilsfelder Schule war nicht einfach. Die türkischen Eltern kamen in der Hauptsache aus verschiedenen kleinen Dörfern. Unter ihnen gab es viele bildungsferne Eltern. Das Geldverdienen war für sie wichtig, um dann wieder in die Türkei zurückzukehren. Die Schule stand für sie nicht im Mittelpunkt. Außerdem hatten sie eine gewisse Scheu im Umgang mit der Schule. Die Sprachbarriere spielte dabei auch eine Rolle. Türkische Schüler wurden oft in die Sonderschule geschickt. Als sich die türkischen Eltern darüber beschwerten, wurde verordnet, dass bei den Sonderschulprüfungen ein türkischer Lehrer zugegen sein müsse. Mir wurde diese Aufgabe übertragen, die ich dann, um meine eigenen Unterrichtsstunden nicht ausfallen zu lassen, an einen anderen türkischen Kollegen weitergab. Es stellte sich heraus, dass viele türkische Kinder an der Sonderschule durchaus begabt waren, aber eben nur nicht genügend Deutsch konnten. Da man annahm, dass die Gastarbeiter wieder in ihre Heimat zurückkehren würden, gab es auf deutscher und türkischer Seite keine großen Integrationsbemühungen. Das rächte

sich, denn die meisten Gastarbeiter blieben. Wenn die Politiker sie mehr in die Gesellschaft eingebunden hätten, gäbe es jetzt weniger Probleme.

Vorurteile

Erfahrungen mit Fremdenfeindlichkeit und Vorurteilen machte ich auch. Wenn mich die Menschen nicht kennen, denken sie, ich sei eine Deutsche, weil ich blond bin, kein Kopftuch trage und mich wie eine Deutsche kleide. Wenn sich die Deutschen unterhalten, reden sie manchmal wenig positiv über die Ausländer. Wenn ich aber zu reden beginne, merken sie, dass ich eine Ausländerin bin, und fixieren mich daraufhin skeptisch von Kopf bis Fuß. Einmal fragte mich eine Frau tatsächlich, ob man in der Türkei auch Kunst studieren könne.

Wenn ich in türkischer Gesellschaft bin, geschieht dasselbe, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Manche Türken schimpfen ungeniert über die Deutschen, weil sie denken, ich verstehe kein Türkisch, sind dann aber höchst erstaunt, wenn ich mich als Türkin entpuppe.

Einmal machte ich eine interessante Erfahrung. Der Hausmeister einer Schule, an der ich nachmittags unterrichtete, ließ mich immer vor der verschlossenen Eingangstüre stehen, obwohl er sie hätte öffnen müssen. Als das einige Male passiert war, beschwerte ich mich beim Schulleiter. Als der Hausmeister bei der Unterredung mit dem Schulleiter erfuhr, dass ich Künstlerin bin, war er wie verwandelt. Von da an behandelte er mich äußerst höflich und zuvorkommend. Der Schulleiter war Hobbymaler, und wir hatten deshalb ein gutes Verhältnis.

Auch manche Kollegen hatten Vorurteile. Sie beschwerten sich immer wieder, meine Schüler würden klauen, obwohl ich nur einmal in der Woche für zwei Stunden an der Schule war. Ich sagte: „Meine Schüler sind wie eure Schüler, mit denselben Verhaltensweisen.“ Mit der Zeit gab es keine Probleme mehr. Wenn Unrecht geschah, auf deutscher oder türkischer Seite, sprach ich die Schwierigkeiten direkt an und vermittelte zwischen den streitenden Parteien.

Eines Tages wurde ich als Mediatorin an die Grund- und Hauptschule in Neckarsulm gerufen. Dort hielt ich vor dem Lehrerkollegium einen Vortrag über Konfliktlösung, wie ich sie mir vorstelle. Dabei betonte ich, wie wichtig es für die Heranwachsenden sei, ein Gleichgewicht zwischen den Erwartungen des Elternhauses und den Anforderungen der Gesellschaft zu finden. Von zentraler Bedeutung sei dabei die Entwicklung eines gesunden Selbstbewusstseins, das einerseits vermeidet, die Eltern durch schlechtes Verhalten zu verletzen, und das andererseits unempfindlich macht gegen gefährliche Einflüsse von außen.

Deutsch-türkische Kooperation

Zuvor nochmals ein kurzer Ausflug in die türkische Geschichte:

Am 23. April 1920 wurde das erste türkische Parlament gegründet. Aus diesem Anlass verfügte Kemal Atatürk, dass dieses Datum jedes Jahr mit einem Kinderfest gefeiert wird.

Ich führte diese Tradition weiter und organisierte im Frankenstadion in Heilbronn ein Kinderfest, an dem türkische, griechische, spanische und deutsche Kinder mit folkloristischen Darbietungen auftraten, in der Hauptsache mit Volkstänzen. Dieses Fest diente dazu, die Vorurteile, die die einzelnen Volksgruppen gegeneinander hegen, abzubauen.

1989 machte ich in Leingarten den Vorschlag, für Ausländerkinder in der Grundschule eine außerschulische Hausaufgabenhilfe einzurichten. Doch dabei entstehen natürlich Unkosten. Bei der Kirche als Trägerin anzufragen, verbot sich von selbst, denn türkische Eltern fürchten bei einer solchen Maßnahme die Beeinflussung ihrer Kinder durch den christlichen Glauben. Auch das Bürgermeisteramt stellte sich anfangs quer. Da erhielt ich von der Heilbronner Stimme Unterstützung, indem sie mir Gemeinden nannte, die eine solche Einrichtung schon erfolgreich umgesetzt hatten. Dies überzeugte die Gemeinderäte, die ich einzeln angeschrieben hatte. Sie alle unterstützten nun diese sinnvolle Initiative und beschlossen, die Kosten für die außerschulische Hausaufgaben-Sprach- und Lernhilfe für Ausländerkinder in der Grundschule zu übernehmen. Die Schule stellte Schulräume zur Verfügung und gab die Zusage, mit den beauftragten Fachleuten zusammenzuarbeiten.

Ganz wichtig ist mir die Integration der türkischen Bürger in Deutschland, ohne dass sie dabei ihre Identität verlieren. Eine andere gute Gelegenheit, diese Integration und das gegenseitige Verständnis zu fördern, ist die Begegnung zwischen muttersprachlichen Lehrkräften, Schulleitern, Lehrerinnen und Lehrern, türkischen Eltern, türkischen und deutschen Kindern. „Der Tag des Lehrers“ bot sich für eine solche Begegnung an. (Auch dieser Tag geht zurück auf Kemal Atatürk, der 1928 seinem Volk verordnete, sich auf die lateinische Schrift umzustellen. Dies war eine riesige Herausforderung für die Lehrerinnen und Lehrer, die seitdem hohe Wertschätzung genießen).

Zuerst lud ich als Kooperationslehrerin Schulleiter und deren Stellvertreter von zehn ausgewählten Schulen ein, an denen Türkisch unterrichtet wurde. (Insgesamt wird in Heilbronn und Umgebung an etwa 50 Schulen Türkisch unterrichtet). Die zehn türkischen Kollegen durften jeweils ihre Kolleginnen und Kollegen mitbringen. Man traf sich in einem Saal, es wurden Reden gehalten, und die Gäste wurden auf Kosten des türkischen Elternbeirats in Heilbronn bewirtet.

Diese Art der Feier befriedigte mich nicht. Deshalb kam ich auf die Idee, die Feier in einem kleineren Rahmen abzuhalten. Ich lud an der Kurt von Marval Schule in Nordheim, an der ich unterrichtete, den Bürgermeister, den Vertreter des türkischen Konsulats, den türkischen Erziehungsattaché, den Schulamtsdirektor, den Schulleiter, das Kollegium und die türkischen und deutschen Eltern ein. Dann organisierte ich ein buntes Rahmenprogramm, bei dem die türkischen und deutschen Schülerinnen und Schüler die Gäste mit Tänzen und Liedern unterhielten, und die türkischen Eltern warteten mit landestypischen Spezialitäten auf. Die Atmosphäre war einfach viel familiärer als zuvor. Dieses Fest trug dazu bei, dass die türkischen Eltern ihre Berührungsängste wenigstens teilweise verloren, und sie waren stolz, bei diesem Fest eine wichtige Rolle gespielt zu haben.

Mein Leben als Künstlerin in Deutschland

Nachdem ich mich über mein Leben als Lehrerin ausgelassen habe, nun einige Worte zu meinem Werdegang als Künstlerin.

1968 fing ich an, meine Bilder auszustellen. Eine Ausstellung fand in der Rathaus-galerie von Mersin statt. Die Bilder entstanden im Zusammenhang mit meinem Unterricht an der Schule. Jeweils am Ende eines Schuljahres wurden die Schülerarbeiten und meine Arbeiten ausgestellt.

Wie schon erwähnt, war ich zu Beginn in Deutschland todunglücklich. Ohne Malen konnte ich nicht existieren. Malen ist mein Leben und meine größte Liebe. Da lernte ich eine junge Türkin kennen. Sie half mir beim Suchen einer Galerie, da ich ja überhaupt kein Deutsch konnte. Wir gingen zusammen zur Harmonie, wo der Heilbronner Künstlerbund gerade eine Ausstellung hatte. Meine Dolmetscherin stellte mich dort als Künstlerin vor. Daraufhin wurden Adressen ausgetauscht. So kam mein erster Kontakt zustande. Eine schockierende Erfahrung machte ich in einer Heilbronner Galerie. Als der Besitzer erfuhr, dass ich Türkin sei, nahm er mich überhaupt nicht ernst und behandelte mich verächtlich von oben herab.

Der Künstlerbund traf sich einmal im Monat in der Harmonie. Zuerst wurde ich Gastmitglied, weil ich die erste Ausländerin war, die zu ihm gestoßen war. Doch Ende 1975 wurde ich richtiges Mitglied, nachdem eine Jury meine Bilder für sehr gut befunden hatte. Zuerst durfte ich an Gruppenausstellungen teilnehmen. 1978 fand dann meine erste Einzelausstellung in der Stadtbibliothek in Heilbronn statt. Der damalige Vorsitzende des Künstlerbunds, Dr. Hans Blascheck, übernahm den Einführungsvortrag. Ein Bild beeindruckte das Publikum besonders. Es hieß „Deutschland“. Es ist in dunklen Farben gehalten, im Zentrum sieht man eine große Uhr, umgeben von Kraftwerken, Fabrikschloten und Fertigungsanlagen, alles geometrisch geordnet, und die Menschen sind als Roboter dargestellt. Im Gegensatz zu den Ländern am Mittelmeer, wo die Menschen spontan und warmherzig sind, kamen mir die Menschen hier am Anfang so kalt

und unpersönlich vor. Ein Konsul in Köln, der das Bild kaufte, meinte, Deutschland habe man nicht besser darstellen können.

Aber ich machte auch durchaus positive Erfahrungen und erfuhr viel Freundlichkeit, besonders von drei Persönlichkeiten: von Dr. Weinmann, dem früheren Oberbürgermeister, von dem schon erwähnten Dr. Blaschek und dem Direktor der Deutschen Bank, Hans-Jürgen Arnold mit seiner Frau.

Aus Dankbarkeit wollte ich Dr. Weinmann ein Heilbronnbild schenken, doch seine Sekretärin auf dem Rathaus sagte, als Beamter dürfe er kein so teures Bild annehmen. Die Gesetze ließen das nicht zu. Für mich war das neu. In der Türkei wird so eine Sache viel lässiger gehandhabt. Da kam mir die Idee, das Bild seiner Frau zu schenken. Dagegen war nichts einzuwenden. Dr. Weinmann revanchierte sich, indem er bei meiner nächsten Ausstellung auf dem Weißenhof den Eröffnungsvortrag hielt.

Ein Höhepunkt meines Werdegangs als Malerin war 1995 eine Ausstellung in der Volksbank Leingarten, wo ich mit meinen Bildern ein Resümee meines 20-jährigen Schaffens in Leingarten zog. Der Schwerpunkt der Ausstellung lag auf der Darstellung meines Lebens in vier verschiedenen Phasen: Am Anfang meines Hierseins war ich voller Optimismus und Erwartung, das neue Land kennenzulernen, gleichzeitig aber sehnte ich mich nach meiner Heimat und der südlichen Wärme. Die dominierenden Farben dieses Bildes waren Erdfarben, Gelb und Orange. Dann folgte die Enttäuschung, die Desillusion, der Schock der Realität, das Leiden unter der Einsamkeit, unter der menschlichen Kälte. Dieses Bild war in Schwarz und Grau gehalten, versehen mit Skeletten, Stacheldraht und Totenschädeln. Um mich von diesen schrecklichen Gedanken und Gefühlen zu befreien, flüchtete ich in eine Phantasiewelt, in eine romantische Traumwelt in Blau. Aber ich durfte nicht dauernd in dieser Traumwelt leben, sondern musste mich der Realität stellen, den Ausbruch wagen, mich innerlich befreien. Diese innere Rebellion ließ sich am besten mit roten Farben darstellen. Ich nenne dies: „Rote Bewegung in der Enge“. Das Besondere an der Ausstellung dieser vier Bilder war ihre Untermalung durch Sprache (Rezitation des Gedichts ‚Liebeslied‘ von Else Lasker-Schüler) und Musik, die eigens für diese Ausstellung komponiert worden war. Die Verbindung der Bilder durch heitere, bewegte Klänge (Phase 1), Monotonie und Misstöne (Phase 2), schwebende, ätherische Töne (Phase 3) und expressive Musik (Phase 4) beeindruckte die Besucher stark, zumal ein Spotlight in dem abgedunkelten Raum auf die einzelnen Bilder gerichtet wurde.

Im Ganzen wurden bei 35 Einzelausstellungen und mehreren Gruppenausstellungen in verschiedenen Städten in Deutschland meine Werke gezeigt. Besonders erwähnen möchte ich meine Ausstellung im Heinrich-Fries-Haus im Jahr 2014 anlässlich meines 40-jährigen Schaffens als Künstlerin. Ich bedanke mich dafür bei Herrn Oberbürgermeister Mergel und dem Leiter des Heinrich-Fries-Hauses, Herrn Hackmann.

Eines Tages brach ich zusammen. Intensives Malen, die Ausrichtung von vielen Einzelausstellungen, gleichzeitiges Unterrichten, Organisieren von Lehrertreffen dreimal im Jahr war zu viel für mich. Ich wurde von einem Schwindel erfasst, der sich erst nach und nach wieder verlor. Zu viel Arbeit, gepaart mit dem unbedingten Willen zur Perfektion, kann eine solche Krise auslösen, meinte mein Arzt.

Mein Malen bewegt sich auf der Grenze zwischen Abstraktion und Gegenständlichkeit. Zwar male ich abstrakte Begriffe wie z.B. ‚Konflikt‘, ‚Meditation‘ oder ‚Einsamkeit‘, aber trotzdem muss ich erkennen, worum es sich handelt. Augen sind sehr wichtig für mich. Die Menschen haben heute keine Zeit mehr, ihrem Gegenüber in die Augen zu sehen, Blickkontakt aufzunehmen. Der Blick zum Handy ist allgegenwärtig. Augen sind der Spiegel des Herzens. Sie drücken vielerlei Gefühle aus: Glück, Trauer, Zorn, Neid, Verliebtheit, etc. An die dreißig Augen-Collagen, verziert mit Bordüren anatolischer Frauen, habe ich in eineinhalb Jahren fertiggestellt. Ich denke, diese Collagen sind einmalig auf der Welt. Anschließend malte ich fünf Bilder von Umarmungen. Diesen Bildern gemeinsam ist das Grundmotiv der Liebe, die durch die Augen den Weg zum Herzen findet.

Mein Kunstverständnis

Ich versuche, meine Theorien, meine Sehnsüchte, Freuden, Schmerzen, Lieben auf die Kunst anzuwenden. Erinnerung und Traum (im Wachzustand) stehen in engem Zusammenspiel bei der Gestaltung. Die Gestaltung ist Mittel, um mein Ziel zu erreichen. Das Motiv hat immer einen persönlichen Bezug. Bei der Gestaltung sind mir ästhetische Normen sehr wichtig. Die Farben, als Fläche und Linie, sind Mittel der Malerei. Es gibt keine festen Regeln dafür. Die Gesetze für das einzelne Werk bilden sich bei der Arbeit.

Das menschliche Seelenleben ist zum großen Teil unbewusst. Meine Bilder sind die ständige Auseinandersetzung mit meinen Gedanken. Ich flüchte immer zu meiner Malerei im Sinne einer, wie ich hoffe, besseren Wirklichkeit.

Ich habe zwei Heimatländer. Die Türkei ist mein Mutterland. Deutschland ist mein Vaterland. Oft fühle ich mich als Kind geschiedener Eltern, aber meine richtige Heimat ist die Kunst. Dort fühle ich mich am wohlsten.

Auf die Frage, ob ich später in meine Heimat zurückkehren wolle, antworte ich:

Ich habe es in den ersten Jahren oft bereut und mich öfters gefragt, warum wir nach Deutschland gekommen sind. Aber mit der Zeit ist Deutschland meine zweite Heimat geworden. „Wenn man sich nicht als Fremder fühlt, wird man auch nicht als solcher betrachtet.“

Meine Tochter ist hier geboren und hat in Frankfurt studiert. Zur Zeit lebt sie in Barcelona. Mein Sohn lebt in Ulm.

In der Türkei hat sich in den letzten Jahren sehr viel verändert. Eine Rückkehr für immer kann ich mir nicht mehr vorstellen.

Ich leide unter dem Klima hier, ich sehne mich nach der Wärme im Süden, aber ich liebe die Ordnung hier, den Fleiß, die Disziplin, die Verlässlichkeit. Die Menschen hier stehen zu ihrem Wort. Wenn etwas versprochen worden ist, wird es noch nach einem Jahr eingehalten. Ich bin in dieser Hinsicht noch nie enttäuscht worden.

Ich habe öfters an unser Schicksal gedacht. Jeder Mensch hat eine Mission in dieser Welt. Manchmal möchten wir etwas erreichen, aber es geschieht etwas ganz Anderes – gegen unseren Willen. – Ich denke oft daran, was der deutsche Philosoph Schopenhauer sinngemäß dazu gesagt hat: Wir sind frei zu tun, was wir wollen. Ob wir frei sind, hängt von unserem Willen ab, es zu wollen.

Alles, was ich male, sind Aspekte meines inneren Dramas. Ich würde die Welt gerne verändern, doch ich kann es nicht. Ich versuche zu malen. Ein Bild, sonst nichts.

(Die Lebensgeschichte wurde von Rudolf Holzwarth weitererzählt.)

Tülay Eser: Ohne Fleiß kein Preis

(Türkei; geb. 1975)

Meine Kindheit

Geboren bin ich in Erzincan-Binköcköy, einem an einem Berghang gelegenen Dorf in Anatolien. Als mein Großvater gestorben war, übernahm mein Vater die Verantwortung für seine Geschwister. Ich wuchs in sehr bescheidenen Verhältnissen auf. Wir, d.h. meine fünf Geschwister, meine Eltern, zwei Onkel und drei Tanten bewohnten ein kleines Haus mit nur zwei Zimmern. Bis ich acht Jahre alt war, musste das Wasser von einem Dorfbrunnen geholt werden. Erst später legte einer meiner Onkel eine Wasserleitung von einer Quelle zu unserem Haus. Da es keinen Strom gab, mussten wir uns bei Dunkelheit mit Öllampen behelfen.

Trotz einfachem Leben verbrachte ich eine glückliche Kindheit. Ich hatte viel Freiheit und wurde von den Erwachsenen verwöhnt. Spielsachen wurden nicht gekauft, sondern selbst gebastelt.

Wir waren Selbstversorger. In einem Nebengebäude unseres Hauses befand sich ein Stall mit ein paar Kühen. Angebaut waren ein Raum für die Küche und ein Zimmer, in dem die männlichen Mitglieder unserer Familie schliefen. Um unser Haus herum gab es einen Gemüsegarten und auf einem gepachteten Acker bauten wir Weizen an, der dann mit einer Sense geerntet wurde.

Schulbesuch

Der Schulbesuch in der Grundschule war kostenlos, doch es fiel meinen Eltern schwer, das Geld für die Schuluniform und die Lernmaterialien aufzubringen. Unser Lehrer war sehr streng. Er bestrafte mich mit Schlägen auf die Finger mit einem Lineal, wenn er mich mit Freundinnen im Freien spielen sah, anstatt im Haus Hausaufgaben zu machen und zusätzliche Aufgaben zu lösen. Ich besuchte die Schule bis zur fünften Klasse. Da war ich zwölf Jahre alt. Ein Jahr später zogen wir in den europäischen Teil von Istanbul. Die Umstellung, plötzlich in einer riesigen Stadt statt in einem kleinen Dorf zu wohnen, fiel mir sehr schwer. Ich traute mich nicht, in Istanbul zur Schule zu gehen und blieb zu Hause. Außerdem war es meinem Vater nicht wichtig, dass ich weiterhin die Schule besuchte. So endete meine Schullaufbahn mit 13 Jahren.

Ausbildung zur selbstständigen Friseurin

Ein Jahr später arbeitete ich ein Jahr lang als Praktikantin in einem Friseursalon. Einmal, beim Teekochen, verbrühte ich mir den Fuß. Doch das kümmerte meinen Chef nicht. Er rief weder einen Krankenwagen noch brachte er mich zum Notarzt. Drei Monate dauerte es, bis

die Wunde einigermaßen verheilt war. Nach diesem traumatischen Erlebnis arbeitete ich mit einer meiner Schwestern fast ein Jahr in einer Schneiderei, wo ich aber nicht bleiben wollte. Bei einer anderen Schwester arbeitete ich dann vier Jahre als angelernte Friseurin. Als aber der türkische Staat ein Ausbildungsprogramm für Jugendliche auflegte, die arbeitslos waren oder keine richtige Ausbildung hatten, ergriff ich die Gelegenheit und ließ mich drei Monate lang in den Theoriefächern des Friseurhandwerks ausbilden.

Danach stellte mir einer meiner Onkel in dem Haus, in dem wir wohnten, einen Raum zur Verfügung, den ich als Friseursalon einrichten konnte. So war ich schon mit 18 Jahren eine selbstständige Geschäftsfrau und trug die Verantwortung für alles, was zum Führen eines Friseurgeschäfts gehört. Das Geschäft lief gut. Nebenher bildete ich mich in verschiedenen Kursen in meinem Beruf weiter.

Erwerb der deutschen Sprache

1998 lernte ich meinen späteren Mann kennen, der in Istanbul seinen Urlaub verbrachte, und bald war uns klar, dass wir heiraten wollten. Mein Mann war schon im Alter von drei Jahren nach Deutschland gekommen. Sein Großvater gehörte zu den ersten Gastarbeitern aus der Türkei und ließ sich in Karlsruhe nieder. Da mein Mann in Deutschland aufgewachsen und verwurzelt war, war es klar, dass wir uns in Deutschland eine gemeinsame Existenz aufbauen wollten. Natürlich fiel es mir nicht leicht, meine Heimat zu verlassen und meinen Beruf aufzugeben. Lange noch schwankte ich, ob dies eine gute Entscheidung war. Aber mein Mann machte mir Mut. Um mich auf meine neue Umgebung vorbereiten, lernte ich vor der Ausreise im Selbststudium Deutsch, so dass ich in dieser Sprache das Notwendigste sagen konnte. In den ersten fünf Monaten in Deutschland blieb ich zu Hause und half mit großem Spaß bei der Renovierung unserer Wohnung. Ich war beeindruckt von den deutschen Baumärkten, die es so in der Türkei noch nicht gab.

Dann besuchte ich einen dreimonatigen Intensivkurs in Deutsch, der vom Arbeitsamt bezahlt wurde. Ich verlängerte den Kurs um zwei Monate auf eigene Kosten. Mein Mann war mir eine große Unterstützung beim Deutschlernen. Er verhielt sich pädagogisch sehr geschickt. Um meine Deutschkenntnisse zu verbessern, sahen wir im Fernsehen nur deutsche Programme. Türkische Programme waren in der ersten Zeit für mich tabu. Außerdem gingen wir oft ins Kino und sahen deutsche Filme, die mein Mann während der Vorstellung übersetzte. Natürlich gingen wir nur zu solchen Zeiten ins Kino, in denen wenig Publikum zu erwarten war. Jetzt komme ich sprachlich gut zurecht. Vor allem scheue ich mich nicht mehr, Fehler zu machen.

Leben in Deutschland

Ich lebe jetzt schon 16 Jahre in Deutschland und bin inzwischen Mutter von drei Kindern. Das jüngste Kind ist drei und besucht den Kindergarten; die beiden älteren Kinder sind 10

und 12 Jahre alt. Vor allem die zwölfjährige Tochter spricht sehr gut Deutsch. Zurzeit ist natürlich nicht daran zu denken, in meinem Beruf zu arbeiten. Wenn mich meine Kinder nicht mehr brauchen, würde ich gerne in meinen Beruf zurückkehren.

Ich habe in Deutschland als Türkin noch kaum schlechte Erfahrungen gemacht. Die Menschen begegnen mir offen und freundlich und wir sind von netten Nachbarn umgeben. Eine Sache, die mir nicht so gefiel, war die Tatsache, dass ich als Türkin den zweiten Deutschkurs selbst bezahlen musste, während die Vertreter anderer Nationalitäten diesen Nachteil nicht hatten. Jetzt, im Zeichen der Integration, hat sich dieser Zustand glücklicherweise gebessert.

Zugehörigkeit zur alevitischen Glaubensgemeinschaft

Natürlich verfolgen wir im Fernsehen die fremdenfeindlichen Demonstrationen in einigen deutschen Städten. Wir persönlich spüren aber keine Ausgrenzung. Vielleicht hängt dies auch damit zusammen, dass wir Aleviten sind. Die Aleviten leben überall in der Türkei, die meisten jedoch in Anatolien. Etwa 15% der Bevölkerung in der Türkei zählen zu dieser Religionsgemeinschaft. Die alevitische Religion ist liberal. Männer und Frauen sind gleichberechtigt. Die Frauen tragen in der Regel kein Kopftuch. Niemand hat die Verpflichtung, etwas glauben zu müssen. Die Aleviten wollen die Menschlichkeit und das Zusammenleben aller Menschen fördern. Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft stehen im Zentrum dieser Religion. Die Aleviten beten nicht in Moscheen, sondern in Gebetsräumen, und legen den Koran nicht wörtlich aus. Da sie auch die Scharia ablehnen, werden sie bei den Sunniten – etwa 80% der Türken sind sunnitisch – als nicht gläubig angesehen. Der türkische Staat hat die Aleviten bis heute nicht als religiöse Minderheit anerkannt.

Was bringt die Zukunft?

Ich kann mir noch nicht so recht vorstellen, wie und wo ich später leben werde. Ich könnte mir vorstellen, mein Leben abwechselnd in Deutschland und an einem am Meer gelegenen Ort in der Türkei zu verbringen. Aber ich weiß nicht, was die Zukunft bringen wird und welche Entwicklung meine Kinder nehmen werden.

(Die Lebensgeschichte wurde von Rudolf Holzwarth weitererzählt.)

**Gül (Pseudonym): Wie auf einer Achterbahn
(Türkei; geb. 30.08.1965)**

Ein verwöhntes Kind in Ankara

Bis ich acht Jahre alt war, lebten mein Bruder und ich bei meiner Großmutter mütterlicherseits in Ankara, da meine Eltern als Gastarbeiter nach Deutschland gezogen waren. Mein Großvater, ein wohlhabender Bauunternehmer, starb bereits mit vierzig Jahren. Er hinterließ meiner Großmutter ein schönes, großes Haus, in dem sie mit ihrer Großfamilie in gewissem Wohlstand leben konnte.

Als erste Enkelin und einziges Mädchen wurde ich von allen Hausbewohnern maßlos verwöhnt. Was ich wollte, bekam ich. Herausgeputzt hat mich Oma mit Hütchen, Lackschuhen mit Spitzensöckchen und hübschen Kleidchen. Der Ort meiner Träume war ein großer Vergnügungspark, den wir mit Oma und deren Schwägerin oft besucht haben. Das Riesenrad, die Bootsfahrten und die vielen Stände mit duftendem Essen waren magische Anziehungspunkte.

Nachts kuschelte ich mich am allerliebsten zu meiner Urgroßmutter in deren riesiges Bett. Mein heißgeliebter Hund durfte dort aber nicht fehlen. Zu dritt schlummerten wir völlig zufrieden dem Morgen entgegen. Da Oma sehr auf Hygiene achtete, hätte sie das niemals erlaubt. Deshalb mussten wir warten, bis Oma eingeschlafen war, um unseren bereits vor der Türe wartenden Freund zu uns ins Schlafzimmer zu lassen.

Mutter fehlte jegliche Lebenskraft

Indessen wurde meine Mutter in Deutschland krank. Sie litt unter Depressionen, hatte ständig Kopfwahl und ihr fehlte jegliche Lebenskraft. Vater brachte sie zu mehreren Ärzten, die jedoch nichts finden konnten. Ein Arzt, der die Ursache ihrer Leiden erahnte, gab Vater den Rat, sie mehrere Monate lang zu ihren Kindern und ihrer Familie nach Ankara zu schicken. Nach ihrer Rückkehr wollte er sie erneut untersuchen.

Es war ein kluger Arzt, da seine Diagnose stimmte. Mutter kam völlig erholt und gesund von ihrem Besuch in Ankara nach Deutschland zurück. Wie meine Mutter erzählt, sagte der Arzt nach der Untersuchung lächelnd zu ihr: „Deine Kinder sind deine Medikamente!“ Unsere Eltern zögerten nun nicht mehr länger, ihre Kinder zu sich nach Deutschland zu holen.

Mit dem Flugzeug in die neue Heimat

Mutter hatte meinem Bruder ein großes mit dem Logo der Lufthansa versehenes Flugzeug aus Deutschland mitgebracht. Es wurde mit einer Batterie betrieben und konnte elegant auf unserem großen Balkon fliegen. Ich ahnte, dass wir uns bald in einem echten großen

Flugzeug Richtung Deutschland befinden würden. So geschah es auch. Kurze Zeit später saßen mein Bruder und ich in einem Jumbojet der Lufthansa Richtung Stuttgart. Eine freundliche Stewardess hat uns angeschnallt und uns Essen und Trinken gebracht. Wir verstanden kein Wort und konnten nur mit Handzeichen miteinander kommunizieren. Abgeholt wurden wir vom Vater und einem Nachbarn an einem Freitag im Herbst. Mama und Papa waren glücklich, ihre Kinder nun bei sich zu haben.

Die Lehrerin erklärt und erklärt und du verstehst überhaupt nichts

Da ich bereits in Ankara die Schule besucht habe, kam ich in Heilbronn-Böckingen vermutlich in die zweite oder dritte Klasse der Grünewald-Schule. Genau weiß ich das nicht mehr. Es ist einfach grausam, wenn man kein Wort Deutsch versteht. Die Lehrerin erklärt und erklärt und du verstehst überhaupt nicht, um was es da geht. Du willst mit den anderen Kindern spielen, kannst es aber nicht, da du nicht kapierst, was sie spielen. Mein Bruder konnte schneller mit anderen Jungen Kontakt knüpfen, da er auf der Straße zusammen mit ihnen Fußball spielte, wozu man keinen großen Wortschatz braucht. Mädchen sprechen eben mehr miteinander.

Ich bekam von meiner Lehrerin ein Buch, in dem Bilder von Begriffen dem entsprechenden Wort zugeordnet wurden. So lernte ich das deutsche Wort für Brot, Käse, Mann, Frau (...). In den 70er Jahren gab es noch keine speziellen Sprach-Förderprogramme für Kinder von Zuwanderern, weil nur wenige dieser Kinder in Deutschland lebten. Ich war z. B. das einzige Kind mit Migrationshintergrund in meiner Klasse. Da in meiner Umgebung, außer zuhause, nur deutsch gesprochen wurde, fand ich mich jedoch relativ schnell in diese Sprache ein. Nachdem ich sprechen konnte, gab es keine Probleme mehr mit meinen Mitschülern. Gerne erinnere ich mich an meinen Klassenlehrer, Herrn Ackermann, in der 5. und 6. Klasse der Elly-Heuss-Knapp-Hauptschule, der erkannte, dass ich während seines Unterrichtes mit einer akuten Blinddarmentzündung schnell ins Krankenhaus musste. Er ist mit mir im Krankenwagen ins Krankenhaus gefahren und hat mir die Hand gehalten, bis ich einer Notoperation unterzogen wurde. Am Ende meiner Hauptschulzeit war ich sehr krank, ich hatte Nierenprobleme und damit verbunden große Schmerzen, so dass ich oft nicht zur Schule gehen konnte.

Jugendfreundschaften

Über unserer Wohnung hat ein Vater mit seiner Tochter gewohnt, eine liebenswerte und hilfsbereite deutsche Familie. Immer wenn ich mit den Hausaufgaben nicht weiterkam, haben sie mir geholfen. Auch sonntags hat der Vater oft gerufen: >>Auf Kinder, kommet, esset mit uns<<. Diese Gastfreundschaft vergisst man nicht. Uns gegenüber lebte eine freundliche, etwas reichere deutsche Familie. Die Frau schenkte mir ein Fahrrad und

Rollschuhe, Dinge, die ihre fast erwachsenen Kinder nicht mehr benötigten und über die ich mich sehr freute.

Mit der Zeit sind immer mehr Migranten in unsere Gegend gezogen, Italiener, Griechen, Türken. Die deutschen Kinder und die Kinder mit Zuwanderungsgeschichte spielten problemlos miteinander auf der Straße

10 Jahre bei Telefunken

Nach meinem Hauptschulabschluss wollten meine Eltern nicht, dass ich arbeite, da ich sehr krank war. Ich ergriff aber mehrere Gelegenheitsjobs, um mir meine vielen Sonderwünsche zu erfüllen. Eine Nachbarin, die mich sehr gerne hatte und mich verwöhnte, arbeitete bei Telefunken. Ich wollte auch so viel Geld verdienen wie sie, aber es war sehr schwer einen Job in dieser Firma zu finden. Meine Nachbarin hat sich für mich eingesetzt und ich habe ein Jahr lang wöchentlich den Personalchef genervt, bis ich endlich eine Stelle dort hatte.

Sehr beglückt war ich, als ich auf meinem Kontoauszug sah, dass ich als ersten Lohn 1395 DM überwiesen bekam. Ich fragte meinen Vater: „Was macht man mit so viel Geld?“. Verständnislos antwortete er: „Wie bitte? Das kommt gleich auf das Sparbuch.“ Ich bin ein Mensch, der gerne Geld ausgibt. Meine Eltern mussten mich bremsen. Markenklamotten, Kosmetikerin, Friseur, teure Geschenke, alles habe ich mir geleistet. Essen gehen in guten Lokalen war eine Leidenschaft von mir. Der tägliche Treffpunkt mit meiner Freundin, die in einer Boutique gearbeitet hat, war das ehemalige vornehme Cafe Noller. Hier haben wir unseren Kaffee genossen und Eve, eine lange dünne Zigarette, geraucht. Einfach nobel war das! Andere Frauen haben geheiratet und Kinder bekommen und nichts erlebt. „Ich bin nur einmal jung, ich will das Leben genießen“, war meine Devise. Ich konnte mir das alles leisten, weil ich bei Telefunken nach jedem neuen Tarifabschluss mehr verdient habe. 1994 war diese schöne Zeit um, da ich wieder sehr krank wurde. Ich habe gekündigt, weil ich lange Zeit nicht in der Lage war, meinen Job auszufüllen. In den folgenden Jahren arbeitete ich in einer Boutique, einer Bäckerei, im Altersheim, im Krankenhaus... Aber nirgends verdiente ich so viel wie bei Telefunken.

Auch in Ankara hätte es interessante Heiratskandidaten gegeben

Mit 17 bin ich alleine nach Ankara geflogen, um meine Großmutter und meine Tante zu besuchen, die eine Tochter hatte, die so alt war wie ich. Meine Verwandten wollten, dass ich bei ihnen in der Türkei bleibe. Meine Tante gehörte zu den sog. besseren Kreisen, da ihr Mann ein bekannter Rechtsanwalt war. Bei den Kaffeekränzchen, die wöchentlich jeweils bei einer anderen Dame stattfanden, wurden Pöstchen verschoben und Heiraten arrangiert. Bald hatte meine Tante eine Stelle im deutschen Konsulat für mich, da ich gut Deutsch und Türkisch sprach und eine deutsche Schule besucht hatte. Durch meine

einflussreiche Tante standen mir viele Wege offen. Sie hätte mich in ihre Gesellschaftskreise eingeführt, wo es bestimmt auch interessante Heiratskandidaten gegeben hätte. Obwohl ich eine wunderschöne Zeit in Ankara verbrachte, packte mich das Heimweh nach meinen Eltern.

Mein Vater überließ mir die Entscheidung, wo ich mein zukünftiges Leben verbringen wollte. Es war eine schwere, schicksalhafte Entscheidung: Ich kehrte zu meiner Familie nach Heilbronn zurück.

In meinem Leben hatte ich mehrere gute Chancen, ein erfolgreiches Leben zu führen. Man weiß aber oft nicht, welchen Weg man gehen soll. Heute überlege ich mir manchmal, ob ich nicht falsche Entscheidungen getroffen habe.

Ich schließe Freundschaft mit einem jungen Deutschen

Unsere Straße war eine lustige Straße, in der viel passiert ist. Wenn ein Kameramann das abgefilmt hätte, hätte es eine spannende Telenovela gegeben.

Da ich viel Respekt vor meinen Eltern hatte, habe ich nie vor Ihnen geraucht, sondern immer nur heimlich am Fenster. Beim Rauchen fiel mir auch ein junger Mann auf, der uns gegenüber mit seiner Familie frisch eingezogen war. Er machte auf dem Balkon Späßchen mit einer jungen Frau, schaute aber trotzdem sehr intensiv zu mir herüber. Ich dachte: „So eine Unverschämtheit, hat eine Freundin und „glotzt“ auf mich. Der tickt nicht richtig!“ Ich habe meine Zigarette weggeworfen und bin ins Geschäft. Später habe ich erfahren, dass es seine Schwester gewesen ist.

Am nächsten Tag rauche ich wieder am Fenster. Er kommt auf den Balkon und starrt mich abermals sehr intensiv an.

„Langsam wird er unverschämt“, dachte ich, rauchte und beachtete ihn nicht. Als ich ins Geschäft ging, kam er zu mir die Straße rüber. „Bei mir wohnen lauter türkische Leute. Um Gottes willen, die werden lästern. Was werden sie über mich denken?“, schoss es mir durch den Kopf. „Hallo“, sagte er. „Ja, hallo, bitte schön“, erwiderte ich. „Ich möchte dich kennenlernen“. „Aber ich dich nicht“, entgegnete ich wie im Film. „Warum soll ich dich kennenlernen, sag mir mal einen Grund, warum?“ „O.K“, hat er geantwortet: „Warum gibst du mir nicht eine Chance. Du siehst so nett und hübsch aus.“ „Weil du eine andere Kultur hast und ich eine andere Kultur habe.“ „Ich möchte dich aber kennenlernen“, drängte er. Ich wiederholte: „Hier wohnen noch andere Leute. Geh, sonst lästern sie über mich.“ Nach diesem Dialog bin ich in meine Spätschicht gegangen.

Wie so oft, hat mich am nächsten Wochenende meine Freundin abgeholt. Wir gingen Eis essen oder Kaffee trinken. Wir waren jung und wollten Leute kennenlernen. „Gib ihm eine Chance“, war der Rat der Freundin, als ich ihr das Geschehene erzählte. „Warum soll ich ihm wehtun? Meine Eltern sind eh dagegen“, entgegnete ich etwas resigniert. Ich dachte,

ich seh' eine Fata-Morgana, als ich ihn am Montag schon wieder vor Telefonen angetroffen habe. Da schaffen doch viele türkische Leute, die gerne lästern. „Hallo Nachbarin“, begrüßte er mich schüchtern. „Tickst du nicht richtig! Ich geb dir die Hand, dann nimmst du gleich den ganzen Arm.“ „Komm, setz dich hin“, beruhigte er mich. Ich war in großer Eile: „Ich muss zum Rathaus, mein Pass ist abgelaufen, sonst darf ich keine Stunde länger in Deutschland bleiben“, entgegnete ich. Langer Rede kurzer Sinn: Wir sind mit seinem Moped Richtung Rathaus gefahren. Er musste einige Straßen vor dem Rathaus parken, da ich Angst hatte, dass ich in ganz Heilbronn blamiert wäre, wenn mich die Türken, die im Ausländeramt zu tun hatten, sehen würden. Heute ist das ganz anders, die Zeiten sind moderner und liberaler geworden.

Da Marcel nicht locker ließ und immer wieder in meiner Nähe auftauchte, habe ich ihm zum wiederholten Mal meinen Standpunkt erklärt: „Guck mal, hör mal zu! Ich bin Ausländer. Ich habe nichts gegen Deutsche, ich bin doch hier aufgewachsen, ich bin glücklich hier, aber ich habe einen anderen Glauben, eine andere Kultur. Du suchst dir eine Deutsche, ich jemand von meinen Landsleuten, egal ob gut oder schlecht, dann haben wir dieses Problem mit der Kultur und dem Glauben nicht.“ „Was hat unsere Liebe damit zu tun? Du bist wie eine Deutsche“, meinte er verständnislos. Ich konterte: „Du gehst am Sonntag in die Kirche, da kann ich nicht mitgehen.“

Er widersprach: „Wir haben alle den gleichen Gott. Du musst ja nicht in die Kirche gehen. Ich muss auch nicht.“ Ich hatte aber noch ein wichtiges Argument auf Lager: „Wenn ich sehe, wie die Deutschen sind, die können mit der Freundin Hand in Hand herumlaufen, die können sich umarmen, poussieren, alles vor allen. Das geht bei mir nicht. Weißt du, das wird dir alles fehlen. Ich brauch keinen Freund, mit dem ich nur in die Disco gehen kann und Händchen halten und morgen tschüss. Ich will einen Freund, der für immer bei mir ist.“ Dann habe ich mich über ihn ein bisschen lustig gemacht: „Schlaf eine Nacht darüber, dann werden wir ja sehen.“ Ich dachte, dass ihm das alles nicht passen würde, was ich gesagt habe. Da hatte ich mich aber getäuscht. Feierlich versprach er mir: „Ich will, dass du meine Freundin wirst, für immer.“

Jetzt habe ich nicht mehr nein gesagt, da er mir wirklich gut gefallen hat.

Ich hatte Angst, von meinen Eltern verstoßen zu werden

Drei Jahre lang habe ich mein Verhältnis mit meinem späteren Mann vor meinen Eltern geheim gehalten, aus Angst, dass sie mich verstoßen würden. Nur meine beste Freundin wusste anfänglich von unserer Beziehung. Danach habe ich es meinem Bruder erzählt. In türkischen Familien ist es üblich, dass ein Bruder auf seine unverheiratete Schwester aufpassen muss, selbst wenn er einige Jahre jünger ist, wie das bei meinem Bruder der Fall ist. Er hat die schockierende Nachricht aber relativ gut verarbeitet, da er viele deutsche Freunde hatte und sich schon gut in die deutsche Kultur eingelebt hatte. Seine Aufgabe

war es nun, mit Hilfe seiner Freunde zu überprüfen, ob Marcel ein „Schlawiner“ ist und eventuell „tausend Weiber“ hatte oder ein geeigneter Ehepartner. Nach ausgiebiger Beobachtung hat er sein O.K. gegeben. Die Familie meines späteren Mannes hat mich gleich herzlich willkommen geheißen und mich nicht spüren lassen, dass ich Ausländerin bin. „Du bist jetzt Schwäbin, du gehörst jetzt zu uns“, sagte eine Tante oft sehr gastfreundlich zu mir

Es hatte sich bei allen Nachbarn herumgesprochen, dass mein späterer Mann und ich ein Paar waren. Sie haben sich aber nicht getraut, es meinen Eltern zu erzählen, aus Angst vor einer Katastrophe.

Wessen Freund ist mein Freund?

1989 verbrachte die Familie – wie jedes Jahr – den Sommerurlaub in der Türkei bei unserer Familie. Marcel wollte unbedingt mit mir zusammen den Urlaub verbringen, weshalb ihn mein Bruder nach langem Hin-und-Her als seinen Freund ausgegeben hat. Als wir in Ankara ankamen, war die Mutter schon wieder abgereist. Vater, der bereits sehr krank war, blieb meist einige Monate länger, weil ihm das Klima in Ankara gut bekam. Mein Freund wurde mit großer Herzlichkeit von meiner türkischen Familie aufgenommen. Niemand bemerkte anfänglich die Täuschung. Nach einigen Tagen fragte mein Vater: „Junger Mann, gefällt dir die Türkei?“ Mein Freund, der von den vielen neuen Eindrücken überwältigt war, hielt mit Lob nicht zurück. „Dann muss ich dir ein türkisches Mädchen suchen“, spornete mein Vater ihn begeistert an. Mein Bruder und ich schauten uns nur an.

Oma und deren Schwägerin hatten jedoch sehr schnell Lunte gerochen: „Wir sind nicht dumm. Er guckt dich immer so mit anderen Augen an. Er liebt dich!“, sagte meine Oma eines Abends, als ich mit ihr alleine auf unserem großen Balkon saß. „Glaubst du, dass Vater mich hergibt?“, fragte ich sie bange. „Lass uns das machen! Der Junge kommt aus gutem Hause“, beruhigte sie mich. Ganz überzeugen konnten sie Vater nicht, aber das ist eine andere Geschichte.

Nun war es meine Aufgabe, das Geheimnis zu lüften.

Als ich wieder in Heilbronn war, habe ich Mutter über unser Verhältnis berichtet. Sie hätten ihr Gesicht sehen sollen: „Tickst du nicht richtig! Das wird nicht funktionieren. Was glaubst du, was dein Vater sagt?“ Meine schüchterne Antwort: „Wir leben doch hier“, hat sie leider nicht beeindruckt. So richtig heftig wurde es aber erst, als mein Bruder kam: „Guck mal, was deine Schwester macht! Schämst du dich nicht? Ist das Dankbarkeit?“ Ein bisschen gekränkt antwortete er: „Mein Gott, was soll ich machen? Soll ich sie fesseln? Ich habe den Jungen überprüft. Er ist in Ordnung. Wenn deine Tochter einen Halunken heiratet, der ein Scherenschleifer ist, ist dir das recht?“ „Das sage ich eurem Vater“, empörte sich Mutter. „Das ist nicht mein Problem. Das ist dein Kind, nicht mein Kind. Es ist meine Schwester. Ich

habe meine Pflicht getan. Ich habe auf meine Schwester immer aufgepasst. Meine Schwester war immer anständig, sie hat mit Jungs nicht das und das gemacht.“

Der spannendste Moment war aber, als Papa vom Urlaub zurückkam. Ich ging sofort ins Zimmer und rauchte eine Zigarette. Meine Hände zitterten. Mutter überraschte Vater umgehend mit unseren Heiratsabsichten. „Gül, komm sofort heraus“, drohte die Stimme meines Vaters. „Herr hilf mir, jetzt bist du dran“, habe ich gebetet. Dann bin ich gekommen. Meine Eltern sitzen auf der Couch, ich im Sessel, ganz alleine. Ich fühl mich schuldig: „Ja, Papa!“ „Ich habe keine guten Sachen über dich gehört“, begann er seine Anklage. „Was meinst du damit, Papa. Ich weiß nicht, was ich angestellt habe. Ich bin immer deine brave Tochter gewesen. Ich habe doch alles für euch getan“, mit dieser Tour versuchte ich ihn zu beruhigen. „Ja, ja, aber die Vögel haben in mein Ohr ganz andere Sachen gezwitschert. Ist das wahr?“ Ich war nun darauf vorbereitet, dass die Eltern mich schlagen und rauswerfen würden. „Du hast 24 Stunden Zeit. Pack dein Zeug, alles, was dir gehört. Bitte geh!“, drohte Vater und setzte seine Schimpfkanonade noch lange fort. „So Papa, bist du fertig? Wenn ich schon gehe, darf ich dann ein paar Wörtchen sagen?“ „Ja, aber sei bitte nicht so frech und respektlos“, was ich bestimmt nie gewesen bin. Jetzt legte ich los: „Ihr habt mir Liebe gegeben. Ihr habt mich erzogen und ich habe immer alles gemacht, was ihr wollt. Kein Vogel bleibt in seinem Nest, alle Jungvögel fliegen fort. So werde auch ich dieses Haus verlassen, aber nicht nur mit meinem Koffer, sondern mit meinem weißen Kleid. Und deine Aufgabe, Papa, ist es, mich in der Hochzeit zu begleiten, auch wenn du kein Wort mit mir redest.“ Papa schimpfte noch eine ganze Zeitlang, brachte er es dann doch nicht übers Herz, mich zu verstoßen. Da ich seine Prinzessin war, willigte er schweren Herzens in die Hochzeit ein.

Hochzeit unter schlechtem Stern

Bei den Hochzeitsvorbereitungen und der Hochzeit lief alles schief.

Es begann damit, dass es viele Wochen dauerte, bis aus der Türkei die notwendigen Papiere für das Standesamt kamen.

Wenn Türken heiraten, werden alle Freunde und Verwandte eingeladen. Es wird gesungen und getanzt, man feiert ausgelassen und fröhlich. Oft kommen bis zu 1000 Menschen zusammen. Ich wünschte mir eine Hochzeitsgesellschaft mit mindestens 500 Gästen. Das war meinen Schwiegereltern aber zu viel und so einigten wir uns auf 200, was viele Freunde und Verwandte beleidigte.

Ich war total überfordert, da ich die Hochzeit alleine vorbereiten musste und die Ereignisse sich überschlugen. Unser Trauzeuge, ein Freund meines Bruders, war ohne unser Wissen in den Skiurlaub gefahren. Nur mit großer Überredungskunst gelang es mir, ihn dazu zu bringen, seinen Urlaub zu unterbrechen und seiner Pflicht nachzukommen.

In der Nacht vor unserer Trauung hatte mein Bruder einen Unfall mit seinem großen Mercedes, der als Auto für das Brautpaar vorgesehen war. Woher sollte ich Ersatz bekommen? Ich benötigte genau diesen Autotyp, weil der Blumenschmuck für dieses Auto bereits gerichtet und mein Kleid so voluminös war, dass ich in kein kleineres Auto gepasst hätte. Ein türkischer Autohändler war in letzter Sekunde der Retter in Not.

Mein Bräutigam und ich waren bereits Tage vor unserer Hochzeit krank. Der Hausarzt musste Marcel vor unserer Trauung eine Spritze geben, damit sein Fieber gesunken ist und er das Fest durchstehen konnte. Ich selbst erlebte alles wie im Nebel. So richtig aufgeschreckt bin ich aber, als der Koch die riesige Hochzeitstorte fallen ließ, die meine Schwiegermutter so liebevoll gestaltet hatte. Traurig blickte ich auf das Häufchen Matsch. War das ein böses Omen? Unsere Flitterwochen verbrachten wir weitgehend krank und elend im Bett eines Hotels im Schwarzwald. Ich hatte mir dieses Hotel ausgesucht, da ich den Schnee so liebe.

Zu viele Schicksalsschläge

In den kommenden Jahren ist in meiner Familie und meiner Ehe vieles passiert, was ich nicht verkraftet habe. 2007 wurde meine Ehe nach 17 Jahren geschieden. Nicht unsere unterschiedlichen Kulturen oder der Glaube waren die Ursache des Scheiterns unserer Ehe, sondern die katastrophale finanzielle Situation, in die uns mein Mann gebracht hatte. Meine Wohnung und alles habe ich verloren. Auch mein sehnlichster Wunsch, ein eigenes Kind, konnte nicht erfüllt werden. Es wäre einfach unverantwortlich gewesen, in diesem Desaster ein Kind zu bekommen. Wie mein eigenes Baby habe ich jedoch Gwenda, meine Rottweiler-Hündin, geliebt. Immer wieder hat sie mir durch ihre grenzenlose Treue Kraft gegeben, meine Schicksalsschläge zu verkraften. Nach unserer Trennung lebte Gwenda aus Platzgründen bei Marcel. Zwei Monate später ist Gwenda gestorben. Sie konnte ohne mich einfach nicht leben.

Heute zwingen mich schwere Krankheiten immer wieder in die Knie.

Halt habe ich in meinem Glauben gefunden

Schon als Kind hatte ich ein inniges Verhältnis zu meinem Herrn. Wenn ich Probleme hatte oder einfach nur dankbar war, redete ich in Gedanken mit ihm. Die Kraft des Gebetes habe ich aber erst kennengelernt, als meine Freundin mir auf meine Bitten hin ein kleines Gebetsbuch aus der Türkei mitgebracht hat. Fast magisch hat mich die 36. Sure „Das Herz des Korans“ angezogen. Sobald ich diesen Text gebetet hatte, ging es mir besser. Heute ist dieses kleine Gebetsbuch durch seinen häufigen Gebrauch ganz zerfleddert. Ich bete fünfmal am Tag und halte die Fastengebote ein, so wurde mein Leben leichter. Ich bin froh, dass ich den Weg zu Gott gefunden habe.

(Weitererzählt von Christel Banghard-Jöst.)

Katharina Hettrich: Durchs Eiserne Tor in die Freiheit (Rumänien; geb. 1956)

Ich wurde im deutschen Dorf Wetschehausen geboren. Dort lebten etwa 800 – bis 1 000 Einwohner. Die nächstgrößere Stadt war 14 km entfernt. Mein Vater arbeitete als Heizer in einer Ziegeleifabrik, meine Mutter stand als Fabrikarbeiterin am Band. Wir waren nicht auf Rosen gebettet, aber hatten doch immer unser Auskommen. An meine Kindheit erinnere ich mich gern. Da wir in einem deutschen Dorf lebten, wurden auch deutsche Traditionen gepflegt. Wir feierten z.B. Kirchweih in der ersten Woche im Oktober, wobei wir unsere schönen Trachten trugen.

Acht Jahre lang besuchte ich eine deutsche Schule. Rumänisch und Französisch lernte ich als Fremdsprachen. Aber erst durch meine Arbeit erlernte ich Rumänisch richtig. Als ich 17 Jahre alt war, absolvierte ich ein Praktikum bei einer Schneiderin, anschließend arbeitete ich als Näherin in einer Bekleidungsfabrik, die Bekleidung für die Niederlande herstellte. Das Material wurde von dort geliefert, wir schnitten es zu und nähten es, bis die fertigen Produkte von einem LKW aus den Niederlanden wieder abgeholt wurden. In dieser Fabrik war ich beschäftigt, bis meine Töchter 1980 und 1984 geboren wurden. Nach dem Mutterschutz arbeitete ich weiter bis Mai 1989.

Leben in einem kommunistischen Land

Die Nahrungsmittel waren rationiert. Mit einem Ausweis musste man belegen, dass man in der Stadt arbeitete, dann erhielt man Fleisch vom Metzger. Wer im Dorf lebte, war Selbstversorger.

Man war deshalb unbedingt auf einen Garten angewiesen. Einmal in der Woche fuhr ein Auto vor. Dort konnte man Brot und Weizen kaufen, den man in einer Mühle mahlen ließ, um mit dem Mehl dann selbst Brot backen zu können.

Die kirchlichen Feiertage, wie Weihnachten und Ostern, konnten oft nicht zur Erholung genutzt werden. Wenn z. B. eine Lieferung in die Niederlande zu einem bestimmten Zeitpunkt zum Transport vorgesehen war, musste man arbeiten. Die Maschinen durften nicht stillstehen. Ganz anders war die Situation am 1. Mai und am 23. August. Diese Tage wurden mit Aufmärschen, dem Mitführen von Portraits von Ceausescu und Fahنشwenken gefeiert. Bei diesen Aufmärschen durfte niemand fehlen.

Solange wir in der Schule waren, waren Brieffreundschaften mit Schulen in der DDR erlaubt. Ich hatte z.B. zwei Brieffreundinnen und einen Brieffreund. Über diese Kontakte bekam ich sogar ein Foto und ein Autogramm von der Agentur von Michael Holm, einem Schlagersänger, der damals die Herzen junger Mädchen höher schlagen ließ. Aber dann kam um 1975 die Zeit, wo man nicht mehr in die DDR oder Ungarn fahren konnte, weil die Grenzen geschlossen wurden. Nur noch Reisen nach Russland und Bulgarien waren

möglich. Da beschlossen zwei meiner Freundinnen und ich (ich war damals 18), nachts über die grüne Grenze in den Westen zu flüchten. Unsere Flucht war aber dilettantisch vorbereitet. Wir fuhren mit dem Zug in die Nähe der Grenze, stolperten in der Nacht über Wiesen und Stoppeläcker und wurden von Hundegebell erschreckt. Und so bestiegen wir, als der Morgen graute, frustriert den Zug und fuhren wieder heim. Das ganze Geschehen war eher ein Abenteuer als ein ernst zu nehmender Versuch, in die Freiheit zu gelangen.

Flucht nach Deutschland

In den Jahren 1988 und 1989 kam es in Rumänien zu einer großen Fluchtwelle nach Deutschland, der auch wir uns anschlossen. Mein Großvater mütterlicherseits hatte während des Zweiten Weltkriegs in Deutschland gekämpft und war nach dem Krieg dort geblieben. Weitere Verwandten wohnten ebenfalls im Westen – aber wir bekamen keine Ausreisegenehmigung. Also besorgten wir uns die Telefonnummer eines Mannes – heute würde man sagen eines Schleppers, der sich gegen Bargeld bereit erklärte, uns über die Donau zu bringen. Nachts zwischen 12.00 und 1.00 Uhr, ein km vor dem Eisernen Tor, – dabei handelt es sich um ein Wasserkraftwerk, das von Rumänien und Jugoslawien gemeinsam errichtet worden war, – stiegen wir in ein Schlauchboot, das uns auf die andere Seite der Donau brachte. Die Überfahrt war sehr gefährlich. Mein Mann hatte von einem Arbeitskollegen ein Schlauchboot erhalten, das an verschiedenen Stellen porös war. Um die Luft am Austreten zu hindern, verstopften wir die Löcher mit Kaugummi. Statt richtiger Paddel verwendeten wir paddelähnliche Gebilde, die kleiner als Tennisschläger waren, die mein Mann in seinem Betrieb hergestellt hatte. Außerdem kann ich nicht schwimmen. Doch der Gedanke, in der Donau zu ertrinken, ist mir bei der Überfahrt nicht in den Sinn gekommen. So konzentriert und angespannt war ich in diesem Augenblick.

Die jugoslawische Grenzpolizei entdeckte uns und nahm uns fest und brachte uns in ein Gefängnis, wo wir drei Wochen bleiben und 8 Stunden am Tag arbeiten mussten. Eine weitere Woche verbrachten wir dann im deutschen überfüllten Konsulat in Belgrad. Das war ein Ritual, das alle Flüchtlinge über sich ergehen lassen mussten, die gefangen genommen worden waren. Wenn die Flüchtlinge beweisen konnten, dass sie auf-grund eines Rufbriefs in den Westen gelangen wollten, wurden sie nicht nach Rumänien zurückgeschickt. Die Schwester meines Schwiegervaters, wohnhaft hier in Heilbronn, hatte in einem solchen Brief an das deutsche Rote Kreuz geschrieben, dass wir bei ihr willkommen seien. Die deutsche Botschaft in Belgrad, die von Bonn die Nummer unserer Akte erhalten hatte, ermöglichte es uns dann, dass wir dann ganz legal, im Zuge der Familienzusammenführung, nach Österreich und dann nach Deutschland fahren konnten.

Die deutsche Botschaft hatte uns Geld vorgestreckt, weil wir ja nichts besaßen, damit wir uns einkleiden und eine Fahrkarte nach Deutschland kaufen konnten. Im Juni 1989 kamen

wir in Nürnberg an und wurden dann nach Rastatt weitergeleitet, wo wir zwei Wochen in einem Auffanglager eine Bleibe fanden.

Nürnberg wird mir ewig in Erinnerung bleiben, nicht wegen seiner Schönheit, sondern wegen eines Missgeschicks. Wir hatten zwar von der deutschen Botschaft Geld bekommen, besaßen aber keinen Geldbeutel. Unser erster Gang war deshalb zu einem Lederfachgeschäft, wo mein Mann für 80 DM einen Geldbeutel erstand, was fast die Hälfte des Begrüßungs-gelds ausmachte. Erst später erfuhren wir, dass es in anderen Geschäften weit günstigere Angebote gegeben hätte. Den Geldbeutel besitze ich heute noch.

Kinder waren bei der gefährlichen Überfahrt über die Donau nie dabei. Sie wurden in Rumänien zurückgelassen, so auch unsere Töchter, die zunächst bei meinen Eltern in Rumänien blieben, bis sie am 9. Dezember, wieder mit der Hilfe des Roten Kreuzes, ausfliegen konnten. Drei Tage später, am 12. Dezember, kam es dann zum Putsch gegen Ceausescu. Wie froh waren wir, dass unsere Kinder nicht in diese chaotischen Tage mithineingezogen wurden.

Leben in Deutschland

Da mein Mann in Heilbronn Verwandtschaft hatte, ließen wir uns hier nieder. Zuerst waren wir bis Ende Dezember im Gasthof Weik untergebracht. Im neuen Jahr bekamen wir dann eine Drei-Zimmer-Wohnung beim Pferdemetzger Fröschle, wo wir drei Jahre wohnten.

Schon im September 1989 hatten wir in Heilbronn unsere Arbeitsstellen gefunden. Meine erste Arbeitsstelle war bei Mayer-Kuvert in der Bismarckstraße, bis die Kinder im Dezember nachkamen. Später hatte ich verschiedene Putzstellen inne, bis ich in der Bäckerei Seyfert in Böckingen nachmittags eine Putzstelle annahm. Nach drei Monaten fragte mich Herr Seyfert, ob ich nicht auch vormittags kommen könne, um in der Backstube zu helfen. So war ich nicht mehr Putzfrau, sondern Bäckereihelferin und auch manchmal Bedienung. Auch Torten durfte ich backen. Mein Mann fand bei der Firma Vollert in Weinsberg Arbeit, die er bis zu seinem Tod im Februar 2016 ausübte.

Eines Tages machte uns mein Vater auf ein Zeitungsinserat aufmerksam, in dem ein Hausmeisterehepaar für das Gemeindezentrum St. Michael in Neckargartach gesucht wurde.

Wir bewarben uns und bekamen die Stelle. So bin ich seit 23 Jahren als Hausmeisterin tätig. Wir hatten keine Schwierigkeiten, uns in die neue Situation einzufinden. Wir wurden in der Gemeinde sehr herzlich aufgenommen. Man lebt hier nicht anonym, sondern wie in einem Dorf, wo jeder jeden kennt.

Im Juli 1993 tobte ein schreckliches Gewitter über Neckargartach. Bäume wurden entwurzelt und abgerissene Äste lagen auf der Straße und wir kämpften mit Hochwasser

im Keller. Da kamen von überall die Nachbarn herbei und halfen, diese schwierige Situation zu meistern.

Ich habe kein Bedürfnis, nach Rumänien zurückzukehren. Unser dortiges Haus wurde verkauft, und aus dem Dorf sind fast alle Deutschen ausgewandert. Wir kennen dort niemanden mehr, meine Heimat ist hier. Nächstes Jahr gehe ich in Rente und ziehe zur Familie meiner älteren Tochter ins Oberschwäbische. Die Enkelkinder freuen sich schon auf ihre Oma.

(Weitererzählt von Rudolf Holzwarth; 2016)

**Katharina Horig: Spagat zwischen zwei Welten
(Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1960)**

Schau ich von diesem Berg ins Tal,
bin ich beeindruckt jedes Mal.
Ein Panorama breitet sich aus,
ich kenn jede Straße, kenn jedes Haus.
Da unten, ja dort lebten wir –
Nun steh ich wie ein Fremder hier.
Wo die ersten Schritte ich getan.
Schau ich mir nur von Weitem an.
Dorthin zu gehen fehlt mir der Mut,
denn zu viel Nähe tut nicht gut,
zu viel Nähe macht mir Bange,
denn, was vergessen schien so lange,
ist wieder da, es holt mich ein –
ich werd doch nie ein Fremder sein.

Ich war wieder da, in dem Ort, in dem ich geboren bin. Urlaub machen mit meinem Mann und unseren drei Kindern, wie seit vielen Jahren jeden Sommer. Eigentlich wollte ich da nie wieder hin, eigentlich.

Mein Name ist Katharina Horig. Ich lebe seit Oktober 1981 in der Bundesrepublik. Zuerst in Böblingen und seit 1990 in Heilbronn. Hier ist mein Lebensmittelpunkt, meine neue Heimat, mein Zuhause.

Geboren bin ich in Siebenbürgen in einem kleinen Dorf mit dem Namen Kleinschelken. Dort habe ich meine Kindheit und einen großen Teil meiner Jugendzeit verbracht.

Aus Gründen, auf die ich später noch zurückkommen werde, sind wir, also mein Vater, meine zwei Schwestern und ich, im Rahmen der Familienzusammenführung aus Rumänien ausgewandert.

Meine Mutter hatte schon drei Jahre vor uns das Land verlassen. Sie hatte in Deutschland Arbeit gefunden, eine Wohnung angemietet und wir hatten das große Glück, nicht in einem Übergangwohnheim in unser neues Leben zu starten.

Das alte Leben war so weit weg und ich habe es geschafft die Vergangenheit viele Jahre auszublenden. Dann kam der Tag „X“. Die Kinder fingen an, Fragen zu stellen, wollten wissen, warum wir damals gegangen sind, sie wollten sehen, von wo wir kommen.

Auf den Spuren der Vergangenheit

Ich hatte eine schöne Kindheit, unbeschwert und sorgenfrei. Ich fühlte mich wohl in einem liebevollen Elternhaus, mit einem großen Hof, mit Garten, Haustieren, und was für uns Kinder ganz wichtig war, mit vielen Freunden. Gespielt wurde hauptsächlich auf der Straße, einer nicht asphaltierten Seitenstraße, in der nur der Wind ab und zu ein Pferdewagen den Staub aufwirbelte.

Die Sommer waren heiß und nach einem Gewitterregen sind wir oft durch die warmen Pfützen gelaufen, barfuß durch den Matsch gewatet, knöcheltief. Eigentlich sind wir den ganzen Sommer barfuß gelaufen und ich hatte immer dreckige Füße. Abends habe ich sie dann gewaschen.

Im Winter war es eisig kalt, der einzig warme Raum im Haus war die Wohnküche. Selbst da sind die Eisblumen an den Fensterscheiben manchmal den ganzen Tag nicht abgetaut. Es kam auch vor, dass die Eingangstüre am Boden festfror und sich nur mit Gewalt öffnen ließ.

Trotz der Kälte waren wir viel draußen. Schlittenfahren auf abschüssigen Hängen mit kilometerlangen Schlittenbahnen. Wenn Hände und Füße trotz Handschuhen und dicken Wollsocken kalt und klamm wurden, war es Zeit, nach Hause zu gehen. Ich habe nicht nur gespielt, ich bin auch zur Schule gegangen.

Die Schulzeit

Von Klasse eins bis acht habe ich in meinem Heimatort die Grundschule besucht. Die deutschen und rumänischen Kinder wurden im gleichen Gebäude, aber getrennt unterrichtet. Wir haben uns gekannt, aber trotzdem eine respektvolle Distanz zueinander gehalten, wir lebten nicht miteinander, sondern nebeneinander. Nach der achten Klasse habe ich in Mediasch, das war die nächstgelegene größere Stadt, an einem deutschsprachigen Gymnasium mein Abitur gemacht. Zu der Zeit haben meine Eltern bereits Pläne geschmiedet und einen Weg gesucht, das Land zu verlassen.

Warum sind wir eigentlich gegangen?

Rumänien war einmal ein reiches Land, aber durch Misswirtschaft, Korruption und falsche Politik geriet das Land Mitte, Ende der 70er Jahre in eine wirtschaftliche Schieflage, die nicht mehr zu übersehen war. Dinge und Güter des täglichen Lebens wurden knapp, die Regale in den Lebensmittelgeschäften immer leerer. Vieles wurde zur Mangelware. Viele Siebenbürger Sachsen sind damals ausgewandert, weil sie Angst hatten vor dem sozialen Abstieg und vor der Ungewissheit, ob unsere kleine Volksgruppe in Rumänien noch eine Perspektive hat. Auch unser Dorf blieb von dieser Auswanderungswelle nicht verschont. Am Anfang waren es nur ein paar, aber dann gingen immer mehr Menschen, die ich

gekannt habe. Menschen, die zu meinem Leben dazugehört haben, waren einfach nicht mehr da. Jedes verlassene Haus hinterließ eine Lücke in der Dorfgemeinschaft und eine unendlich große Leere. Auch wir wollten weg, nach Deutschland, weil wir hier Verwandte hatten, weil wir hofften, uns hier eine neue Existenz aufbauen zu können.

Ein Ausreiseantrag wäre niemals genehmigt worden, weil es nur zu Verwandten ersten Grades möglich war. Da blieb nur der Weg über die Illegalität. Meine Mutter durfte mit einem Besuchervisum ihre Cousine in Böblingen besuchen und kam einfach nicht mehr zurück nach Hause. Drei Jahre später sind wir nachgereist. Die Zeit der Trennung ging an keinem spurlos vorbei, aber es hatte sich gelohnt. Ich bin meinen Eltern dankbar, dass sie damals diese Entscheidung getroffen haben.

Der Abschied

Bald nun hieß es Abschied nehmen von Freunden, Verwandten, Nachbarn, von unserem alten Leben. Das Haus wurde leergeräumt, unser ganzes Hab und Gut verschenkt oder verkauft. Alles war weg, nur die Betten standen noch. Ein letztes Mal schlafen vor der großen Reise...

Dann war es soweit, die Dorfkapelle hat ein Abschiedsständchen gespielt, die Nachbarsfrauen das Abschiedslied gesungen: „Kleinschelken, oh wie ist es möglich, dass ich dich verlassen muss...“ (den restlichen Text schreibe ich jetzt nicht, sonst fange ich vielleicht an zu weinen).

Viele, so viele haben uns nachgewunken, als wir in die Autos stiegen, die uns zum Bahnhof brachten. Ich fühlte mich so leer wie das Haus. Jetzt wurde mir die Endgültigkeit bewusst. Alles hinter mir zu lassen, was ich gekannt, was ich geliebt, was mir vertraut war.

Mein schwerster Abschied kam erst am Bahnhof. Ein junger Mann wartete auf mich mit einer roten Rose in der Hand. Wir waren frisch verliebt und hatten nur noch Zeit für ein paar Worte, eine letzte Umarmung, dann fuhr der Zug in den Bahnhof ein und ich musste einsteigen. Die Rose fiel auf die Gleise, ich stand am Fenster und winkte. Innerhalb von Augenblicken wurde alles Vergangenheit.

Reise und Ankunft in Deutschland

Mit dem Zug fuhren wir nach Bukarest und von dort ging es weiter mit dem Flugzeug nach Frankfurt. Die Freude auf das Wiedersehen mit der Mutter war stärker als die Trauer des Abschieds. Ein lang ersehnter Moment wurde Wirklichkeit- wir waren wieder eine Familie.

Von Frankfurt führte der erste Weg nach Nürnberg, wo wir registriert wurden und in das Durchgangslager kamen. Dort wurden wir als Spätaussiedler in die Bundesrepublik aufgenommen. Es waren so viele Eindrücke auf einmal, dass ich sie gar nicht richtig wahrnehmen konnte, sondern nur über mich ergehen ließ.

Meine ersten Eindrücke in Deutschland

Ich war nur noch überwältigt von so viel Schönheit, den Gebäuden, den Straßen, den vielen Autos, den Lichtern, der Sauberkeit, es war wie in einem Wirklichkeit gewordenen Traum. So volle Regale im Supermarkt, so eine Vielfalt und Überfluss hatte ich nie zuvor gesehen. Es war so viel, dass ich mich schon fast erdrückt fühlte. Mit meinen zwei Schwestern bin ich oft durch die Einkaufszentren gelaufen und wir haben all die schönen Sachen bestaunt, die wir auch gerne gehabt hätten, aber uns nicht leisten konnten. Mit 20 DM Taschengeld kann man keine großen Sprünge machen.

Priorität Nummer eins: Geld verdienen

Ein großes Kapital hatten wir trotzdem – die deutsche Sprache. So konnte ich in Stuttgart am Zeppelingsgymnasium mein deutsches Abitur machen, nebenher in einer Arztpraxis putzen, bei IBM als Küchenhilfe jobben und in einem Steakhouse mit griechischem Besitzer dem französischen Koch assistieren. Das Taschengeld wurde erwähnenswert aufgebessert und nach Offenlegung meiner Einkünfte: von den Eltern ganz gestrichen. Mit dem bestandenen Abitur in der Tasche wollte ich mein in Rumänien abgebrochenes Germanistikstudium wieder aufnehmen. Es ist wie so manches im Leben am Geld gescheitert. Die Eltern konnten mich nicht unterstützen und ich war noch nicht lange genug in der Bundesrepublik, um zu wissen, wie und wo man sich Hilfe holen kann. Ich bin dann bei Daimler als Datentypistin gelandet. Ein paar Jahre später war ich Sekretärin im Wareneingang mit positiven Karriereaussichten.

Familie und Beruf

Ich habe mich für die Familie entschieden. Nach der Geburt des zweiten Kindes habe ich meinen Job aufgegeben, erstens, weil ich zwischenzeitlich von Böblingen nach Heilbronn umgezogen war und zweitens, weil es mit der Kinderbetreuung partout nicht klappte. Da war auch noch das Pendeln von Heilbronn nach Sindelfingen, was mich immer mehr belastete.

Nach der Geburt unseres dritten Kindes haben wir mit meinem Mann einen kleinen Familienbetrieb im Heizung- und Sanitärbereich gegründet. Er arbeitet vor Ort die Aufträge ab und ich bin zuständig für die Büroarbeit. Wir haben in Heilbronn sehr viele Freunde, mit denen wir so manchen lustigen und kurzweiligen Tag oder Abend verbringen. Hier fühle ich mich gebraucht und geschätzt und habe etwas wieder gefunden, das ich in Deutschland lange Zeit vermisst habe: Das Gefühl aufgehoben zu sein in der Gemeinschaft.

**Miriam Hörig: Die besten Dinge im Leben sind keine Dinge
(Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1996)**

Mein Name ist Miriam Hörig. Im Jahr 2014 habe ich mein Abitur absolviert. Danach habe ich ein freiwilliges soziales Jahr beim Arbeiter-Samariter-Bund in der offenen Behindertenhilfe gemacht. Momentan studiere ich Produktdesign an der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe. Ich selbst bin in Deutschland geboren, meine Eltern kommen ursprünglich aber aus Siebenbürgen in Rumänien. Sie sind vor etwa 35 Jahren nach Deutschland ausgewandert.

Trotzdem spüre auch ich eine tiefere Verbindung zu der Heimat meiner Eltern, die ich seit meinem zweiten Lebensjahr mindestens einmal jährlich besuche. Das Dorf namens Kleinschelken, aus dem meine Eltern stammen, liegt am Rande der Karpaten in einem Tal umgeben von Bergen. Auf den ersten Blick wirkt es ruhig und friedlich. Die Häuser sind teilweise heruntergekommen, die Straße holprig und hin und wieder fährt ein Pferdewagen den Weg entlang. Im Zentrum des Dorfes, am Marktplatz, steht die 800 Jahre alte Kirchenburg. Kleinschelken hat seinen eigenen Charme und man fühlt sich auf Anhieb wohl und heimisch.

Die jährlichen Urlaube in der Heimat meiner Familie haben meine Kindheit und Jugend positiv geprägt. Ich würde sogar behaupten, dass ich dort meine schönsten Kinder- und Jugendtage verbringen durfte.

Einmal im Jahr, in der Sommerzeit, kommen viele aus Kleinschelken stammende Bekannte und Verwandte zum Urlaubmachen zurück in das schöne Dorf.

Während meiner Kindheit waren daher auch viele Kinder dabei, mit denen ich dort meine Zeit verbringen konnte. Ich habe aber auch gerne mit den einheimischen Kindern gespielt, ohne ein Wort rumänisch zu verstehen, was für uns Kinder aber kein Problem dargestellt hat.

Sich am Berghang Rutschen bauen, klettern, auf Pferdewagen springen und sich eine Zeit durch die Gegend kutschieren lassen, von Balken in Heuhaufen springen, mit der Kuh-Herde am Abend vom Berg steigen und mit den unzähligen Katzen- und Hundebabys spielen- das sind nur wenige Einblicke von all den schönen Tätigkeiten und Erlebnissen aus meiner Kindheit in der Heimat meiner Eltern.

Die Urlaube haben mir Möglichkeiten geboten, die in Deutschland so nicht möglich gewesen wären. Auch die Urlaube, die ich in meiner frühen Jugendzeit in Siebenbürgen erlebt habe, waren etwas ganz Besonderes. Alle jungen Leute haben sich auf der Gasse getroffen und sind zusammen losgezogen, egal, ob wir nur Sonnenblumenkerne knabberten, in den „Schanz“ rumhingen, ein Lagerfeuer auf dem Berg mit Decken und den Hunden im Gepäck machten, eine Party in unserem Jugend-Partyraum neben der

Kirchenburg veranstalteten, der legendären Dorfdisco einen Besuch abstatteten, der meistens erst endete, als die Hähne krächten. Ebenso sind die täglichen wie auch nächtlichen Jeep-Touren durch die Wälder und Landstriche rund um das Dorf unvergesslich. Auch hier habe ich wieder nur paar Einblicke gegeben, wie ich die Ferien meiner Jugend in der Heimat meiner Eltern verbracht habe/ immer noch verbringe.

Ich genieße in Kleinschelken die Natur, die Unverbindlichkeit, die Zeitlosigkeit und das Gefühl, für eine begrenzte Zeit abgeschottet von der Welt da draußen zu sein. Für eine begrenzte Zeit mal nichts von zu Hause und den Problemen der Welt mitbekommen. Das genieße ich!

Siebenbürgen ist eine schöne Region und bringt sehr viel Sehenswertes mit sich. Ich bin auch innerhalb Siebenbürgens schon viel gereist und kann jedem empfehlen, das auch zu tun.

Trotz all der schönen Aspekte der Heimat meiner Eltern bin ich sehr froh, dass sie nach Deutschland ausgewandert sind und ich dadurch hier aufwachsen konnte. Meine Mitmenschen sehen mich als das, was ich bin- eine Deutsche. Ich werde aber des Öfteren nach meiner bzw. der Herkunft meiner Eltern gefragt, wenn den Leuten auffällt, dass ich mein „r“ rolle. Meine Antwort darauf ist, dass ich erzähle, woher meine Eltern stammen, und ich bin jedes Mal verblüfft, wie wenige etwas über Siebenbürgen wissen bzw. noch nie etwas davon gehört haben.

Ich freue mich auf jeden weiteren Urlaub in der Heimat meiner Eltern und möchte, falls ich auch mal Kinder haben werde, mit ihnen ebenfalls Urlaub in dem kleinen Dorf namens Kleinschelken machen, damit auch sie so schöne Zeiten wie ich dort verbringen können. Mein Ziel ist es, diese Tradition fortzuführen, damit die Heimat meiner Eltern nie in Vergessenheit gerät.

Katharina Hörig, Maria Orben, Maria Schuster, Katharina Hörig: Büffelgeschichten aus Siebenbürgen (Siebenbürgen, Rumänien)

Exodus der Tiere am frühen Morgen

Bis zu unserer Übersiedlung waren bei uns im Dorf fast alle Selbstversorger, nicht nur mit Obst und Gemüse, sondern auch mit Eiern, Milch und Fleisch. Jede Familie besaß außer Hühnern und Schweinen noch Kühe und viele hatten auch Ziegen und Büffel. Damit die Tiere tagsüber auf der Weide fressen konnten, wurden sie morgens von einem Hirten eingesammelt und abends wieder zurückgebracht. Es gab drei Herden: eine Ziegen-, eine Kuh- und eine Büffelherde, die alle ihren eigenen Hirten hatten. Ganz früh kam als Erster der Kuhhirte, der mit einem Peitschenknall das Signal gab, dass alle Kühe vor's Tor gebracht werden müssen. Dann waren die Büffel an der Reihe, die der Hirte durch Rufen anlockte. Zum Schluss ertönte das Horn des Ziegenhirten, das die schon ungeduldig wartenden Ziegen aus den Höfen lockte.

Büffel, eigensinnige und schwierige Gesellen

Eigentlich hätten alle Büffel am Abend auf Anhieb ihren Stall gefunden, wenn sie das nur immer gewollt hätten. Besonders eigensinnig war der Büffelbulle, der in unserer Straße wohnte. Der Besitzer wartete allabendlich am Tor, um seinen Bullen in den Stall zu begleiten, der aber meist wie von der Tarantel gestochen an ihm vorbei die Straße herauf und heruntergerannt ist. Warum er seinen Stall so oft verschmäht hat, ist mir nicht bekannt. Vielleicht wollte er sich einfach nicht von seinen Lieblingsdamen trennen. Jedenfalls sind auch wir Jugendliche vor dem Tor gestanden und haben versucht, Blickkontakt mit dem aggressiven Bullen zu bekommen. Sobald uns dies gelungen ist, wurde es gefährlich. Jetzt hieß es, schnell im Hof zu verschwinden, um nicht von den langen spitzen Hörnern des Stiers aufgespießt zu werden. Nervenkitzel pur!

Maria Schuster (Burgberg)

Die Büffel liebten es, in einem Quellabfluss zu baden, in den auch das Abwasser floss. Wenn sie in das schlammige Wasser eintauchten, sah man oft nur noch ihre Nasenlöcher und ihre Hörnerspitzen aus dem Wasser herausragen. Im Gegensatz zu den Kühen, die sehr gutmütig sind, waren die Büffel äußerst eigenwillig und hatten nicht immer Lust, auf die Kommandos ihrer Besitzer zu hören. Ich erinnere mich daran, dass ein Büffel Wagen und Bauer in ein kühles Nass gezogen hat, da er es satt hatte, schwere Arbeit zu verrichten, während die anderen Artgenossen faul im Wasser suhlten.

Katharina Horig (Kleinschelken)

Einmal wollte ich meine Tante besuchen und hatte mir deshalb mein hübsches rotes Kleid angezogen. Als ich gerade über die Brücke gegangen bin, kamen mir zwei Büffel entgegen. Sie schauten mich an und ich schaute sie an, dann rannte ich um mein Leben immer um die Kirchenmauer herum, die Büffel knapp hinter mir. Ich weiß nicht, weshalb, aber plötzlich verloren sie das Interesse an mir und trollten sich. Mein geliebtes rotes Kleid habe ich nur dann noch angezogen, wenn ich genau gewusst habe, dass keine Büffel unterwegs waren.

Wir hatten zwei Büffel, eine alte Büffelfrau, Roschana, und eine junge, genannt Lori. Lori endete dramatisch. Sie fraß einen Strumpf, den Oma auf die Wäscheleine gehängt hatte. Der Strumpf blieb ihr im Halse stecken und so musste sie eilig und unter großen Qualen notgeschlachtet werden.

Roschana war der Porsche meiner Mutter, nur von ihr ließ sie sich vor den Wagen spannen und melken. Roschana war stur, und da sie mindestens 500 kg auf die Waage brachte, konnte sie sich Respekt verschaffen. Mein Vater oder andere Verwandte hatten jedenfalls keine Chancen bei ihr.

Aber auch Mutter hatte oft ihre Plage mit der störrischen Roschana, manchmal blieb sie mitten auf der Straße stehen, wo sie dann für längere Zeit eine Pause einlegte. So richtig gefährlich wurde es, wenn Roschana ein Musikinstrument hörte, dann rannte sie panisch wie ein Rennpferd los und war nicht mehr zu beruhigen.

Beim Melken hatte jeder Büffel seine Marotten – Maria Schuster (Burgberg)

Auch das Melken war nicht einfach, jeder Büffel hatte so seine Marotten. Eines dieser Tiere gab nur Milch, wenn der Bauer beim Melken seine Schildmütze verkehrt herum aufsetzte, eine andere Büffelfrau wollte ihre köstliche Milch nur dann spenden, wenn ihr jemand zärtlich den Rücken kraulte. Ich hatte so großen Respekt vor diesen Tieren, dass ich keines in unserem Stall haben wollte.

Maria Orben (Großkopisch)

Rosi, unser Büffel, konnte nur von Vater oder gelegentlich von Kristina, einer hübschen jungen Roma-Frau, gemolken werden, die in der Nachbarschaft wohnte. Ohne Gesang, keine Milch, war Rosis Motto. Da ließ Vater sich nicht zweimal bitten, zumal wir ihn immer auslachten, sobald er im Familienkreis ein Lied anstimmte. „Rosi, meine liebe Rosi, es hört mich ja niemand. Rosi, meine liebe Rosi, nur du allein lachst nicht über mich“, hörten wir es oft leise aus dem Stall heraus klingen. Rosi fühlte sich durch diesen intimen Sprechgesang geschmeichelt und füllte den Melkeimer. Immer wenn die Mutter in den

Stall kam, begann das Tier anzubrüllen, mit dem Schwanz zu schlagen und kräftig auf den Boden zu stampfen, was meine Mutter sehr wütend machte.

Eines Tages war Vater zwei Tage unterwegs. Da meine Mutter keine Chance hatte, das Tier zu melken, bat sie Kristina um Hilfe. Obwohl die hübsche Roma-Frau von ihrem grundlos eifersüchtigen Mann wieder einmal grün und blau geschlagen worden war, ging sie in den Stall zur Büffel-Kuh und begann singend über ihren brutalen Ehemann zu klagen: „Oh, du elender Mensch, du bist ein Mistvieh, du bist das Allerletzte, du hast mich geschlagen“.

Während sie so sang, streichelte sie das Tier. Voller Zuneigung hat sich Rosi gedreht und gedreht und sie haben sich innig in die Augen geschaut. Nie hat Rosi mehr Milch gegeben als an diesem Tag, als sie von der misshandelten Roma-Frau gemolken wurde. Meine Mutter hatte jedoch endlich genug von dem Büffel. Sie stellte Vater vor die Wahl: Entweder der Büffel kommt fort-oder ich gehe. Nach dieser massiven Drohung hat Vater es vorgezogen, Rosi gegen eine Kuh auszutauschen.

Büffelmilch ist eine Delikatesse – Katharina Hörig (Kleinschelken)

Heute leben in Siebenbürgen nur noch wenige Büffel. Die Büffelgeschichten geraten in Vergessenheit, und vor allem können die Menschen nicht mehr erfahren, wie gut der Rahm war, der sich nach zwei Tagen auf der abgekochten Milch gebildet hatte. Was gäbe ich drum, wenn ich diese Köstlichkeit noch einmal genießen könnte!

(Weitererzählt von Christel Banghard-Jöst)

Muhamet Idrizi: Ein Haus und seine Bewohner
(Kosovo; geb. 1983)

Pfronstetten, Januar 2004

Heute ist der 22. März 2002, und ich bin irgendwo in einem 700- Seelendorf auf der Schwäbischen Alb. Dieser wunderschöne Frühlingstag sollte ein wichtiger Tag werden für die Bewohner eines Hauses. Dieses Haus, an der Straße auf der rechten Seite, sieht aus wie nach dem Zweiten Weltkrieg erbaut. Die rosafarbene Fassade, mit hässlichen Punkten, weil sie schon bröckelt und der Renovierung bedürfte, sieht nicht gerade einladend aus. Ich frage mich: „Was verbirgt sich dahinter?“ und beschließe einzutreten. Ich schreite in Richtung Haustür und sehe zwei Briefkästen, die nicht sachgemäß angebracht sind und aussehen, als seien sie ebenfalls seit dem Bau des Hauses nicht mehr gewechselt worden.

Der Versuch, Aufmerksamkeit zu erlangen in Gestalt von Klingeln, klappt auch nicht – sie ist funktionsunfähig. Ich öffne die Tür und trete ein. Das erste, was ich sehe, sind etliche Paar Schuhe auf dem Boden und ein Schuhschrank. Daneben befinden sich einige Kästen Mineralwasser und ein Rollstuhl unter der Treppe zum ersten Stock. Nachdem ich einen kurzen Moment gewartet habe, um diesen Eindruck zu verarbeiten, höre ich oben Kinder und Erwachsene sich angeregt und temperamentvoll unterhalten.

Ich gehe weiter und steige die Treppe hinauf. Das Geländer, an dem ich meine rechte Hand führe, wackelt, das Knirschen der Treppe unter mir vermittelt ein mulmiges Gefühl. Dieses Gefühl lässt mich nicht los, jeden Moment erwarte ich, dass die Treppe zusammenkrachen und ich neben dem Mineralwasser auf dem Boden landen könnte. Die knarrenden Stufen halten mich aus.

Oben öffnet sich eine braune Tür. Eine hinreißende junge Frau, ich schätze sie nicht älter als 19 Jahre. Langes, lockiges, schwarzes Haar und wunderschöne braune mandelförmige Augen, umrahmt von einer blauen Brille. Herzliche Begrüßung. „Guten Tag, Sie werden schon erwartet!“ Im Flur des ersten Stockes des Hauses höre ich erneut die Stimmen der Erwachsenen – direkt mir gegenüber. Im ersten Moment sehe ich jedoch keine Tür. Erst nachdem die braune Tür geschlossen ist, kommt eine andere, nicht sehr einladende graue Tür dahinter zum Vorschein. Die Stimmen werden noch intensiver. Sie sind mit Freude und Geselligkeit gefüllt. Ich beschließe, nicht einzutreten, da ich nicht weiß, was mich dort erwartet und dieser Rollstuhl mich schon verunsichert hat.

Ich drehe mich einmal um mich selbst, um mir einen Überblick zu verschaffen. In diesem Flur gibt es drei Türen mit dem gleichen grauen Farbton, wie jene mir gegenüber, eine hinter mir und zwei rechts neben mir, sowie ein weißer Vorhang zur Linken, der einen anderen Raum abtrennt. In einem kleinen Gang zwischen der braunen Tür und diesem Vorhang fällt Licht durch ein Fenster in den Flur. Es stehen außerdem Kleiderständer, Schuhe und ein weiterer Mineralwasserkasten dort auf dem Boden. Ich frage die Frau: „Ist

es möglich, dass Sie mir einen Einblick in dieses Zimmer gewähren?“ Ich stelle diese Frage in der Hoffnung, etwas zu sehen, was dazu beiträgt, die Bewohner dieses Hauses zu verstehen. Meine Unsicherheit wird größer, weil der Hausherr mich nicht begrüßt; und diese Stimmen –, ich kann sie nicht genau unterscheiden und frage mich, ob es vier sind oder sechs.

„Selbstverständlich, wo wollen Sie anfangen?“

Ich zeige mit der flachen Hand auf die Tür an der rechten Wand. Sie öffnet sie und ich schaue hinein. Eine Küche kommt zum Vorschein, nicht sehr exklusiv, aber sie erfüllt wohl ihren Zweck. Sie ist sehr sauber, denn kein einziger Teller steht auf der Ablage. Eine Küche wie in jedem anderen Haushalt. „Das war wohl nichts“, denke ich und drehe mich um. So kann ich in den kleineren Gang sehen. Die Dame erhebt erneut ihre Stimme: „Am Ende des Ganges befindet sich die Treppe zum Dachboden. Dort werden nur Gegenstände gelagert, es dürfte Sie also nicht weiter interessieren, oder?“ Ich winke ab und bewege mich zu einer anderen Tür, der neben der Küchentür. Ich öffne sie und stelle fest, es ist das Badezimmer. Der Fußboden aus Fliesen ist sehr reinlich. Eine Waschmaschine, eine Badewanne mit einem Vorhang, gegenüber ein Fenster und eine Toilette, durch eine Tür vom Raum getrennt. „Die Leute leben sehr sauber“, denke ich, „aber weiterhelfen kann mir das nicht.“

In diesem Moment höre ich Kinderstimmen aus dem Zimmer nebenan, trete ein und stehe vor einem Tisch mit zwei Stühlen. Auf den einen setze ich mich in dem Gefühl, es könne länger dauern. Auf dem Sofa gegenüber sitzen vier Kinder. Auf den Stuhl neben mir setzt sich ein Mädchen von ungefähr 14 Jahren und fragt nach, ob ich was trinken wolle. „Ein Glas Mineralwasser wäre nicht schlecht.“ Der Gedanke an die Kästen Mineralwasser macht mich sicher, nichts Falsches gesagt zu haben. Nun schaue ich mich in dem Zimmer um. An den Wänden große Bilder – keine Poster von Britney Spears oder Christina Aguilera oder Xavier Naidoo, wie man es von vorpubertierenden Bravo- Leserinnen erwartet, sondern vergrößerte Fotos von Kindern jeden Alters. Ich erkenne einige der anwesenden Kinder wieder.

Die eintretende junge Frau unterbricht meine Gedanken und bringt das Glas Wasser. Ich danke und sie lächelt. Auch sie finde ich auf einem dieser Bilder wieder. Sie wird von einer etwa 25-Jährigen auf dem Arm gehalten, auch sie wunderschön, auch sie mit braunen Locken und denselben mandelförmigen Augen. Auf dem anderen Arm trägt sie einen Jungen. Ihn sehe ich nicht. Ich wende mich erneut der Frau auf dem Bilde zu. Ihr Gesicht strahlt, als wäre sie sehr stolz auf ihre Kinder. Sie steht vor einer blauweißen, kalten, surrealen Mauer. Unter den Bildern steht ein schwarzgraues halboffenes Bücherregal. Die Bücher sind nicht aufgestellt, sondern hineingelegt. Eine andere Tür macht mich neugierig. Die junge Dame öffnet sie: ein weiß tapezierter Raum, vier Betten in einer Reihe, die Heizung und ein Fenster. Leise sagte die junge Dame: „Das ist das Schlafzimmer von mir

und meinen drei Geschwistern. Ich habe einen kleinen Bruder und zwei Schwestern. Die anderen zwei Kinder sind mit ihrem

Vater zu Besuch.“ Jetzt wird mir alles klar. Ich gehe zum Tisch und trinke mein Glas Wasser, während die beiden Mädchen miteinander flüstern und der Junge mir einen selbstbewussten Blick zuwirft, aber dann verlegen lächelnd wegsieht. „Sie sind sicherlich nur wenige Jahre auseinander“, denke ich, stelle das Glas auf den Tisch, gehe auf den Flur zurück und ziehe den weißen Vorhang zur Seite.

Ich stehe im Esszimmer, vor mir ein Tisch mit drei Stühlen und einer Eckbank. Der Tisch aus dunklem Holz scheint mir elegant und stilvoll. Das Fenster auf der anderen Seite füllt den Raum mit warmem Sonnenlicht und verleiht ihm eine angenehme Atmosphäre. Neben der Heizung unter dem Fenster steht ein Schränkchen mit Gewürzen. Hier, so sehe ich, kann man vieles von den Wänden lesen. An der nächsten hängen Holzschnitzereien, Portraits verschiedener Personen. Ich kenne sie nicht, wie so vieles in diesem Haus. Auch sie geben dem Raum Wärme, weil sie im Einklang mit der Farbe der Essecke stehen. Ein eingerahmter Zeitungsartikel neben dem Fenster zeigt den Jungen von dem Bild mit den beiden jungen Frauen. Weiter rechts hängt eine große Fahne mit einem Adler in der Mitte. Mein Kopf beginnt zu schmerzen.

Die Eindrücke verstreuen sich in meinem Kopf wie Puzzleteile. Sie scheinen in keinem Zusammenhang zu stehen. Weder ist bis jetzt meine Frage beantwortet, wem der Rollstuhl gehört, noch was das für Personen auf den Holzschnitzereien sind. Wer ist dieser Junge auf dem Bild? Ich bin so schlau wie vorher, wenn nicht konfuser. Da es nur noch ein Zimmer gibt, frage ich: „Was ist hinter dieser Tür?“ Und die junge Frau, die mich wie mein eigener Schatten begleitet, antwortet: „Es ist das Wohnzimmer.“

Wenn ich das Puzzle zusammensetzen will, gibt es jetzt kein Zurück mehr. Ich muss hinein. Vor der Tür wartend hole ich noch einmal tief Luft. Ich betrete den Raum. Alle Anwesenden unterbrechen ihre Unterhaltung und erheben sich zu meiner Begrüßung. Nur ein Mann fällt aus dem Rahmen. Er bleibt auf seiner Matratze vor der Heizung sitzen – der Hausherr.

„Guten Tag, herzlich willkommen!“ reicht er mir die Hand zur Begrüßung. Ich begrüße die zwei Männer und die drei Frauen, bevor ich auf dem schwarzen abgeschabten Ledersofa zwischen den beiden Männern Platz nehme. Viele Eindrücke wirken auf mich, die Atmosphäre in diesem Zimmer hebt sich vollständig ab von der in den vorigen Räumen; Freundlichkeit, Geselligkeit und Gastfreundschaft dominieren. Unauffällig sehe ich mich um. Mein Blick fällt auf eine elegante Vitrine aus dem selben Holz wie der Esstisch; ein Möbel wie aus dem 19. Jahrhundert. Daneben steht ein Fernsehtisch mit einem schwarzen Fernsehgerät, über dem fünf Photographien

von Kindern hängen. Das des jüngsten, des Jungen mit dem selbstsicheren Blick, ist mit Medaillen bestückt; fünf Pokale auf dem Fernseher zeugen von seinem Fußballtalent. An

der linken Wand befindet sich das Foto eines mit einem Maschinengewehr bewaffneten Mannes. Es irritiert mich, es passt nicht in die familiäre Atmosphäre.

Niemand schenkt mir groß Aufmerksamkeit, so kann ich alle in Ruhe betrachten. Der Hausherr ist ein Mann mittleren Alters, stabil gebaut, nicht größer als ein Meter achtzig, schwarzgraues Haar. Tiefe Falten furchen sein Gesicht, mit der dicken Brille und den stark ausgeprägten Augenbrauen wirkt er Furcht einflößend. Wenn er lacht, verliert sich die Schärfe der Konturen und er wirkt freundlich.

Auf dem Sessel neben ihm sitzt eine Frau. Ich erkenne sie sofort als die Frau auf dem Foto mit den zwei Kindern. Sie hat sich verändert, ist molliger geworden, die Haare schimmern gräulich. Ihre früher zarte Haut ist von vielen Falten durchzogen; sie scheint nicht mehr glücklich, die strahlende Kraft ihrer Augen ist gebrochen. Die beiden anderen Frauen sind schlicht gekleidete Mütter. Ihre Hände sind von Rissen gezeichnet, Folgen eines harten, arbeitsreichen Lebens. Schweigend betrachten die Frauen das Geschehen.

Der Mann rechts neben mir wirkt größer als der Hausherr und sehr stämmig, beide sind etwa gleich alt, aber er hat ein längliches Gesicht, von Falten durchzogen. Seine braunen Haare sind kurz und lockig. Er könnte in jedem Film die Rolle des Bösewichts übernehmen.

Mein linker Nebensitzer ist kleiner, dicklich, mit einem Bauchansatz. Narben verunstalten sein Gesicht. Das schwarzgraue Haar ist schütter.

Der achteckige Tisch passt zu Vitrine und Esstisch. Blickfang ist ein in seiner Mitte eingelassenes achteckiges Glasstück. Dokumente liegen darauf. Ich erkenne nur das Wort „Bescheid“. Daneben einige grüne Papiere, wie ich sie noch nie gesehen habe. Die Anwesenden sind etwa gleichen Alters, möglicherweise aus demselben Ort. Sie blicken hoffnungsvoll, ihre Anspannung ist zu spüren. „Es ist so weit!“ Der Hausherr schaltet den Fernseher an und regelt die Lautstärke.

„Guten Tag, meine Damen und Herren. Herzlich willkommen zur Sondersendung anlässlich der Abstimmung im Bundesrat über das Zuwanderungsgesetz am 22.03.2002.“ Alle blicken gebannt auf den Bildschirm, während der Sender live in den Bundesrat schaltet.

Präsident Wowereit: „Damit stelle ich fest, dass das Land Brandenburg nicht einheitlich abgestimmt hat. Ich verweise auf Artikel 51 Absatz 3 Satz 2 des Grundgesetzes. Danach können Stimmen eines Landes nur einheitlich abgegeben werden. Ich frage Herrn Ministerpräsident Stolpe, wie das Land Brandenburg abstimmt?“

Dr. h. c. Stolpe: „Als Ministerpräsident des Landes Brandenburg erkläre ich hiermit Ja.“

Der Innenminister des Landes Jörg Schönbohm: „Sie kennen meine Auffassung, Herr Präsident.“

Präsident Wowereit: „Damit stelle ich fest, dass das Land Brandenburg mit Ja abgestimmt hat.“

Im Bundesrat wird es lauter. Zurufe und Zwischenrufe sind kaum verständlich.

Herr Koch: „Herr Schönbohm hat widersprochen! Nein das geht nicht.“

Andere: „Verfassungsbruch!“

Plötzlich erlischt das Bild – der Hausherr hat den Fernseher ausgeschaltet. Absolute Stille legt sich über den Raum. Kein Glänzen mehr in den Augen. „Ich bin enttäuscht, sehr enttäuscht!“ Die anderen nicken, kein Wort fällt. „Sie reden von Integration und Anpassung. Das meinen sie aber nicht. Sie missbrauchen uns als Werkzeuge, ihre politischen Interessen durchzusetzen.“

Der Hausherr macht eine kurze Pause, sucht nach den richtigen Worten. „Seit zehn Jahren lebe ich in Deutschland. Geboren bin ich im Kosovo, wie ihr meine Freunde. Alle meine Kinder besuchen eine Schule, sprechen sehr gut Deutsch und haben sich integriert. Gut, sie sind zwischen zwei Kulturen hin- und hergerissen. Aber sie wollen nicht wegen einer Sache benachteiligt werden, die ihnen Gott gegeben hat. Nämlich, weil sie Kosovaren sind. Mein jüngstes Kind ist in Deutschland geboren.“ Seine Stimme zittert vor Enttäuschung und Wut. „Ich bin nicht aus wirtschaftlichen Gründen nach Deutschland gekommen. Keiner tut das, wenn er seine Existenz und seine Familie aufs Spiel setzen muss. Ich habe Schutz gesucht, weil mich die Serben verfolgten. Wie jeder Vater wollte ich nur das Beste für meine Familie.“ Er zögert, holt tief Luft: „Als ich politisches Asyl beantragte, fragte mich der Richter beim Oberlandesgericht, was mir die Serben getan hätten bzw. was sie mir antun würden, wenn ich abgeschoben würde. Ich erklärte ihnen all das, was sich später im Kosovo-Krieg ereignete. Denn die Serben haben mich geschlagen und werden mich umbringen, weil ich ein Kosovare bin.“

Doch der Richter glaubte mir nicht und berief sich darauf, dass in Europa die Menschenrechte Geltung hätten. Vier Wochen später erhielten wir ein Schreiben, dass unser Asylantrag abgelehnt worden sei.“

(Langsam finden sich die Puzzleteile zusammen. Das Bild im Kinderzimmer ist eine Aufnahme aus dem Kosovo – die fremde und doch bekannte Landschaft. Die Holzschnitzereien sind womöglich wichtige Personen oder sogar Führer der Kosovo-Albaner. Die Fahne mit dem Adler ist die – damals verbotene – albanische Fahne.)

„Wir sind den Deutschen sehr dankbar, dass sie uns das Leben gerettet haben, und vor allem das unserer Kinder.“

Mein linker Nebensitzer wühlte unter den Papieren und zog ein grünes Dokument heraus. „Dies ist eine Duldung, ein Ausweisersatz. Dieses Papier bekommt man nur, wenn man als Asylantragsteller abgelehnt ist und dennoch nicht sofort abgeschoben werden kann. Das

Dokument, dieses Dokument ist die demokratische Art einem Ausländer, der integriert ist, seine Grenzen zu zeigen.“ Er zeigt auf die Innenseite dieses grünen Dokumentes und liest laut vor: „ ‚Verlassen des Landkreises Reutlingen nicht erlaubt.‘ – Das ist nicht menschlich. Muss ich meinem Sohn eine Theaterfahrt mit der Klasse nach Stuttgart verbieten? – Aber nicht genug. Jeder von uns hat eine abgeschlossene Ausbildung, aber sie wird von den Behörden nicht anerkannt. Natürlich haben wir Alten Schwierigkeiten mit der Sprache – bis heute. Viele arbeiten auf dem Bau, bei der Müllentsorgung, ich selbst bin Busfahrer. Wir alle zahlen Steuern, Renten-, Arbeitslosen-, Krankenversicherung. Dennoch werden wir nicht gleich behandelt.

Wegen der Landkreisklausel wissen sie, wo sie dich holen können, falls sie dich abschieben wollen – bei Nacht und Nebel.“ Der Hausherr griff nach einem weiteren Blatt aus dem Papierstapel. „ ‚Widerrufsverfahren ... wir bitten Sie innerhalb eines Monats in deutscher Sprache eine Stellungnahme abzugeben, in der Sie Ihre Abschiebehindernisse nennen, die gegen eine Ausreise aus der Bundesrepublik sprechen.‘ Passen Sie auf“, meinte er, und ich achtete auf seine Hände. Er hob seine schwarze Hose hoch und zog seine Socken aus. Seine Füße waren aufgebläht, unter dem weißen Druckverband waren noch einige Wunden zu sehen. Deswegen konnte er nicht aufstehen, benötigte den Rollstuhl unten im Hauseingang. „Seit acht Jahren leide ich an Diabetes, ich muss mich viermal am Tag spritzen, aber es hilft nicht. Mein eigener Körper greift meine Knochen an und verursacht ständig neue Wunden. Heute noch ist dies ein Abschiebehindernis, weil das Gesundheitsamt Reutlingen mir die Arbeitsunfähigkeit bescheinigt hat. Aber ich kann kein geregeltes Aufenthaltsrecht bekommen, weil ich meine Familie nicht selbst ernähren kann. Im Kosovo war ich Obst- und Gemüsehändler, ich hatte Geschäftsbeziehungen nach Mazedonien, nach Griechenland, Albanien und in die Türkei. Wir lebten gut dort, aber während ich eine Existenz für uns und meinen Sohn aufbaute, fing die Verfolgung an. Meine Qualifikation als Kaufmann wurde in Deutschland nicht anerkannt. Ich suchte Arbeit, aber zuerst kamen die Deutschen, dann EU-Bürger, dann Ausländer mit Aufenthaltsrecht und ganz unten stand ICH.“

Gibt es Schlimmeres für einen Menschen, als unfähig zu sein, seine Familie ernähren zu können? „In diesem Land wird man danach bewertet, was man dem Land bringt. Vertrauen, Entgegenkommen, Gastfreundlichkeit, Initiative spielen kaum eine Rolle. Behörden, Politiker, der größte Teil der Bevölkerung wissen nichts von uns. Wir bekommen keine Chance, uns eine sichere Existenz und eine Zukunft aufzubauen. Die Behörden sehen diese Füße“, er zeigt mit seinen Händen darauf, „diese Woche sehen sie, und die nächsten Monate und die nächsten Jahre, meine Kinder und ihre Anstrengungen sehen sie nicht.“ Der kleine, dickliche Mann brach sein Schweigen. „Dieser Tag ist für uns sehr wichtig gewesen. Wir haben uns von ihm eine Chance für die Zukunft, zumindest für die Zukunft unserer Kinder erhofft. Ausländer werden in den Medien oft in ein falsches

Licht gerückt. Schaut man sich die Nachrichten an, bekommt man den Eindruck, alle Albaner seien kriminell. Meine Freunde, meine Kinder und ich, wir

haben keine Straftaten begangen. Diese Entscheidung im Bundesrat war ein böses Zeichen. Es gab keine klare Mehrheit. Ich fühle mich und bestimmt viele andere, wir fühlen uns als nicht willkommen. Viele Flüchtlinge und Einwanderer werden sich zurückziehen, zu ihren Leuten. Die Politik sollte nicht über Gruppen entscheiden. Ein krimineller Albaner darf nicht mit einem anständigen Busfahrer in einen Topf geworfen werden, genauso wenig wie ein Nazi mit einem anständigen Menschen. Einige unserer Kinder sind hier geboren, viele hier aufgewachsen und zur Schule gegangen. Die Bürokratie müsste anfangen, Individuen zu betrachten. Menschen, die das Gastrecht für kriminelle Delikte missbrauchen, haben kein Bleiberecht. Warum aber nicht Menschen, die all ihre Pflichten erfüllen, die einen Beitrag zum Wohl der ganzen Gesellschaft leisten? Wenn die Bürger erkennen, dass die Politik in diesem Geiste arbeitet, werden auch sie ihren Beitrag zu mehr Toleranz leisten.“

„Wir sind alle Menschen“, ergänzte der Hausherr, „egal ob deutscher, albanischer oder sonstiger Nationalität. Jeder, der sich schneidet, blutet, egal, welches Blut in ihm fließt. Sie sind im Esszimmer gewesen?“

„Ja, dort war ich.“

„Und – der Zeitungsartikel?“

„Ich habe ihn nur flüchtig angesehen.“

„Das Foto zeigt meinen Sohn in der neunten Klasse. Nach zweimonatigem Unterricht in einer vierten Klasse besuchte er die Hauptschule.“ Er rief „Ganimete“ und bat die junge Frau, die mich empfangen hatte, eine Mappe zu holen. Zurück lege sie vier Blätter darauf auf den Tisch. Jedes war eine Belobigung für gute schulische Leistungen. „Diese vier Belobigungen hat mein Sohn bekommen. Je eine in der 7., der 8. und der 9. Klasse. Die vierte erhielt er in der Werkrealschule, die er mit einem Durchschnitt von 2.0 beendet hat. Das folgende Jahr konnte er keine Schule besuchen, da es Probleme mit der Aufenthaltsberechtigung gegeben hat. Heute besucht er das Wirtschaftsgymnasium. Solche Albaner werden in den Medien nie gezeigt. Und wird er hier bleiben können, wenn es kein Zuwanderungsgesetz gibt?

Werden seine Anstrengungen, Positives für diese Gesellschaft zu bewirken, anerkannt werden?“

Nie hätte ich erwartet, dass sich hinter dieser rosafarbenen, verblichenen, heruntergekommenen Fassade so viel Energie und Enttäuschung, Niederlage und Zuversicht, so viel Verzweiflung und Hoffnung verbergen würden.

Ich fragte ihn nach seinem Namen. „Nazmi Idrizi.“ Und der Junge auf dem Foto, der so selbstsicher blickt, der bin ich.

(Der Text wurde 2004 beim 14. Landeswettbewerb Deutsche Sprache und Literatur (Baden-Württemberg) eingereicht. Der Autor war damals Abiturient eines Wirtschaftsgymnasiums.)

**Sultana Johannidou: Ab jetzt heißt du nicht mehr Sultana. Ab jetzt heißt du Susi.
(Griechenland; geb. 1960)**

Heimat

Ich bin 1960 in dem kleinen Dorf Ormenion im Nordosten Griechenlands geboren. Es sind von dort nur 20 km bis zur bulgarischen Grenze. Meine Eltern hatten einen kleinen Bauernhof, ein Haus aus Lehm mit einem Kamin. Unter dem Wohnhaus war der Stall, draußen das Backhaus, die Scheune, der Kirschbaum, die Tiere, der Misthaufen.

Die Sonne, die Gerüche trage ich heute noch tief in mir.

Das Leben auf dem Land im Nordosten Griechenlands war nicht einfach. Wasser mussten wir vom Brunnen holen. Es gab keinen elektrischen Strom. Die Familie lebte von dem, was auf den Feldern wuchs und von den Tieren. Auch die Wolle wurde selbst gesponnen.

Meine Eltern haben mich schon als Säugling mit aufs Feld genommen. In einer Hängematte, aufgehängt zwischen zwei Bäumen, schaukelte ich den ganzen Tag. Das Rascheln der Blätter und der Duft der sonnenwarmen Kräuter wie Oregano, Thymian, Salbei haben sich mir tief eingeprägt.

Die warme Sonne, die endlose Weite der Felder, der langsame Gang der Kühe, die den Karren ziehen, voll mit Heu oder Getreide. Oben drauf liegt das Baby. Ob es Hunger hat? Keiner merkt es. Die Arbeit hat Vorrang. Arbeit zum Leben und Überleben.

Ein hartes Leben, das ohne den Rückhalt der ganzen Familie noch beschwerlicher wird. Man ist voneinander abhängig und muss sich vertrauen können.

Wenn ein Kind die ersten Schritte machte, war es Brauch, einen Kuchen zu backen, in der Nachbarschaft von Tür zu Tür zu gehen und ihn anzubieten. Die Nachbarn gaben dafür eine Münze, um das Kind auf seinem Weg ins Leben zu segnen, damit es stark und gesund würde.

Als ich etwas größer war, lief ich mit meinem Bruder durch die Wiesen und Felder. Einmal hat mein Bruder mir eine Puppe aus einer Mohnblume gefertigt: – Schau her, sagte er. Die zarten Blütenblätter legte er nach unten und oben schaute das Köpfchen heraus.

Oder er nahm mich mit auf den Kirschbaum und hängte mir zwei Kirschen über die Ohren: – So jetzt hast du zwei Ohrringe.

Wenn wir vom Brunnen Wasser holten, liefen wir um die Wette, wer als Erster ankommt. Da gab es meist Tränen, weil ich immer Zweite war, auch wenn ich mal schneller gewesen war.

Wir hatten so viele einfallsreiche Kinderspiele damals...

Die Eltern

Meine Eltern waren beide Halbwaisen. Mein Vater war der Erstgeborene. Seine Mutter Sultana starb direkt nach seiner Geburt.

Man erzählte im Dorf, dass Oma sehr schöne lange Haare gehabt habe, und wenn sie schlief, habe sie diese übers Fenster gehängt.

Eines Nachts, während Oma schlief, hat man ihr die Haare abgeschnitten. Sie trauerte tief und starb.

Aus Not heiratete mein Opa wieder. So wurde mein Vater von seiner Stiefmutter Stella großgezogen, die noch vier Halbgeschwister zur Welt brachte. Mein Vater hatte immer das Gefühl, nicht dazuzugehören und musste darum kämpfen und sich anstrengen, um als Gleichberechtigter anerkannt zu werden.

Meine Mutter war 12 Jahre alt, als ihr Vater von bulgarischen Partisanen bei der Feldarbeit überrascht und umgebracht wurde.

Meine Oma, Babu Stanki, die dabei war, musste zuschauen und wurde selbst schwer misshandelt.

Sie wollte danach nie wieder heiraten. Sie besaß genug Land und Vieh. Meine Mutter musste ihr schon mit 12 Jahren bei der Feldarbeit helfen.

Irgendwann war Oma dann doch überfordert und heiratete noch einmal.

Der Stiefvater meiner Mutter brachte vier Kinder mit in die Ehe. Aber er war ein gerechter Vater für alle.

Wir mussten damals nicht weg nach Deutschland, aber wir hatten niemand.

Meine Mutter erzählte mir dazu eine Geschichte, die sie selbst erlebt hatte:

Eines Nachmittags hatte sie auf dem Feld die Säcke mit der Ernte auf den Karren geladen und wollte wegfahren. Doch die Kühe wollten nicht ziehen. Sie stampften mit den Hufen und schlugen mit den Hörnern auf den Boden. Weder Ziehen noch Schlagen nützte etwas. Die Kühe blieben stur. Bald wurde es dämmrig, und es war weit bis ins Dorf. In ihrer Verzweiflung flehte sie zu Gott:

- Lieber Gott, was wollen mir die Kühe sagen?

Sie schaute sich um. Plötzlich entdeckte sie in einem Gebüsch mehrere Säcke mit Weizen.

Jemand hatte sie, anstatt sie nach dem Dreschen zur Abholung bereit zu stellen, für sich auf die Seite geschafft.

Mein Vater sagte nur:

- Lass die Hungrigen essen, wenn sie nicht satt werden.

Ankunft in Stuttgart 1964

Mein Vater Dimitrios ist 1962 mit meiner 15 Jahre älteren Schwester, Stella, nach Deutschland gekommen.

Meine Mutter, Kaliopi, mein Bruder, Christos, damals 10, und ich, Sultana, sind zwei Jahre später, 1964, nachgekommen. Da war ich vier Jahre alt.

Wir verließen Haus und Hof, die Tiere, die Felder, die Sonne, das Licht.

Mit einem Koffer voller Hoffnung zogen wir in das neue Land.

Ich erinnere mich noch daran, wie ich für den Pass fotografiert werden sollte. Ich wollte es einfach nicht, ich habe mich auf den Boden geworfen und wild geschrien. Mühsam versuchte man mich zu zähmen.

Warum war das so? Ahnte ich vielleicht, dass ich diesen Bauernhof, meine heile Welt, für immer verlassen sollte?

Nach einer endlosen Bahnfahrt ein riesiger kalter Bahnhof- Stuttgart.

Mein Vater holte uns ab. Er nahm mich in die Arme und drückte mich. Ich wollte seine Umarmung nicht. Er war mir fremd. Sein kratziges Gesicht, sein Geruch. Ich wollte ihn nicht.

Lange konnte ich ihn nicht Vater nennen, redete ihn nur an mit „He du“.

Susi

Meine inzwischen verheiratete Schwester besuchte uns.

Sie hieß mich willkommen in Deutschland und gab mir sofort einen neuen Namen.

- Ab jetzt heißt du nicht mehr Sultana, du heißt jetzt Susi, Susanne oder Susanna, sagte sie zu mir – also, wie sollen wir dich jetzt nennen?

- SUSI, sagte ich mit meinen 4 Jahren, und so werde ich bis heute gerufen.

Vor 5 Jahren fragte mich meine Freundin Christine:

- Woher kommt eigentlich der Name Susi?

Ich erzählte ihr die Geschichte und sie beschloss, mich in Zukunft Sultana zu nennen. Seitdem lasse ich langsam meinen Namen Sultana wieder ins Leben zurückkehren.

Im Turnverein, in dem ich mit älteren Schwaben zusammen bin, stellte ich jedoch fest, dass es mir nicht ganz leicht fällt, selbstbewusst meinen Namen Sultana zu nennen.

Meine Schwester hatte bereits geheiratet, bevor wir, meine Mutter, mein Bruder und ich, nach Deutschland kamen. Auch wenn ich ganz klein war, erinnere ich mich an den Karren im Dorf mit der Aussteuer meiner Schwester, die zu ihren Schwiegereltern gebracht wurde,

weil sie jetzt dort leben würde. Selbst gewebte, gehäkelte, gestickte Decken, viele schöne Sachen, deren kunstvolle Verarbeitung von Verwandten und Freunden bestaunt wurde. Das war damals so üblich. Wenn eine Frau das Elternhaus verließ, wurde ihre ganze Habe zu den Eltern des Ehemanns gebracht. Wir haben den Karren mit schweren Herzen verabschiedet.

Meine Mutter war von der Eile meiner Schwester nicht begeistert. Ich glaube, sie ahnte, was das Leben dann leider bestätigte. Meine Schwester konnte die Zeit allein mit meinem Vater in der Fremde nicht ertragen. Er hat sie allzu sehr behütet, und so floh sie in die Ehe.

Kirchheim am Neckar

Wir wohnten die ersten Monate in einem Zimmer unter dem Dach in Kirchheim am Neckar. Zu viert. Wenn da der Wind blies, blies er durch uns durch. In der Mitte des Zimmers hatten wir einen Holzofen. Aber wenn das Feuer in der Nacht erlosch, brach die Kälte herein. Mutter drückte mich dann fest an sich und meinte, wenn du deinen Atem in die Decke bläst, wird es ganz schnell warm.

Wir mussten sehr früh, schon um 4 Uhr, aufstehen.

Mein Vater hatte seinen ersten Arbeitsplatz in der Papierfabrik in Gemmrigheim. Meine Mutter arbeitete als Büglerin in der Hemdenfabrik in Bönningheim.

Vor der Arbeit brachte sie mich zu einer deutschen Pflegefamilie. Sie wickelte mich in eine Decke wie eine Mumie, ich noch im Halbschlaf, und übergab mich der draußen wartenden Frau. Diese nahm mich entgegen und stellte mich im Kinderzimmer ihrer Tochter auf die Füße.

In dieser Pflegfamilie gab es eine strenge Oma, drei nette Kinder und eine ganz liebe alleinerziehende Mutter, die leider nur selten da war, weil sie arbeiten musste. Aber wenn sie einmal da war, gab es Pfannkuchen, die ich besonders liebte. Sonst gab es fast nur Maggisuppen und einen Apfel. Man durfte erst vom Tisch aufstehen, wenn man den Apfel mitsamt dem Butzen gegessen hatte.

Den Maggigeschmack ertrage ich bis heute nicht.

Oft weigerte ich mich, die Suppe zu essen, und so musste ich ewig am Tisch sitzen bleiben. Wenn dann die anderen alle verschwunden waren, kippte ich die Suppe weg.

Ich blieb nicht lange da. Meine Mutter arbeitete für 400 DM im Monat. Die Pflegemutter kostete allein 200 DM.

Heute würde ich gerne etwas über diese Familie erfahren.

Ich verstand die Sprache nicht und wuchs dann wie viele Gastarbeiterkinder als Schlüsselkind auf der Straße auf. Die griechischen Kinder haben sich selbstständig

organisiert, in der Sprache, die ihnen vertraut war, ohne Erwachsenenhilfe. Die Großen passten auf die Kleinen auf. Das war etwas ganz Besonderes.

Mein Bruder musste mit 15 in die Fabrik. Die Empfehlung des Lehrers, ihn weiter zur Schule gehen zu lassen, blieb für ihn ein Traum. Oft musste er früh morgens weinend aus dem Bett gerissen werden, um zur Fabrik zu gehen. In seiner Arbeit hat er sehr schnell ein gutes handwerkliches und auch gestalterisches Geschick bewiesen, so dass sein Meister ihm empfahl, eine Ausbildung zum Schlosser zu machen. Leider fehlte ihm der Mut. Seine Deutschkenntnisse reichten noch nicht aus.

Einmal hörte ich ein Gespräch meiner Eltern. Vater sagte:

- Wir haben unserem Christos und unserer Stella Unrecht getan. Wir hätten sie in Griechenland studieren lassen sollen.

Schule

Ich besuchte bis zur vierten Klasse die griechische, später die deutsche Schule und zusätzlich die griechische. Aber innerlich wehrte ich mich vehement dagegen. Meine Eltern schwiegen.

Was mich im Unterricht begeisterte, und wobei ich als einziges aufmerksam war, war die griechische Mythologie, die Abenteuer des Odysseus und des Herakles. Ich fieberte und kämpfte immer mit ihnen.

Oder auch Religion. Mein wundervoller gütiger Jesus, ob er mich wohl auch rettet?

In allen anderen Fächern machte ich zu. Das einzige Problem war, je älter ich wurde, umso mehr schämte ich mich dafür. Bei den Klassenarbeiten ein leeres Blatt abzugeben?

Unmöglich! So lernte ich immer nur kurz vor einer Klassenarbeit. Da las ich die Bücher von vorne bis hinten, schrieb mir das Wichtigste heraus, erstellte mit einem Höchstmaß an Stress einen Spickzettel. Und jedes Mal, bei jeder Arbeit wurde das gefragt, was ich mir aufgeschrieben hatte.

Kurz vor der Zeugnisausgabe betete ich zum lieben Gott, er soll doch gnädig mit mir sein. Ich sprach mit ihm und handelte mit ihm:

- Lieber Gott, ich weiß, ich bin keine gute Schülerin. Aber lass mich doch bitte die Klasse bestehen. Vielleicht nicht gerade mit einer Eins, aber mit einer Drei würde ich mich riesig freuen. Auch mit einer Vier wäre ich noch zufrieden. Bitte lass mich die Klasse bestehen!

Ich bekam immer meine Wunschnote. Gott sei Dank!

Bereits mit 6 1/2 Jahren wurde ich eingeschult. Daheim war niemand da. Die Eltern waren in der Fabrik. Wir Kinder wussten das einfach.

Die erste griechische Schule, die ich besuchte, war in Heilbronn, also fuhren wir Kinder von Kirchheim Neckar nach Heilbronn mit dem Zug.

Später erfuhren wir, dass es in Ludwigsburg auch eine griechische Schule gibt. Das war näher für uns.

So sind wir von Kirchheim Neckar mit dem Zug nach Ludwigsburg gefahren. Einmal hatte ich meine Fahrkarte vergessen. Als der Kontrolleur kam, nahmen mich die großen Kinder in die Mitte und sagten: Sie ist noch zu klein. Sie braucht noch keine Fahrkarte. Der Kontrolleur ließ das durchgehen.

Als ich in der erste Klasse der griechischen Schule war, kam mein Vater eines Tages in die Schule und wollte den Lehrer sprechen. Er bat ihn vor die Tür. Als der Lehrer zurück ins Klassenzimmer kam, sagte er zu der versammelten Klasse:

- Die Susi sagt zu ihrem Vater nicht Vater. Ab jetzt sagst du Vater zu ihm! Hast du das verstanden!?

Vater, das Wort war mir fremd. Und er blieb mir fremd. Ich habe ihn erst geliebt, als er starb. Er starb in meinen Armen.

Dafür bin ich dankbar. Es war ein ganz besonderer Moment. Zu gerne würde ich ihm von meinem Schmerz damals erzählen.

1969 wurde es Pflicht zur deutschen Schule zu gehen. Ich erinnere mich noch genau, wie es eines Tages hieß: Ab morgen geht ihr in die deutsche Schule.

Am nächsten Tag standen vor der deutschen Hauptschule in Gemmrigheim ungefähr 40 Kinder. Der Hausmeister kam auf uns zu und fragte, was wir hier zu suchen hätten.

- Wir müssen hier zur Schule, sagten wir.

Er meinte:

- das kann nicht sein. Wir sollen wieder gehen. Ratlos gingen wir.

Zuhause sagten die Eltern:

- Das kann nicht sein. Ihr müsst morgen wieder hin.

So standen wir am nächsten Tag erneut vor dem Hausmeister. Diesmal brachte er uns zum Schulleiter, Herrn Wildermuth. Er war ein gütiger Mann. Aber er wusste auch nicht so recht, was er mit uns anfangen sollte. Immerhin wurden wir nicht wieder weggeschickt.

Wir alle, kleine und große Schüler, wurden in die erste Klasse gesteckt. Wir bekamen Bücher und wurden dann dem Alter entsprechend in die Klassen verteilt. Man setzte uns in die hinteren Bänke, wo wir oft den Unterricht störten.

Ich war eines der ersten Immigrantenkinder in dieser Schule, und ich war froh, dass ich nicht so ausländisch aussah. Einmal fragte mich der Schulleiter, warum ich immer mit den Ausländerkindern zusammen sei.

- Ich bin Griechin, antwortete ich selbstbewusst.

So gingen wir Kinder von 7-12h in die deutsche Schule und von 13-18Uhr in die griechische Schule.

Dass wir damit völlig überfordert waren, hat niemand bemerkt.

Erst Jahre später – wir hatten die Schule bereits beendet – wurde der Unterricht in der Heimatsprache gekürzt.

Vier Zimmer

Nach ungefähr zwei Jahren konnten wir endlich von diesem einen Zimmer in eine Vier-Zimmer-Wohnung in Gemmrigheim umziehen und normal wohnen.

Auf der anderen Straßenseite war ein Haus mit einem Hof. Dort gab es ein Mädchen mit tollen Puppen und Spielsachen. Wir schauten uns oft an. Lange! Ich glaube, unsere Herzen schlugen gleich. Aber immer, bevor wir uns selber näherkommen konnten, kam ihre Mutter und zog sie weg. So blieb uns nur der Blickkontakt und der nie erfüllte Wunsch, miteinander zu spielen. Ich glaube, wir wären Freundinnen geworden.

Eine andere Familie in der Nachbarschaft gehörte zu den Jehovas Zeugen.

Sie waren sehr freundlich. Mit ihren Kindern durfte ich spielen. Davon waren meine Eltern wieder nicht begeistert, weil sie Jehovas Zeugen waren.

Wir waren Fremde, und sie waren für uns Fremde. Wir waren Gastarbeiter, und immer noch Außenseiter. Dabei wünschte ich mir nichts sehnlicher, als gleich zu sein, so wie die anderen und mich ihnen gleichwertig zu fühlen.

Begegnung der Kulturen

Das änderte sich mit der Pflicht, die deutsche Schule zu besuchen.

Heute weiß ich, die deutsche Schule war für uns Gastarbeiterkinder der ersten Generation ein wichtiger Baustein.

Das war der Anfang der Begegnung der Kulturen und der daraus erwachsenden Freundschaften. Auch wenn wir in den hinteren Bänken den Unterricht gestört haben, und am Ende der Schulzeit der Lehrer bedauernd zu uns sagte: „Aus euch wird leider nie etwas“, konnte ich ihm doch beim 40-jährigen Klassentreffen erzählen, dass ich Friseurmeisterin geworden bin und zusätzlich eine Umschulung zur Industriekauffrau absolviert habe.

Aber nicht nur wir mussten lernen, uns im fremden Land zurecht zu finden, auch die Deutschen mussten sich an uns Ausländer gewöhnen.

Als ich mit 22 meine erste deutsche Freundin Christa mit ihrem Ehemann Richard, Sohn Thomas und Tochter Carina zum Essen eingeladen habe, schauten sie misstrauisch den Vorspeiseteller an:

- Schafskäse? Oliven? Was ist das?

Was ein Schwabe nicht kennt, das isst er nicht, ist ein sehr wahres Sprichwort.

Der kleine Thomas war jedoch neugierig, und ganz offen machte er sich an die Leckereien heran. Aber der Blick des Vaters war ablehnend.

- Papa, das schmeckt gut! meinte Thomas.

Der Vater antwortete darauf:

- Jetzt iss nicht so viel, sonst kriegst du Bauchweh.

Heute lachen wir darüber. Und jeder weiß, was Oliven und Schafskäse sind. Wir verstehen, ergänzen, vermischen uns. Wir lernen alle voneinander, und das ist gut so. Heute fühle ich mich hier nicht mehr fremd. Ich bin daheim. Dafür bin ich in meiner Heimat Griechenland eine Fremde geworden.

In der alten Heimat

Erst nach fast 10 Jahren in Deutschland sind wir im Urlaub nach Hause in unser Heimatdorf gefahren.

Von da an fuhren wir jeden Sommer mit einem vollgepackten Auto nach Griechenland. Die Fahrt war beschwerlich. 2000 Kilometer. Drei Tage dauerte die Reise. Während der Fahrt waren wir immer laut. Aber wenn wir Thessaloniki – Kavala – endlich Alexandropolis erreichten, wurden wir still und stiller. Je näher wir kamen, umso angespannter wurden wir.

Vertraute Wehmut, vertraute Träume, das vertraute Licht, die Gerüche, die unvergessenen tief eingebrannten Bilder – alles war wieder da.

Wenn ich auf den sandigen Straßen des Dorfes die Runde machte, um meine Tanten zu besuchen, wurde ich von den Kindern und den erwachsenen Dorfbewohnern bestaunt. Sie bewunderten meine Kleider und meine Schuhe. Die Dorfkinder hatten solche Sachen damals, 1970, noch nicht. Heute gibt es diesen großen Unterschied nicht mehr.

Mein Vater hatte ein schönes großes Grundstück mit einem Haus gekauft. Daneben wollte er ein neues Haus bauen. Im Jahresurlaub ging es von da an immer in die Heimat und jedes Jahr wurde eifrig am Haus gearbeitet.

Mit 22 Jahren machte ich einen kleinen Ausflug mit meiner Tochter zu dem verlassenen alten Bauernhof, in dem ich geboren bin. Seit wir die Heimat verlassen hatten, waren wir nie mehr dorthin zurückgekehrt.

Dort fand ich den ersten Brief meines Vaters aus Deutschland an meine Mutter. Ich war schockiert. Er hatte geschrieben, was er niemals gesagt hätte:

„Wir sind nach Deutschland gekommen, um reich zu werden. Wir sind nach Deutschland gekommen, um etwas Besseres zu werden. Aber wir sind in Deutschland arm geworden. Zuhause hatten wir für unsere Arbeit die Tiere. Hier sind wir die Tiere.“

Diese emotionale Seite kannten wir von ihm nicht. Diese Dinge hat er nie ausgesprochen. Es war Zufall, dass ich diesen Brief in dem verfallenen Bauernhof gefunden habe.

Tradition und Glauben

Die Fabrikarbeit im fremden Land war nur zu ertragen durch die Pflege der alten Traditionen, der Religion und Sprache. Es war ein Stück Heimat, das auch in der Fremde lebendig blieb.

In keinem griechischen Koffer fehlte die „Kandila“, die das heilige Licht symbolisiert. Die Ikone von Jesus und der Mutter Gottes „Panagia Maria“ hängt in jedem griechischen Haushalt an der Wand. Der orthodoxe Glauben ist ein festes Fundament für die Griechen hier in der Diaspora.

Jeden Sonnabend, wenn meine Mutter die Kandila anzündete und sich vor der heiligen Ikone bekreuzigte, war sie für einen Moment nicht in dieser Welt. Für einen Moment erschien auf ihrem Gesicht der Ausdruck vollkommener Seligkeit. Die Erinnerung an diesen Augenblick ist ein kostbarer Schatz und ich bin dankbar, dass ich das erleben durfte.

Auch die Nationalfeiertage am 25. März und am 28. Oktober mit ihren traditionellen Kreistänzen sind ein spirituelles Erlebnis, das einen trägt bis ans Ende der Welt.

Uralte Traditionen und Bräuche, die zurückgehen bis zum Ursprung des Landes, sind für einen Griechen lebenswichtig.

Sie leben zu dürfen auch in Deutschland, das haben wir den weltoffenen Menschen in diesem Land zu verdanken. Zu uns sagten die Eltern immer: Deutschland hat aus uns Menschen gemacht. Wir sind dem deutschen Volk zum Dank verpflichtet.

Für meine Mutter bedeutete Deutschland eine Aufwertung als Frau und als Mensch, und auch Freiheit. Ihre Arbeit wurde honoriert. Sie war froh, dass sie kein Kopftuch mehr tragen musste und zum Friseur gehen und ihre Kleider selber bezahlen konnte. Das waren wichtige Dinge für sie.

Zurück im fremden Land

Auf der Rückreise nach Deutschland waren wir meist traurig. Wir fuhren heim in die Fremde. Vertrautes ließen wir zurück. Der Ruf des Geldes und die Hoffnung auf ein besseres Leben hatten einen hohen Preis.

Wie an einen unbeweglichen Fels, an den man sich klammert, hielten die ersten griechischen Immigranten an alten Sitten und Traditionen fest, während in Griechenland die kulturelle Entwicklung weiterging und die strengen Sitten sich allmählich lockerten.

Wir griechischen Mädchen der ersten Immigrantengeneration in Deutschland wurden sehr streng erzogen. Wir durften nicht ausgehen wie die deutschen Mädchen. Es hieß, die seien anders. Wir gehören nicht dazu.

Für die Generation nach uns gab es dieses krampfhaftes Festhalten der alten Kultur nicht mehr. Sie hatten es einfacher.

Drei griechische Mädchen

Wir waren ein Dreiergespann, Dimitra, Kula und ich. „To Trio Karo“, nannte uns meine Schwester. Wir waren immer zusammen.

Wir gingen miteinander zur Schule, machten die Ausbildung zur Friseurin, heirateten und bekamen Kinder.

Dimitra verlobte sich als Erste mit 16 Jahren und blieb von da an, wie eine gefangene Prinzessin, daheim. Ihr Verlobter Takis war für drei Jahre zum Militärdienst einberufen worden. Dimitra durfte von da an nicht mehr aus dem Haus, um 'bösen Zungen keine Gelegenheit zu bieten'.

So verlangte es die Tradition. Ich weinte eine Woche lang. Ich hatte eine Freundin verloren und damit einen Teil meiner Kindheit.

Bald verliebte ich mich auch. Aber bevor ich meinen Schwarm richtig kennen lernte, verlobten wir uns und es musste geheiratet werden. Ich weigerte mich zuerst.

- Ich kenne ihn doch noch gar nicht! Ich wollte mehr Zeit, um ihn kennenzulernen, bevor ich mich entscheide.

Nach der Verlobung merkte ich schnell, dass es ihm nicht um mich, sondern nur um das Geld ging. Ich versuchte die Verlobung zu annullieren. Nach den strengen Regeln der traditionellen griechischen Kultur kam das für meine Eltern überhaupt nicht infrage. Da ist verlobt schon so gut wie verheiratet.

Meine Mutter tobte. Mein Vater schrie:

„Dich rumtreiben willst du, aber heiraten nicht!“

Meine Mutter fügte hinzu:

„Du kannst froh sein, dass du überhaupt einen kriegst!“

Ich kapitulierte und ließ dem Schicksal seinen Lauf.

Kula verlobte sich auch und heiratete sehr schnell. Unsere Kindertage waren endgültig vorbei. Wir waren die letzten Griechinnen, die noch so erzogen und verheiratet worden waren.

Für griechische Männer waren wir Töchter der ersten Gastarbeitergeneration interessante Bräute, ein gutes Geschäft. 'Deutsche Ware', sozusagen, ein Kuhhandel zwischen den Eltern und den Männern. Die jungen Frauen selbst hatten dabei meist nichts zu sagen.

Die nächste Generation, die hier aufgewachsen ist, hat sich das nicht mehr gefallen lassen.

Stigmatisiert

Als meine Tochter 2 Jahre alt war, wurde meine Ehe geschieden.

–Du bist jetzt nichts mehr wert, hieß es. Als Griechin geschieden zu sein und noch dazu mit einem Kind im Arm, war ich ein Mensch zweiter Klasse. Ich war 22 Jahre alt. Meine Freundinnen haben sich weggedreht. Ich war stigmatisiert.

Aber ich bemühte mich, meine Ehre und meinen Stolz wieder zu gewinnen.

Ich lebte wieder bei meinen Eltern, weil ich mich dort geschützter fühlte vor bösen Zungen und weil ich ohne meine Eltern finanziell nicht überleben konnte. Meine Tochter war noch klein und mein Einkommen als Jungfriseurin zu gering, um mit einem Kind davon zu leben.

Der Vater meiner Tochter kümmerte sich um nichts. Er übernahm keinerlei Verantwortung weder finanziell noch moralisch.

Ich widmete mich jetzt voll meiner Arbeit. Ich war mittlerweile eine erfolgreiche Friseurin im Breuningerland. Ich machte den Meisterbrief.

Leider habe ich selbst als Meisterin nie den Mut gehabt, ein eigenes Geschäft aufzumachen. Durch eine berufsbedingte Allergie war ich nach 20 Jahren Arbeit als Friseurin gezwungen, eine Umschulung zur Industriekauffrau zu machen.

18 Jahre habe ich danach noch im öffentlichen Dienst gearbeitet.

Nach 38 Jahren Berufstätigkeit wurde ich krank und wurde vorzeitig berentet. Ich bin damit nur schwer klargekommen.

Da ich vor lauter Arbeit kaum Luft zum Atmen hatte, machte ich meine deutschen Kundinnen zu meinen Freundinnen.

Meine erste deutsche Freundin war Ute. Von ihr fühlte ich mich geschätzt. Aber ich vermisste das Griechische. Wenn ich mich mit Ute traf, war alles geplant. Man konnte bei

ihr nicht mal so spontan vor der Tür stehen. Es war eine absolut schwäbische Freundschaft.

Ich lebe zwischen der griechischen und der deutschen Kultur bis heute. Das ist oft nicht einfach.

35 Jahre

Ursprünglich wollten meine Eltern nur 10 Jahre in Deutschland bleiben und nicht für die Ewigkeit. Aber erst ging ich zur Schule, dann heiratet mein Bruder, dann kamen die Enkel. So vergingen 35 Jahre.

Und dann war die Rente da.

Das Haus in Griechenland war fertig.

Was nun? – Erst jetzt bemerkten meine Eltern, dass das Leben anders verlaufen war, als sie ursprünglich geplant hatten.

Jetzt gingen sie also zurück. In die alte Heimat. In das große neue Haus.

Zu den Menschen, zu denen sie nicht mehr gehörten. Sie waren Fremde geworden in der eigenen Heimat. Jetzt waren sie 'die Deutschen'. Man begegnete ihnen mit Misstrauen und auch mit Neid. Da sagte meine Mutter einmal leise:

„Ach, hätten wir das Haus doch in Deutschland gebaut.“

Das erste Jahr war noch ausgefüllt damit, den Garten anzulegen und dies und das im und ums Haus fertigzustellen.

Als alles fertig war, wurde mein Vater krank und starb. Und fünf Jahre später starb meine Mutter.

Unsere Eltern haben uns, ihren Kindern, ihr schwer verdientes Vermögen hinterlassen. Dafür sind wir ihnen dankbar. Als Menschen und als Arbeitskräfte haben sie immer viel Anerkennung erhalten. Immer waren sie gewissenhaft und zuverlässig. Auch ich bin so erzogen. Nicht zuletzt deshalb konnte ich meiner Tochter den Besuch des Gymnasiums und das Abitur ermöglichen. Sie studierte Graphik-Design und ist heute eine erfolgreiche Designerin.

Aber wir, die Kinder der ersten Gastarbeitergeneration, sind hier nicht glücklich geworden. Die Angst vor dem Versagen steckt immer noch tief in uns, auch wenn wir heute nicht mehr ums Überleben kämpfen müssen.

Auf diesem langen und schwierigen Weg ist allzu viel in den Familien zerbrochen.

Mein Vater hatte sich mit der Fließbandarbeit, eingesperrt in der Fabrik, nie anfreunden können. Zuhause war er ein freier naturverbundener Bauer gewesen. Er war ein weiser Mann, als er schrieb:

„Wir sind nach Deutschland gekommen, um reich zu werden. Wir sind nach Deutschland gekommen, damit unsere Kinder es besser haben.

Aber wir sind hier arm geworden. Zuhause hatten wir für unsere Arbeit die Tiere (...).

Der alte Bauernhof meiner Eltern und das Backhaus sind zusammengefallen. Die Scheune steht noch mit letzter Kraft. Vielleicht wartet sie ja noch auf jemand.

Im Garten meiner Mutter blühen immer noch – von Dornengestrüpp überwuchert- ihre Blumen.

(Redigiert von Lilo Klug.)

Josip Juratovic: Vom Fließband in den Bundestag. Wie ich als erster Gastarbeiter ins deutsche Parlament gewählt wurde.
(Jugoslawien; geb. 1959)



Meine Ankunft in Deutschland

Als ich 1974 aus dem kroatischen Koprivnica nach Deutschland kam, war ich 15 Jahre alt. Ich folgte meiner Mutter, die bereits einige Jahre zuvor nach Gundelsheim ausgewandert war. Eines meiner ersten Erlebnisse in Deutschland war das Sommerlager des örtlichen Roten Kreuzes im Schwarzwald. Ich lernte sofort, dass die deutsche Sprache Eintrittsvoraussetzung war, um mit den anderen Jugendlichen in Kontakt zu kommen. Ich nahm diese Herausforderung an.

In Gundelsheim war ich auch wegen der Sprache sehr schnell in der Jugend-Szene integriert, zumal ich ein sehr kontaktfreudiger Mensch bin. Weil es in Gundelsheim keinen

Ort für uns Jugendliche gab und wir nicht mit den Älteren in den Kneipen herumhängen wollten, lud ich meine Freunde oft zu mir nach Hause ein. Auch wenn meine Mutter gerne viele Leute bekochte, waren wir bald mit der Situation unzufrieden, denn wir wollten unter uns sein. Uns war klar: Wir brauchen einen Jugendtreff. Wir traten in Verhandlungen mit der Stadtverwaltung und erreichten nach der Überwindung einiger Hürden unser Ziel. Genau genommen war dies mein erster politischer Erfolg.

Mein Weg zur SPD

Zur SPD kam ich mit 23 Jahren. Ich hatte zunächst meinen Hauptschulabschluss in Gundelsheim erlangt, anschließend mangels Ausbildungsplatz ein Jahr die Berufsfachschule Metall in Neckarsulm besucht und dann eine Lehre zum Kfz-Mechaniker in Bad Rappenau absolviert. Meinen ersten Job bekam ich bei einer Kfz-Werkstatt in Mannheim. In dieser Zeit entdeckte ich in der Mannheimer Fußgängerzone einen Infostand der SPD. Spontan ging ich hin und fragte den wackeren Genossen unter dem SPD-Schirm, ob ich denn als Ausländer auch bei der SPD mitmachen dürfe. Er wusste dies nicht und musste erst einmal seinen Vorsitzenden fragen. Ich durfte.

Ich hielt es in Mannheim allerdings nicht lange aus, meine Freunde fehlten mir. So wechselte ich bald in eine Kfz-Werkstatt im nahen Bad Friedrichshall und erhielt binnen Jahresfrist einen Job bei Audi in Neckarsulm. In Gundelsheim, der CDU-Hochburg des Landkreises Heilbronn, gründete ich 1984 eine Juso-Gruppe und übernahm gleich auch den Vorsitz des von mir reaktivierten SPD-Ortsvereins.

Als Arbeitnehmervertreter in den Betriebsrat

Mit dem Eintritt in die Audi AG kam ich auch zur IG Metall und war schnell Vertrauensmann. Zunächst war ich sieben Jahre am Fließband als Lackierer beschäftigt und konnte später in die Qualitätssicherung wechseln. Die Lackiererei war damals eine unbeliebte und sehr ungesunde Tätigkeit. Neben mir waren fast nur ausländische Kollegen am Band eingesetzt, die häufig schlecht Deutsch sprachen. Ich wollte das ändern, deswegen habe ich angefangen, auf Deutsch Geschichten zu erzählen, vor allem aus der Bibel. Wir entdeckten viele Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Islam. Auch als Vertrauensmann war ich sehr geschätzt und hoffte, bald Betriebsrat zu werden.

Einmal nahm mich der damalige Betriebsratsvorsitzende zur Seite und erklärte mir, dass ich mit der „reinen Lehre“ nichts gewinnen werde. Wer etwas für die Arbeitnehmer erreichen wolle, dem gelinge dies nicht mit der bestmöglichen Opposition gegenüber dem Arbeitgeber. Stattdessen müssten durch ein kooperatives Verhältnis zum Arbeitgeber Möglichkeiten der Mitgestaltung aufgebaut werden. Pragmatisches Handeln ist ein steiniger Weg, lernte ich. Für mich war dieses kurze Gespräch ein Schlüsselereignis. Im Jahr 2000 wurde ich schließlich in den Betriebsrat gewählt.

Friedensarbeit auf dem Balkan

Auch ein anderes, trauriges Ereignis prägte mich in den 1990er Jahren: die gewalttätige Auflösung meines Geburtslandes Jugoslawien. Ich musste erfahren, wie blinder Nationalismus und Dogmatismus zu Krieg und Gewalt führen können. Frühere Nachbarn, die kurze Zeit vorher noch gemeinsam gefeiert hatten, kämpften plötzlich gegeneinander.

Ich wollte und konnte aus dem fernen Deutschland nicht tatenlos zusehen und gründete innerhalb der IG Metall die Friedensinitiative „Novi Most – Neue Brücke“, in der sich in Deutschland lebende Ex-Jugoslawen aus allen Teilrepubliken zusammenschlossen. Als Vertreter von Novi Most traf ich auf dem Balkan mit einem kleinen Kreis von Intellektuellen zusammen, um friedliche Wege aus der Situation zu finden. Für die kroatische Regierung unter Franjo Tuđman galt ich jedoch als Volksverräter. Der Sabor, das kroatische Parlament, erklärte mich 1995 für „vogelfrei“.¹

Auch wenn meiner Ansicht nach keine Gesellschaft immun ist gegen Gewalt, kann Frieden am besten von einer demokratischen Bürgergesellschaft garantiert werden. Ich habe deswegen Ende der 1990er Jahre begonnen, mich am Wiederaufbau der Gewerkschaften auf dem Balkan zu beteiligen, seit 2000 auch als Vertrauensmann für Internationales beim Bundesvorstand der IG Metall. Meine Hoffnung ist die Jugend. Deswegen veranstaltete ich auf dem Balkan Seminare, an denen Jugendvertreter aus allen Nachfolgerepubliken Jugoslawiens gemeinsam teilnahmen.

Durch intensive Parteiarbeit zur Wahlkreisnominierung

Mein parteipolitisches Engagement führte mich in den 1990er Jahren aus Gundelsheim in den SPD-Kreisvorstand Heilbronn-Land und den baden-württembergischen SPD-Landesvorstand. Meine Familie musste mich abends und am Wochenende häufig wegen Parteiversammlungen und SPD-Festen entbehren. Besonderen Kontakt hielt ich auf Kreis- wie auf Landesebene zu der Arbeitsgemeinschaft für Arbeitnehmer und zu den Jungsozialisten.

1998 nahm ich die deutsche Staatsbürgerschaft an und wurde 2004 in den Gundelsheimer Stadtrat gewählt. Ende 2004 startete in der Heilbronner SPD der Auswahlprozess für die nächste Bundestagskandidatur, da der ehemalige SPD-Abgeordnete Harald Friese 2002 nicht wiedergewählt worden war und auf eine erneute Kandidatur verzichtete. Die Findungskommission verwarf mehrere Bewerbungen, darunter auch meine. Dabei spielten mit Sicherheit auch mein Migrations- und mein Arbeiterhintergrund eine Rolle. Dies ist durchaus nachvollziehbar, denn es ist für eine Volkspartei nicht einfach, mit einem

¹ Vgl. STOCKBURGER, Manfred: In den Köpfen bleiben zu viele Schranken stehen. In: Heilbronner Stimme vom 21.01.2008.

Gastarbeiter auf Stimmenfang zu gehen. Stattdessen präsentierte die Findungskommission den GEW-Landesvorsitzenden Rainer Dahlem als Kandidaten, der nach ihrer Meinung die besten Chancen auf einen sicheren Listenplatz habe.

Ich hatte der Findungskommission schon vorab erklärt, auch gegen ihren Vorschlag anzutreten, wenn ich der Überzeugung wäre, dass ich eine bessere Chance auf einen Listenplatz hätte. Und ich war mir sicher, dass es Rainer Dahlem bei der Listenaufstellung schwer haben würde, weil er nicht in der Partei verankert war. Deswegen verkündete ich meine Gegenkandidatur. Unterstützung bekam ich aus unterschiedlichen Gründen von vielen Basismitgliedern wie auch von der Mehrheit meines Kreisvorstands Heilbronn-Land: Vor allem die Jusos waren mit einigen Personalentscheidungen der Heilbronner SPD in der näheren Vergangenheit unzufrieden und wollten nun mich als Alternative. Die lokale Parteiführung und die Medien waren jedoch davon überzeugt, dass ich für Rainer Dahlem keine wirkliche Gefahr darstellte. Bei einer ersten Kandidatenvorstellung vor den Mitgliedern wurde jedoch offensichtlich, dass ich Dahlem das Wasser reichen konnte.

Die Nominierungskonferenz an einem schwülwarmen Sommerabend war emotional aufgeladen. Es kam zu Uneinigkeiten im Sitzungspräsidium. Als der ehemalige Bundestagsabgeordnete Harald Friese zur Wahl von Rainer Dahlem aufrief, wurde dies mit empörten Zwischenrufen quittiert. Der Juso-Kreisvorsitzende Christian Eheim erhielt hingegen großen Applaus, als er mich als einen bodenständigen Kandidaten beschrieb: „Andere reden, Menschen wie Josip aber krempeln die Ärmel hoch.“ Die Heilbronner Stimme erklärte am folgenden Tag, dass sich „die Hitze von draußen auf die Köpfe drinnen übertragen“² habe. Ich entschied die Nominierung mit 87 zu 72 Stimmen für mich.

Als „Held von Albstadt“ auf die Landesliste

Nach der Nominierung bekam ich kräftigen Gegenwind von den Anhängern Rainer Dahlems und in der Presse zu spüren. Wie kann es angehen, dass die SPD einen GEW-Landesvorsitzenden derartig beschädigt? Wieso vergibt die Heilbronner SPD vermeintlich leichtfertig die Chance auf einen sicheren Listenplatz? Ich hatte heftige Attacken befürchtet, aber nicht in dieser Schärfe. Jetzt war es meine Aufgabe, das Versprechen eines sicheren Listenplatzes einzulösen. Ich wusste, dass dies schwierig werden würde. Zumindest wollte ich zeigen, dass ich kämpfe.

Wie erwartet, war ich im Vorschlag der Listenkommission mit Platz 25 nicht auf den als sicher geltenden vorderen 20 Plätzen berücksichtigt. Im Landesvorstand jedoch fädelte der Gewerkschaftsvertreter im Präsidium, Dr. Rudolf Luz, einen Tausch mit dem auf Platz 15 positionierten langjährigen Abgeordneten Hermann Bachmaier ein. Staatsminister

² KRAUTH, Kilian: Unterländer Genossen und ihre „Lust am Untergang“. In: Heilbronner Stimme vom 27.06.2005.

Hans Martin Bury hielt meine Fürsprache, und in geheimer Abstimmung gewann ich den Tausch mit 15 zu 5 Stimmen. Dieser Platz wurde am Tag darauf von der Landesdelegiertenkonferenz bereits im ersten Wahlgang bestätigt, obwohl ich mich gegen zwei Gegenbewerber behaupten musste.

Nach meiner Wahl konnte der Parteitag erst einmal nicht fortgesetzt werden, weil unzählige Gratulanten nach vorne zur Bühne stürmten. Die Bilder wurden am Abend im SWR-Fernsehen ausgestrahlt. Die Frankfurter Rundschau schrieb: „Der Arbeiter und Betriebsrat Josip Juratovic soll mit Landeslistenplatz 15 die ‚Stimme des kleinen Mannes‘ in den Bundestag bringen“ und bezeichnete mich als „Held[en] von Albstadt-Tailfingen“.³ Ich hatte gehofft, dass ich mich auf große Sympathien innerhalb des Landesverbands verlassen kann. Aber ich war überwältigt, wie wichtig für viele in der Partei meine Kandidatur war. Schließlich war dies das erste Mal seit 1990, dass die Landesdelegiertenkonferenz den ursprünglichen Vorschlag der Listenkommission nicht komplett bestätigte.

Bei der Bundestagswahl 2005 konnte ich im Wahlkreis Heilbronn 33,6 Prozent der Erststimmen auf mich vereinen, während die SPD 32,4 Prozent erreichte. Ich zog über die Landesliste in den Bundestag ein, die bis Platz 23 zum Mandat gereichte.

Wie kam der Erfolg?

Wie habe ich es geschafft, entgegen aller bisherigen empirischen Befunde als Gastarbeiter in den Bundestag einzuziehen?

Mit Sicherheit waren meine Herkunft aus dem Arbeitermilieu und mein Migrationshintergrund Hindernisse für die Wahlkreisnominierung. Interessanterweise wurde mein Migrationshintergrund zu keinem Zeitpunkt direkt angesprochen, spielte jedoch unterschwellig immer eine Rolle. Ein unausgesprochenes Argument gegen meine Kandidatur war, dass mein ausländischer Name Erststimmen kosten könnte. Diejenigen, die dies bei meiner Wahlkreisnominierung befürchteten, sollten Recht behalten. Meine starke Verankerung in der Kreis- und Landespartei sorgte allerdings dafür, dass ich diese hohen Hürden übersprang.

Bei der Aufstellung der Landesliste waren mein Migrationshintergrund und meine Herkunft aus dem Arbeitermilieu von Vorteil. Weil zur Wahl 2005 zwei Arbeiter und Gewerkschafter aus dem Bundestag ausschieden, bestand Notwendigkeit zur Kompensation. Dies hatte der Landesvorstand erkannt und mich als Kfz-Mechaniker und Betriebsrat zur gesellschaftlichen Ausgewogenheit der Liste aussichtsreich platziert. Dass die baden-

³ RENZ, Gabriele: Baden-Württembergs SPD setzt auf Gewerkschafter. In: Frankfurter Rundschau vom 22.07.2005.

württembergische SPD erstmals auch mit einem Migranten im Bundestag vertreten ist, galt als positiver Nebeneffekt. Meine Außenseitermerkmale verhalfen mir zum Erfolg.

In meinen ersten Jahren im Bundestag habe ich erfahren, dass es nicht einfach ist, als Nicht-Akademiker im politischen Alltag zu bestehen. Aber ich habe gekämpft. Im Ausschuss für Arbeit und Soziales werde ich dafür geschätzt, dass ich bei unseren Gesetzesvorhaben den Maßstab der betrieblichen Praxis anlegen kann. Dies wird auch in der Fraktionsführung honoriert, und ich konnte bereits zahlreiche prominente Kollegen in meinem Wahlkreis begrüßen.⁴ Die Hürden, die mir als Arbeiter und Migrant begegnen, konnte ich in Außenseiterqualitäten verwandeln.

Ich bin mir bewusst, dass 2005 viele kleine Zahnräder ineinander griffen und viele Zufälle meine erfolgreiche Wahl begünstigten. Doch ich habe gezeigt, dass ich keine Eintagsfliege bin und als Gastarbeiter den Weg vom Fließband in den Bundestag erfolgreich beschritten habe. Meine Partei im Wahlkreis weiß ich nun geschlossen hinter mir. Mittlerweile bin ich zum dritten Mal in den Deutschen Bundestag eingezogen. Ja, auch wir Migranten können das – und im Zweifel sogar ohne Abitur.

(Verfasser: Josip Juratovic MdB, Platz der Republik 1, 11011 Berlin)

⁴ Vgl. HEER, Uwe Ralf: Handel und Kurpark: Neue Ansichten und gute Aussichten. In: Heilbronner Stimme vom 29.02.2008.

Hermann Kannegießer: Mein Opa, der Gastarbeiter (Deutsches Reich; geb. 1867)

Hermann Kannegießer als Feldwebel um 1900 in Stuttgart	 Wilhelmine Knobloch (* 1868) spätere Ehefrau von Hermann Kannegießer
---	--

Meine Vorfahren im Harz waren arm. Sie hatten ein bisschen Landwirtschaft, einen Krautgarten hinter dem Haus, vielleicht einen Kartoffelacker, Hühner und Karnickel, ein Schwein oder ein paar Ziegen.

Die Männer arbeiteten im Kupferbergbau. 'Sie sind in den Schacht gefahren', sagte man, seit Generationen.

Eine andere Verdienstmöglichkeit gab es nicht.

Die Arbeit war hart, gefährlich und gesundheitsschädlich. Unfälle waren an der Tagesordnung. Lungenkrankheiten auch. Die Männer wurden früher oder später invalide oder krank. Alt wurden sie alle nicht.

Alt wurden die zurückbleibenden Frauen, die mit ihren Kindern meist in bitterer Armut lebten.

Einer meiner Vorfahren, Ur-Urgroßvater oder so ähnlich, hatte ein Bein verloren, konnte nicht mehr 'einfahren', und wurde kurzerhand zum Lehrer ernannt. Eine Ausbildung dafür hatte er nicht.

Mit dem Rohrstock in der Hand passte er auf die Kinder, meist Buben, auf und brachte ihnen Rechnen und Lesen bei, so gut er es eben konnte.

Die Mädchen schickte man nur selten zur Schule. Die Frauen brauchten sie zum Kinder-Hüten, auf dem Feld und im Stall. Meist brachten sie sowieso bald das erste Kind nach Hause. Dann hatte man 'noch mehr Mäuler zu stopfen'. Geheiratet wurde meist später.

Mein Großvater Hermann, geboren um 1870, hatte mindestens fünf Geschwister. Schon mit 14 Jahren fuhr er in den Schacht. Die Schächte waren tief, eng und niedrig und die Luft war 'zum Schneiden', wie er sagte. Viel zu wenig Sauerstoff. Wie die meisten Männer der Familie war er mit 1,80 eigentlich zu groß für diese Arbeit. Er konnte sich unter Tage nur gebückt bewegen und nirgends aufrecht stehen.

Immer wieder schickte der König von Sachsen seine Werber aus und suchte Soldaten. Die jungen Bergleute ließen sich meist gerne anwerben. Besser als in den Schacht zu fahren schien es ihnen allemal. Auch Hermann verschlug es unter die Soldaten.

Sich im Kasernenhof schleifen und vom Ausbilder anschreien zu lassen, gefiel dem Hermann jedoch gar nicht. Deshalb beschloss er, sich so schnell wie möglich nach oben zu strampeln. Er brachte es zum Unteroffizier und bald auch zum Feldwebel. Jetzt war er es, der die anderen anschrie und durch den Dreck robben ließ. Das gefiel ihm wesentlich besser.

Um 1895 war der junge König von Württemberg auf der Suche nach Soldaten. Er sollte heiraten und wollte seiner Zukünftigen zur Hochzeit mit einem 'Leibregiment' imponieren. Die Schwaben waren jedoch kaum ansprechbar für das Soldatenleben. Auch wenn die steinigen Felder auf der Alb nicht viel hergaben. Ein Bauer war ein freier Mann.

Deshalb fragte der König bei den anderen deutschen Fürsten an. Der König von Sachsen war zu jener Zeit gerade knapp bei Kasse und gegen ein Entgegenkommen auf finanziellem Gebiet war er bereit, einige seiner Mannen ziehen zu lassen. Auch mein Großvater Hermann ließ sich auf das Abenteuer ein, und so wechselten, wie heute die Fußballspieler, ein paar Soldaten von Sachsen ins Schwabenland.

Er wurde Ausbilder, 'Kasernenhofschleifer', wie er selber sagte, beim 'Leibregiment Königin Olga von Württemberg', erhielt eine schicke Uniform mit Goldknöpfen und glitzerndem Lametta und schikanierte jetzt die Rekruten in Stuttgart. Auf Sächsisch. Weil die Schwaben ihn aber nicht verstanden, brüllte er umso lauter. Den bellenden Kasernenhoftönen und den sächsischen Dialekt hat er sich sein Leben lang nicht abgewöhnt.

Das Schwabenland war für die Sachsen Ausland. Schwäbisch eine Fremdsprache. So saßen also die importierten Soldaten in Stuttgart und verstanden kein Wort.

Was lag näher, als den Frust und das Heimweh im Alkohol zu ersäufen, und so zogen die Ausländer an den Wochenenden durch die Kneipen und tauschten ihren Sold gegen Bier, Wein und Härteres.

Den Schwaben gefielen die Eindringlinge ganz und gar nicht. Sie fragten sich, was die da wollten und hofften vergeblich, dass sie bald wieder verschwinden würden. Für ausländisches Gesindel hatte man in Stuttgart schon damals nichts übrig. Und warum der König denen diese Prachtuniformen schneiden ließ, in denen sie herumstolzierten wie die Gockel zwischen den Hennen, wo doch die meisten Schwaben ihre schäbigen Klamotten tragen mussten, bis sie ihnen vom Leib fielen, das fragten sie sich auch.

Nein, man mochte sie nicht, diese fremden Soldaten mit der komischen Sprache. Weil man sich aber mit Worten kaum verständigen konnte, flogen umso schneller die Fäuste.

Auseinandersetzung mit blutigen Nasen zwischen Einheimischen und den Reingeschmeckten am Wochenende gehörten genauso dazu wie der Alkohol.

Der König sah wohl, dass es knirschte zwischen seinen Untertanen und den importierten Sachsen, und er befahl den 'Ausländern', Mitglied zu werden in einem Schützenverein. So wollte er das gegenseitige Kennenlernen und das Zusammenleben erleichtern. Schießen konnten die Soldaten alle einigermaßen, und so war die Chance, dass sich die Reingeschmeckten unter den Schützen einen Platz in der sozialen Hackordnung und einen gewissen Respekt erkämpften, durchaus vorhanden.

Schützenvereine gab es fast überall. Wie heute der Fußballplatz, war damals der Schießstand der Ort der Kommunikation unter Männern.

Damit das Schießen auch richtig Spass machte, wurden in jedem Dorf im Sommer Schützenfeste veranstaltet, Wettkämpfe auf lokaler und regionaler Ebene.

Höhepunkt war die jährliche württembergische Meisterschaft, ein großes Volksfest, mit Markt, Musik und Aufmärschen der Vereine, die stolz ihre Fahnen schwenkten und ihre Waffen zur Schau stellten und ihre besten Schützen in den Wettkampf schickten. Der Landessieger erhielt den Titel 'Schützenkönig von Württemberg' und wurde vom König persönlich ausgezeichnet.

So wurde auch mein Opa Hermann, der Feldwebel, Mitglied in einem Schützenverein. Und weil er mit Abstand der beste Schütze war, wurde er von seinem Verein zähneknirschend für die Meisterschaft nominiert, obwohl er Ausländer war.

Dabei schoß sich Hermann immer weiter nach vorn, und am Ende war er der beste von allen und wurde – als Gastarbeiter sozusagen – „Württembergischer Schützenkönig des Jahres 1899“.

Die Schwaben waren nicht sonderlich glücklich darüber, dass dieser Reingeschmeckte die Lorbeeren erntete. Aber der König hatte damit keine Probleme. Schwabe oder Nichtschwabe, der Landesherr sah nur die Leistung und überreichte dem Feldwebel Hermann K., dem Gastarbeiter, persönlich den ersten Preis, eine goldene Taschenuhr mit der Gravur: „dem besten Schützen 1899 – der König von Württemberg,“ und dazu einen

aus Silber gegossenen röhrenden Hirsch zum an die Wand hängen mit derselben Gravur auf der Rückseite.

So hat sich mein Großvater Hermann seinen Platz erkämpft unter den Schwaben, die – Ausländer hin oder her – eine solche Leistung durchaus anerkennen vermochten.

Mit solchen Ehren ausgestattet, machten ihm jetzt auch die Schwabenmädchen schöne Augen, und noch im selben Jahr heiratete er. Allerdings keine Schwäbin, sondern ein hübsches Mädchen aus dem Badischen mit dunklen Kirschenaugen und schwarzen Haaren.

Sie kam aus einer bitterarmen Familie in der Rheinebene und wurde mit 14 als Dienstmädchen in einen Honoratiorenhaushalt nach Stuttgart verdingt. Meine Großeltern hatten zwei Söhne, von denen es der ältere nach der Hochzeit besonders eilig hatte, das Licht der Welt zu erblicken.

Die Eltern meines Vaters waren also beide 'Reingeschmeckte', Fremde im Schwäbischen. Gastarbeiter, wie das heute heißt. Sie mieteten eine Wohnung in Stuttgart, und in der Schwabenmetropole hat sich also die badische Leichtigkeit mit der sächsischen Schwere zusammengerauft.

Mein Vater pflegte zu erzählen, dass er sich in der Schule genierte, weil seine Eltern so anders sprachen als die Schwaben. Als Kind war er überzeugt, bei uns zu Hause, mit meinen Eltern, stimmt etwas nicht.

Schwäbisch gelernt haben meine Großeltern nie. Ich bin auch bis heute überzeugt, Schwäbisch kann man gar nicht lernen. Als Schwabe muss man geboren sein.

PS: Der silberne Hirsch hängt heute noch bei mir im Klo an der Wand. Auf der Rückseite hat mein Vater folgenden Satz hinterlassen: „Erschossen von Hermann K., Feldwebel im Leibregiment Königin Olga von Württemberg, im Sommer 1899.“

(Heilbronn, im Oktober 2016; Lilo Klug)

Zehra Kayain: (In Deutschland) Angekommen (Türkei; geb. 1943)

Meine Geschichte ist auf den ersten Blick eigentlich die ganz normale Geschichte einer Frau, die mit den ersten Gastarbeitern nach dem Krieg aus der Türkei nach Deutschland kam. Es ist die Geschichte, die in zwei Kulturen spielt, aber auch die Geschichte, wie man mit einer Portion guten Willens in eine andere kulturelle Gesellschaft wechseln kann, ohne die eigene Herkunft zu vergessen.

Ich heiße Zehra Kayain und wurde im Jahr 1943 in der türkischen Hauptstadt Ankara als ältestes von sechs Kindern geboren. Zwei vor mir geborene Kinder waren gestorben, und so ist es verständlich, dass ich ein Wunschkind für meine Eltern war, vor allem nachdem sie infolge des Militärdienstes meines Vaters zehn Jahre getrennt waren. Mein Vater war Offizier, meine Mutter Hausfrau. Ich wurde im Geist der im Sinne Atatürks modernisierten Gesellschaft erzogen und das hieß mit Orientierung an westlichen Werten.

Was bedeutete das für unseren Alltag als junge Menschen in den Städten West- und Mittelanatoliens? Natürlich waren die Eltern Autoritäten, besonders der Vater, der die Familie nach außen hin repräsentierte. Dennoch hatten wir für die damalige Zeit viel Freiheit, die wir auch sehr genossen. Abends mussten wir Mädchen zwar zu Hause sein, aber am Nachmittag nach der Schule hatten wir Ausgang. Es gab zwar noch keine Discos, aber wir trafen uns in Privatwohnungen. Trotz konservativer Einstellung war unser Vater sehr tolerant und vertrat die Überzeugung von der Gleichberechtigung der Geschlechter. Keine Frau aus meiner Familie trug Kopftuch.

Mit sieben Jahren wurde ich eingeschult, wurde aber auch zu Hause von einem in unserer Familie lebenden Onkel, einem Jurastudenten zusätzlich unterrichtet, so dass ich nach dem ersten Schulhalbjahr in die dritte Klasse hochgestuft wurde. Nach fünf Jahren Grundschule und drei Jahren Mittelschule ging ich vier Jahre lang auf das Gymnasium. Übrigens trugen wir Schulkleidung, so dass es keine Probleme wegen des Outfits gab. Abschließend absolvierte ich noch eine Haushaltsschule. Meine vier Schwestern gingen den selben Weg und sind immer noch berufstätig. Mein Bruder hingegen durfte studieren und ist heute noch in Ankara als Polizeikommissar tätig.

Ich war ein sehr sportliches Mädchen und konnte mehrere Pokale für meine Schule erringen wie z. B. Im Diskuswerfen, Stabhochsprung und Hundertmeterlauf. Außerdem war ich bei den Pfadfindern aktiv. Als besonders begabte Schülerin durfte ich mir immer eine rote Schleife anstecken. Schließlich wurde ich auch Klassensprecherin. Da ich ein Talent zum Schauspielen hatte, durfte ich von der Schule aus an einem der fünf Theater Ankaras kleine Rollen übernehmen oder als Aushilfsouffleurin arbeiten. Wenn meine Eltern nicht zu Hause waren, musste ich mich bei unseren Nachbarn aufhalten. Das war

aber ein weiterer Glücksfall für mich, weil ich da meine Leidenschaft für Kindermärchen entdeckte und lernte, sie zu erzählen, was ich bei Gelegenheit auch heute noch gerne tue.

Schon in meiner Kindheit gab es in Ankara die sogenannte mobile Bibliothek, die wöchentlich kam. Dort habe ich immer für mich und meine Geschwister mit großer Begeisterung Kinderbücher ausgeliehen. Es gab viele Klassiker darunter, wie z. B. „In 80 Tagen um die Welt“, „Gullivers Reisen“ usw. Obwohl wir damals schon Strom hatten, reichte das Licht im Wohnzimmer am Abend nicht für alle Aktivitäten der Familienmitglieder. Meine Mutter zündete daher immer noch zusätzlich Gaslampen an, so dass wir unsere Handarbeiten, wie z. B. Stickereien, die auch teilweise für unsere Aussteuer bestimmt waren, besser verrichten konnten. Auch zum Lesen und Hausaufgaben Machen durfte jeder mal die Gaslampen verwenden. Nebenher hörten wir oft Radiosendungen und wärmten uns im Winter am Ofen. Meine Mutter beglückte uns zusätzlich mit Popcorn und gekochten Maiskolben. Ich hatte eine schöne Kindheit.

Im Sommer wurden wir heranwachsenden jungen Mädchen von unserem Cousin an den Wochenendabenden ins Freilichtkino eingeladen. Wir schauten sowohl türkische Klassiker der damaligen Zeit als auch berühmte amerikanische Filme mit Untertiteln an. Eigentlich hatten wir aber keine große Mühe, diese Filme ohne Untertitel zu verstehen.

Im Alter von neunzehn Jahren beendete ich meine Schulzeit. Eines Tages entdeckte ich beim Gang durch die Stadt zufällig einen Aushang am Arbeitsamt, worauf stand, dass Deutschland und Kanada dringend Arbeitskräfte benötigten. Sofort habe ich mich entschieden, nach Deutschland zu gehen. Es war eine Blitzentscheidung, die mein Leben veränderte. Es war das Jahr 1962.

Um die notwendigen Formalitäten zu erledigen, musste ich nach Istanbul zum Arbeitsamt und zu einer ärztlichen Untersuchung reisen. Diese wurde sowohl von einem türkischen als auch von einem deutschen Arzt durchgeführt. Es stellte sich bei der Untersuchung heraus, dass ich unter Blutarmut litt. Daraufhin sagte man mir, ich dürfe unter diesen Umständen nicht nach Deutschland ausreisen. Dies war ein großer Schock für mich und ich war sehr verzweifelt. Aufgeregt sagte ich zu dem deutschen Arzt auf Englisch, dass ich auf keinen Fall nach Ankara zurückkehren würde und er mich unbedingt ausreisen lassen müsse. Überrascht von meiner Sturheit und meinen guten Englischkenntnissen entgegnete er lachend, dass er mich unter folgenden Bedingungen ausreisen lassen würde: Ich müsse ihm versprechen, dass ich in Deutschland auf das Nachtleben verzichten und ausschließlich mich der Arbeit und dem Haushalt widmen würde. Natürlich versprach ich das. Was mir auch Mut gemacht hatte, war die Tatsache, dass ein Onkel von mir mit einem Stipendium in den USA studiert hatte und dort lebte. Dies war für mich ein starkes Motiv, diesen Schritt nach Deutschland zu wagen. Leicht war das für mich nicht, denn meine Familie und mein übriges Umfeld waren sehr schockiert. Ein solcher Entschluss war damals für eine junge türkische Frau neu und ungewöhnlich. Aber ich war mutig, und

Sorgen, wie das Abenteuer wohl ausgehen würde, machte ich mir keine. Ich war eben jung und recht unbedarft. Wenn ich heute daran denke, kann ich das Ganze kaum selber glauben.

Während meines Aufenthalts in Istanbul konnte ich bei Angehörigen einer unserer Nachbarn in Ankara wohnen, einer Mutter und ihrem Sohn, der als Buchhalter arbeitete. Der Sohn zeigte mir die Sehenswürdigkeiten Istanbuls, eine mich faszinierende Stadt. Auch begleitete er mich auf meinen Behördengängen. Alles in Istanbul war spektakulärer und aufregender als in Ankara; meiner Heimatstadt, einer ebenfalls westlich orientierten Stadt, die auch einige Sehenswürdigkeiten wie ein Schloss und mehrere Museen vorzuweisen hatte und in der ich immerhin meine ganze Jugend auf recht unbeschwerte Weise verbracht hatte. Der Aufenthalt in Istanbul dauerte zehn Tage, währenddessen der Sohn meiner Gastgeberin und ich uns näher kamen und wir uns ineinander verliebten. Schließlich machte er mir einen Heiratsantrag. Wir warteten noch sechs Monate, bis wir uns schließlich entschlossen, heimlich zu heiraten, ohne Wissen unserer Angehörigen. Das war sehr klug von uns, denn meine Schwiegermutter, die alleinstehend war und sich ganz auf ihren Sohn konzentrierte, war keineswegs erfreut, als wir ihr von unserer vermeintlich bevorstehenden Hochzeit berichteten. Ich war ihr zu westlich erzogen. Außerdem hatte sie grundsätzlich nicht die Absicht, ihren über dreißigjährigen Sohn mit jemandem zu teilen. Dass wir bereits getraut waren; verschwiegen wir ihr vorerst. Sie hat dann auch zeitlebens versucht, uns auseinander zu bringen.

Mein Mann hatte mich überredet, nicht nach Deutschland zu gehen. Bald jedoch kam es zu einem Streit zwischen meinem Mann und seiner Mutter, so dass ich kurzerhand dies zum Anlass nahm, meine ursprünglichen Ausreisepläne in die Tat umzusetzen. Glücklicherweise hatte ich einem Instinkt folgend meine Papiere für eine Einreise nicht erlöschen lassen. Meinem zurückbleibenden Mann sagte ich resolut, wie ich war: „Wenn du mich liebst, kannst du nachkommen.“ Ich setzte mich in den Zug nach Deutschland. Endlich ging mein Wunsch in Erfüllung. Nach sehr langer Fahrt war ich in Deutschland angekommen, dort, wo ich immer schon hinwollte. Der Wechsel nach Deutschland war von deutscher Seite hervorragend organisiert worden... Die Reise wurde bezahlt und alle Formalitäten wurden für uns erledigt. Auf dem Münchener Bahnhof wurden wir mit Musik empfangen. Wie aber würde es weiter gehen? Wie und wo würde ich Arbeit finden, um mich zu ernähren? Die ersten drei bis sechs Jahre waren eine schwere Zeit für mich, da ich die deutsche Sprache nicht beherrschte. Ich fühlte mich wie in einem Gefängnis. Zwei Jahre habe ich mit mir gekämpft, ob ich nicht wieder in die Türkei zurückkehren sollte. Aber ich blieb. Eine Rückkehr wäre das Ende einer Sehnsucht und eine Niederlage für mich gewesen. Die deutsche Sprache erlernte ich dann doch recht schnell und zwar im Goethe-Institut in Schwäbisch Hall. Dabei kam mir meine Sprachbegabung zugute. Entgegen der

ursprünglichen Planung, in einer Schokoladenfabrik in Bremen zu arbeiten, kam ich zu Siemens nach Heidenheim an der Brenz.

.Von meinem Mann hatte ich nichts mehr gehört. Ich dachte, er habe mich schmäählich sitzen lassen. Plötzlich jedoch nach sechs Monaten erschien er in Deutschland, doch ich war sehr distanziert ihm gegenüber. Wir warfen uns gegenseitig vor, den anderen vergessen zu haben, bis sich herausstellte, dass unsere Briefe, die wir einander geschrieben hatten, von meiner Schwiegermutter abgefangen und zerrissen worden waren. Natürlich versöhnten wir uns, denn wir liebten uns ja. Mein Mann landete bei Audi in Neckarsulm. Wir mussten also zunächst eine Wochenendehe führen .Immer, wenn er mich besuchte, brachte er mir eine rote Rose mit.Wer kann da widerstehen? Trotz der räumlichen Trennung genossen wir unser neues Leben, z. B. besuchten wir Paris, stiegen auf den Eiffelturm, besichtigten Notre Dame und spazierten auf den Champs Elysees.

Irgendwann ergab sich die Gelegenheit, dass auch ich in die Nähe von Heilbronn ziehen konnte. Wir gründeten eine Familie. Wir bekamen zwei Söhne, die heute fünfzig und siebenundvierzig Jahre alt sind. Ich habe fünf Enkel, die mir große Freude bereiten.

Beruflich kam ich auch bei Audi unter und arbeitete wie mein Mann in Vollzeit. Ich war Springerin, damit ich für Übersetzungstätigkeiten jederzeit abrufbar war. Auch für Arbeitsvermittlung, Wohnungssuche, Bankangelegenheiten, bei Unfällen und vielen anderen Angelegenheiten, wenn Türken nicht ausreichend Deutsch verstanden, wurde ich als Dolmetscherin gerufen. Auch als Gewerkschaftsmitglied habe ich etwa ein Jahr lang agiert. Ich konnte aber meine Gewerkschaftskarriere nicht fortsetzen, weil ich wegen der Kinder die notwendigen Schulungen nicht vollständig absolvieren konnte.

Um den Kontakt mit unserer ursprünglichen Heimat nicht zu verlieren und weil wir auch gerne dort waren, besuchten wir während der Weihnachtsferien unsere Familien in der Türkei, machten aber auch Badeurlaube. Wir reisten in viele andere Länder, wie z. B. nach Italien, England, Frankreich, und Österreich.

Den Führerschein habe ich im Jahr 1971in deutscher Sprache gemacht. Damals gab es noch keine türkischsprachigen Prüfungsbögen. So kam es, dass ich die erste türkische Frau in Baden-Württemberg war, die die Führerscheinprüfung auf Deutsch mit null Fehlern bestand. Die anderen Prüflinge konnten das gar nicht fassen. Auch die Prüfer staunten. Ich war natürlich sehr stolz auf meine Leistung.

Wenn ich an meine Zeit in Heilbronn zurückdenke, fallen mir viele Geschichten ein, die ich erlebt habe, ernste und eher komische. Da war z.B. der Fall eines 60-jährigen Mannes, der das Passfoto seiner gleichaltrigen Frau ausgetauscht hatte gegen das Foto einer jungen Frau und diese so nach Deutschland brachte. Als er und seine Freundin ein Kind bekamen, flog im Krankenhaus der Schwindel auf und die Polizei erschien. Dabei war natürlich ich auch gefragt.

Ich musste übersetzen, wenn Geisterfahrer erwischt wurden, bei Schuldnerberatungen, bei jeglichen Integrationsangelegenheiten, bei den „gelben Damen der Diakonie“, bei deutsch-türkischen Kontakten der Stadt Heilbronn. Auch der VHS stellte ich mich verschiedentlich zur Verfügung. Beispielsweise dolmetschte ich bei Führungen, die die VHS veranstaltete. Ich half meinen türkischen Landsleuten bei allerlei alltäglichen Fragen, die sie mit ihren mangelhaften Deutschkenntnissen ohne meine Hilfe nicht hätten lösen können. So bekam ich einen guten Einblick in die Bedürfnisse, die Sorgen und Nöte, die die türkischen Einwanderer in Deutschland beschäftigten. Im Großen und Ganzen habe ich all diese Aktivitäten unentgeltlich gemacht.

10 Jahre lang organisierte ich Elternabende für Ausländer in Neuenstadt. Warum Neuenstadt? Dorthin hat es mich nach meiner Tätigkeit bei Audi, bzw. NSU, wie die Firma damals noch hieß, verschlagen. Und das kam so: Die Firma hatte 1975 eine wirtschaftliche Krise zu bestehen, und es wurde im Zuge der Sanierungsarbeiten einer der Doppelverdiener, wie mein Mann und ich, entlassen. Ich entschloss mich daher, in Neuenstadt eine Änderungsschneiderei -- Handarbeiten waren mir ja von Kindheit her vertraut- mit Lederjackenverkauf zu eröffnen. Ich war also eine selbständige Kleinunternehmerin geworden.

Ich musste dann für vier Jahre wegen der weiteren Schulbildung eines meiner Söhne zurück in die Türkei und fand nach meiner Rückkehr eine Anstellung bei Kaco in Heilbronn, wo ich bis zum Eintritt ins Rentenalter beschäftigt war.

Inzwischen bin ich Witwe, denn mein Mann war schwer krank geworden und ist vor fünf Jahren gestorben. Die lange Krankheitszeit meines Mannes hat mich seelisch und körperlich viel Kraft gekostet. Es war eine harte Zeit gewesen. Heute bin ich durch verschiedene körperliche Leiden in meiner Bewegungsfreiheit sehr eingeschränkt und oft auf die Hilfe anderer angewiesen. Trotzdem kann ich es nicht lassen und setze meine Helfertätigkeit so weit möglich fort, nun eben per Telefon. Ich bin jetzt 72 Jahre alt und habe den größten Teil meines Lebens in Deutschland verbracht. Ich liebe meine türkische Heimat und liebe aber auch meine Wahlheimat Deutschland.

(Die Lebensgeschichte wurde von Wolfgang Thalheimer weitererzählt.)

**Ivan Kekin: Kein Geld der Welt kann eine Heimat ersetzen
(Jugoslawien; geb. 1972)**

Der Gedanke zurückzukehren verließ meine Eltern nie

Unser Vater sagte mir und meinem älteren Bruder immer wieder: „Wenn ich keine Angst um eure Zukunft hätte, hätte ich Deutschland schon längst verlassen. Denn kein Geld der Welt kann eine Heimat ersetzen.“ Er meinte damit Jugoslawien. Und dann fügte er oft hinzu, dass er nicht sein ganzes Leben ein Ausländer sein wolle. Damals plagte ihn schreckliches Heimweh. Auch wenn er für mich als Kind der stärkste Vater der Welt war, konnte er diese Sehnsucht nach seiner Heimat vor uns Kindern nie vollends verbergen. Das Heimweh meines Vaters sah ich oft in seinen traurigen Augen. Dann schaute er meist ausdruckslos ins Leere. Manchmal, als wir noch sehr klein waren, sagte er uns, auch wenn er schon seit Jahren in Deutschland lebe, fühle er sich hier noch immer fremd. Der Gedanke, eines Tages zurückzukehren, verließ ihn nie. Das war der große Traum unserer Eltern. Die Rückkehr in die Heimat. Schon vor unserer Geburt hatten sie angefangen, in Zagreb ein Haus zu bauen. Für dieses Haus gaben sie all ihre Kraft und all ihre Gesundheit. Vater arbeitete fast zwölf Stunden im Steinbruch, und Mutter machte viele Überstunden in einer Metallfirma. Danach ging sie noch jeden Abend putzen. Oft auch am Wochenende. Abends waren sie meist so müde, dass sie schweigend nebeneinander saßen und kaum etwas sprachen. Tief versunken in ihren Gedanken träumten sie vielleicht von einem anderen Leben. Von Müdigkeit gezeichnet, gingen sie dann immer früh ins Bett. Früh am nächsten Morgen begann dann alles wieder von vorne. Das nahmen sie alles auf sich, für ihren großen Traum von einem Leben in der Heimat. Und sie taten es auch für uns Kinder. Damit wir es eines Tages leichter haben würden. Jeden Tag bauten sie ein Stückchen mehr von unserer Zukunft. Obwohl Vater manchmal sehr streng war, liebte ich alles an ihm: seinen erhabenen Befehlston, seinen Stolz und seine ausdruckslosen schwarzen Augen.

Wohin mit den Kindern?

Als wir noch Kleinkinder waren, war meine Mutter ständig auf der Suche nach jemandem, der auf uns aufpassen konnte, damit sie weiterhin schuften konnte. Die Betreuerinnen wechselten häufig. Mein Bruder hatte schon als kleines Kind begonnen zu rebellieren. Als eine dieser Frauen versuchte, ihn zu schlagen, schnappte er sich den Haustürschlüssel und sperrte die Frau in ihre eigene Wohnung ein. Danach rannte er nach Hause. Erst spät am Abend beichtete er es unserer Mutter. Sofort lief sie zur Wohnung der alten Frau und befreite sie. Sie passte natürlich nie wieder auf uns auf. Aber schon sehr schnell hatte Mutter wieder jemanden gefunden. Eine ältere Türkin, die als Erstes nach dem Geld fragte. In der ganzen Wohnung rannten Katzen herum. Aber auch mit dieser Babysitterin würde Mutter nicht viel Glück haben. Mich steckte die Frau ins Kinderbett, damit ich keinen Ärger

machen konnte. Da mein Bruder die ganze Zeit am Schreien war und sich nicht beruhigen wollte, kam sie auf eine ziemlich bescheuerte Idee. Sie füllte ihn kurzerhand mit Schnaps ab, so dass er sofort ruhig wurde und einschlief. Als gegen Abend meine Mutter von der Arbeit kam, wunderte sie sich, dass Milan friedlich auf dem Tisch lag und tief und fest schlief. Aber als sie ihm näher kam, roch sie schon den Gestank des Alkohols. Entsetzt nahm sie uns beide in den Arm und verließ, ohne die Frau in der Ecke auch nur anzuschauen, die Wohnung. Am nächsten Tag rief sie in ihrer Firma an und sagte, dass sie etwas später kommen würde. Und schon wieder musste sie jemanden für uns finden. Wir Kinder fanden es auch schrecklich, von einer Hand zur nächsten gereicht zu werden. Und alles nur, damit sich unsere Eltern durch die Arbeit weiter kaputt machen konnten. Viele Jahre später sagte meine Mutter traurig zu mir: „Ich werde es mir nie verzeihen, früher nicht mehr Zeit für euch gehabt zu haben. Ich habe leider eure Kindheit verpasst.“ Ich glaube, dass sie dies niemals ganz überwunden hat.

Kindheit in Oberderdingen

Während meiner Kindheit glaubte ich noch fest daran, nie erwachsen zu werden. Ich wollte für immer Kind sein. Manchmal, wenn ich als kleiner Junge durch unser Dorf lief, kam es mir so wunderschön und idyllisch vor. Ich wollte nie wieder hier weg.

An meinen lieben Vater binden mich noch heute wunderschöne Erinnerungen. Jeden Abend hat er uns Gutenachtgeschichten erzählt. Am liebsten hörten wir Geschichten über ihn selbst, als er noch ein kleines Kind war und wie er in einem kleinen Dorf in Jugoslawien aufgewachsen war. An einen Abend erinnere ich mich, als wäre es gestern gewesen. Als Kinder mussten wir spätestens um neun im Bett sein. So auch an jenem Abend. Während wir schliefen, kam Vater ganz leise ins Zimmer. Als er uns sanft weckte, war es schon nach zehn. Mit einem Lächeln fragte er uns, ob wir Winnetou schauen wollten. Wir sprangen glücklich aus unseren Betten und setzten uns vor den Fernseher. Manchmal tat mein Vater hart, aber tief im Herzen war er so unendlich sanft. Wir Kinder hatten eine wunderschöne Kindheit und wir freuten uns auf jeden neuen Tag. Die Geborgenheit und die Liebe gaben uns unsere Eltern. Wir Kinder bekamen nicht viel mit von ihrem täglichen Kampf bei der Arbeit. Viele gute Freunde begleiteten uns durch unsere Kindheit. Jeden Tag spielten wir in den Wäldern und auf den Wiesen. Den ganzen Tag tollten wir herum und genossen in vollen Zügen die schöne Zeit. Doch schon bald würden auf uns Kinder schreckliche Veränderungen zukommen. Alles würde sich für immer ändern.

Abschied von den Eltern

Eines Abends riefen uns unsere Eltern zu sich. Am Anfang schauten sie uns nur schweigend an. Doch dann sprach Vater so leise, wie ich ihn noch nie vorher gehört hatte. Er sagte uns, dass wir schon bald in die Heimat zurückkehren würden und dass ich mit meinem Bruder

vorgehen müsse. Sobald meine Eltern noch mehr Geld verdient hätten, würden sie nachkommen. In diesem Moment brach für mich eine Welt zusammen. Weinend rannte ich aus dem Zimmer. Mein Bruder nahm es wortlos hin. Ich fand es ungerecht, dass uns damals niemand gefragt hatte, ob wir das überhaupt wollten. Denn ich wusste, dass Deutschland meine Heimat war. Ich kannte doch nichts Anderes. Ich kam zu meiner Tante in ein kleines Dorf im Süden Jugoslawiens. Mein Bruder musste bei einem Onkel in Bosnien leben. Wir waren das erste Mal getrennt. Am Anfang fragte ich mich, wie ich es ohne ihn nur aushalten würde. Für mich war das neue Land eine enorme Umstellung. Mein Leben hatte sich von heute auf morgen total verändert. Trübe und dunkel stand das Jahr 1983 vor der Türe. Ich hatte, glaube ich, noch nie so viel Angst vor dem kommenden Jahr. Das Schlimmste war für mich, dass ich nicht einmal die Sprache richtig beherrschte. Deswegen wurde ich auch am Anfang in der Schule oft gehänselt. Ich war auf einmal in einer neuen Welt, die mir Angst machte. Wenn meine Eltern zu Besuch kamen, was sehr selten vorkam, wünschte ich mir immer, sie würden mich wieder mitnehmen. Manchmal kam es mir so vor, als wäre hier alles an seinem Platz, nur ich nicht.

In meiner Kindheit habe ich oft mit dem Feuer gespielt. Alles Brennbare zündete ich an und beobachtete immer fasziniert, wie es von den Flammen verschlungen wurde. Wobei ich durch meine kindliche Unwissenheit immer die Gefahr vergaß, die in meinem vergnügten Treiben steckte. Sehr oft bekam ich dafür auch Schläge. Papierflieger hatten es mir damals sehr angetan. Einmal baute ich so einen Flieger, zündete ihn an und warf ihn anschließend aus dem Fenster. Dann sah es immer so aus, als ob er in einem Kampf abgeschossen worden war. An diesem Tag hatte ich leider den starken Gegenwind nicht einkalkuliert. Als ich ihn rauswarf, machte der Flieger eine Wendung und flog durchs Fenster wieder hinein. In Panik geriet ich, als er sich auf dem Bett breit machte und die Bettdecke ansengte. Ich fing an, laut zu schreien und schrie so lange, bis meine Tante ins Zimmer gestürmt kam. Blitzschnell erfasste sie die Situation, riss aus dem Schrank einen Bettbezug und tötete die Flammen ab. Sie löschte das Feuer und danach ergriff sie einen Lederriemen und verabreichte mir eine gehörige Tracht Prügel, die ich bestimmt nie wieder vergessen würde. Seit diesem Tag hörte ich endgültig auf, mit dem Feuer zu spielen.

Dank meiner beiden Cousinsen gewöhnte ich mich aber so langsam an meine neue Heimat.

Ich erinnere mich, dass mir mein Vater einmal neue Sportschuhe mitbrachte. Aber getragen habe ich sie nie, weil ich genauso sein wollte wie die Kinder dort. Die meisten davon trugen immer zerrissene und alte Schuhe. Und ich wollte mich auf keinen Fall von ihnen unterscheiden oder sogar als Angeber gelten. Weil wir kein Telefon hatten, lebten wir „hinterm Mond“. Der Telefonanschluss wurde schon seit Langem beantragt, aber es blieb fürs Erste nur bei der Ankündigung. Wie es sich von Tag zu Tag herausstellte, kamen wir auch ohne Telefon sehr gut aus. Mein Onkel widmete sich der Schweinezucht und

meine Tante backte die ausgefallensten Kreationen an Torten. Ich half überall mit, wo ich nur konnte. Meine Lieblingsbeschäftigung lag bei der Fütterung der Hühner und Gänse. Wegen mir gab es damals sehr viel zu lachen. Einmal vergaß ich, meine Schuhe anzuziehen und ging versehentlich mit Hauschuhen in die Schule. Ich war immer recht tollpatschig. Das Feld-Klo wird mir noch lange in Erinnerung bleiben, weil ich nachts fast immer meine Toilettenbedürfnisse unterdrückte. Das Klo, zu dem kein bisschen Licht drang, stand fast fünfzig Meter von unserem Haus entfernt. Früher fürchtete ich mich sehr vor der Dunkelheit.

Ab und zu besorgte ich mir ein Luftgewehr von meinem Freund und schoss auf die Hühner und Schweine. Es war schon ganz schön gemein, was ich da veranstaltete, aber es machte mir Spaß. Auch dafür bekam ich einmal Schläge, so dass ich es in Zukunft sein ließ. In meiner Klasse war ich nur am Anfang ein Außenseiter, aber schon sehr schnell wurde ich freundlich aufgenommen.

Selbstmord eines dreizehnjährigen Klassenkameraden

Ein Junge in unserer Klasse wirkte immer sehr still. Wenn wir Kinder in den Pausen spielten, saß er meist abseits. Er sah traurig vor sich hin, und ich wollte ihn oft fragen, was ihn so unglücklich mache. Ich weiß nicht, warum ich das nie getan habe. Manchmal versuchte ich, ihn in ein Gespräch zu verwickeln, aber gelungen war es mir nie. An einem Montagmorgen erschien er nicht in der Schule. Nach der Schule lief ich die drei Kilometer zurück in mein Dorf. Bevor ich daheim ankam, rannte schon meine jüngere Cousine auf mich zu. Sie sagte nur: „Er hat sich aufgehängt. Er ist tot.“ Der Schock traf mich unerbittlich. Mein Gewissen begann mich zu plagen und ich fragte mich eindringlich, ob ich ihm helfen gekonnt hätte. Ein paar Tage später habe ich erfahren, warum er es getan hatte. Seine Eltern arbeiteten beide in Deutschland, und er musste, obwohl er es nicht wollte, bei seiner Oma in Jugoslawien leben. Oft hatte er seinen Vater angefleht, dass er ihn mitnehmen solle nach Deutschland. Aber sein Vater ging darauf nie ein. Sie bemerkten überhaupt nicht, wie unglücklich ihr Sohn deswegen war.

Der letzte Besuch des Vaters war im Dezember 1984

Das Rad der Zeit drehte sich aber auch für mich weiter bis zu jenem Dezembertag, an dem meine Eltern zu Besuch kamen. An diesem Morgen war ich vor lauter Aufregung schon früh wach. Da ich meine Eltern bestimmt schon ein paar Monate nicht gesehen hatte, war die Vorfreude so groß, dass ich beim Frühstück kaum einen Bissen runter bekam. Um neun Uhr dreißig klopfte es dann endlich an der Tür. Als ich die Tür öffnete und meine Eltern erblickte, dachte ich, uns würde niemand mehr trennen können. Doch irgendetwas entdeckte ich in seinen Augen. Sie schienen mir so seltsam abwesend. Nur ich nahm diesen unheimlichen Trancezustand meines Vaters wahr. Er nahm mich liebevoll hoch und

gab mir einen Kuss auf die Wange. Auch meine Mutter strahlte vor überschwänglicher Freude. Während wir gemütlich frühstückten, erzählten sie uns ihre Urlaubspläne. Das Schicksal, welches uns in der Nacht des dritten Tages ihres Besuches in meinem neuen Heimatort ereilte, wirbelte wie ein heftiger gnadenloser Sturm mein junges Leben durcheinander. An jenem Tag schien mir der Schnee noch weißer und bedrohlicher. Er kündigte die Kälte an, die sich wie ein weißes Leichentuch über unser kleines Dorf senken würde. Mein Onkel stand an diesem Morgen schon sehr früh auf, um ein Schwein für meinen Vater zu schlachten. Als wir aufstanden, war mein Onkel gerade dabei, das Schwein an den Haxen aufzuhängen. Während mein Onkel bei der Arbeit war, saß der Rest der Familie am Frühstückstisch und unterhielt sich über alles Mögliche. Vater hatte als Erster aufgegessen. Er zog seine Schuhe an und eilte hinaus, um meinem Onkel zur Hand zu gehen. Während ich ihn durch das Fenster beobachtete, schenkte mir meine Mutter noch etwas Kaffee ein. Sie war abgelenkt, so dass sie Vater nicht sah. Anscheinend war ihm schlecht geworden, weswegen er sich an den Rebstöcken, an denen er vorbeikam, festhalten musste, um nicht auf den harten Betonboden zu fallen. Mein Vater ging, als er sich wieder gefangen hatte, langsam weiter. Ich hatte düstere Vorahnungen.

Tod des Vaters

Irgendwann- spät in der Nacht- stand mein Vater stöhnend aus dem Bett auf und schwankte unsicher ins Badezimmer. Ich wurde sofort wach und setzte mich aufrecht ins Bett. Aus dem Bad drangen fürchterliche Geräusche, meine Mutter schlief ahnungslos. Ich richtete meine Blicke gebannt auf die offenstehende Türe, in der jeden Moment mein Vater erscheinen musste. Eine zitternde Hand erschien am Türrahmen und griff nach dem Lichtschalter. Bevor er das Licht eingeschaltet hatte, sah ich im Lichtkegel des Badezimmerlichtes die Schattenumrisse seines Gesichts. Es war schmerzverzerrt und voller Angst. Im selben Moment hörte ich, wie Vater schrie und vornüber hinfiel. Jetzt überstürzten sich die Ereignisse, so dass es mir vorkam, als geschehe alles im selben Augenblick. Meine Mutter sprang aus dem Bett und lief zu meinem Vater, der aus Mund und Nase blutend auf dem Boden lag und nach Luft rang. Ich war jetzt auch aufgestanden. An der Tür stehend, konnte ich noch nicht verstehen, was ich da mit ansehen musste. Aus dem anderen Zimmer kamen mein Onkel und meine Tante, die durch das Geschrei aus dem Schlaf gerissen wurden. Als mein Onkel Vater am Boden liegen sah, wusste er, dass er keine Sekunde länger zögern durfte. Er nahm ein Kissen und legte es Vater unter den Kopf. Das Kissen tränkte sich sofort mit Blut. Das war das Letzte, was ich von meinem lieben Vater sah und hörte, weil mich meine Mutter auf der Stelle aufforderte, ins Nebenzimmer zu meinen Cousins zu gehen, um wieder zu schlafen. Die schrecklich röchelnden Geräusche, die mein Vater ausstieß, begleiteten mich in das andere Zimmer. Mein schnelles und problemloses Einschlafen bleibt mir für immer ein unheimliches Rätsel. Wie konnte ich ruhig einschlafen, wenn der eigene Vater im anderen Zimmer im Sterben lag?

Wie konnte ich einschlafen, als wäre nichts geschehen? Immer wieder werde ich meinen Vater vor mir liegen sehen und meine Mutter schreien hören.

Damals dachte ich, es könnte nicht schlimmer kommen, aber die Zukunft würde mich eines anderen belehren.

Mein Absturz

Viele dunkle Jahre werde ich brauchen, um all das zu verarbeiten, aber vergessen werde ich es nie. Viel zu viel war passiert und sehr oft dachte ich, in einer Situation ohne Ausweg angelangt zu sein. Ich lebte wieder in Deutschland, denn nichts verband mich mehr mit Jugoslawien. Das Land ist mir gleichgültig geworden. Mein Bruder blieb in Zagreb wohnen, wo er etwas später eine erfolgreiche Musikkarriere begann.

Aber ich fand auch in Deutschland keine Ruhe und ging einen falschen Weg. Über angebliche Freunde gelangte ich in das dunkle Reich der Drogen. Immer mehr versank ich in diesem Sumpf und ich glaubte, da nie wieder herauszufinden. Durch die vermeintlich „weiche Droge“ wurde ich lebensbedrohlich psychisch krank. Ich musste mich in mehrere Therapien begeben, die mich aber vor dem vollkommenen Absturz bewahrt haben.

Endlich kehrte Ruhe in mein Leben ein

Seit fast 25 Jahren beherrscht meine psychische Erkrankung mein Leben, und Medikamente werde ich, solange ich lebe, nehmen müssen. Ein Fehler veränderte mein Leben, doch jetzt weiß ich, dass ich nie aufgeben darf, egal, wie dunkel mir die Welt manchmal erscheint.

Heute lebe ich in einer kleinen Ein- Zimmer- Wohnung im Zentrum von Heilbronn. In mein Leben kehrte endlich Ruhe ein. Eine Ruhe, nach der ich mich so lange gesehnt habe. Ich bin endlich angekommen. Ich bin glücklich, denn ich bin zuhause.

Dorothy Kidza-Zentler: Zwischen den Welten

(Uganda; geb. 1965 in Rubaga / Kampala)

Meine Heimat

Geboren bin ich in Rubaga, einem Dorf in der Nähe von Kampala, inmitten einer grünen Landschaft. Es wächst dort alles, aber in der Hauptsache das Hauptnahrungsmittel Matoke (eine besondere Bananenart) und Süßkartoffeln. Meine Mutter brachte zehn Kinder zur Welt.

Als das jüngste geboren wurde, verließ das älteste gerade das Elternhaus. Einige meiner Geschwister besuchten ein Internat, einige schliefen in einem Nebengebäude, einem Chamber-Haus, in dem normalerweise Hausangestellte und Gartenarbeiter wohnen. Deshalb lebten wir trotz der vielen Familienmitglieder nicht in beengten Verhältnissen. Es sind noch weitere Verwandte bei uns groß geworden, weil es in den weiter entfernten Dörfern keine guten Schulen gab. Von unserem Dorf war es nicht weit bis Kampala. So brauchten sie nicht auf eine gute Schulbildung zu verzichten. Als ich klein war, besuchte ich einen internationalen Kindergarten in Kampala, dann die acht Kilometer entfernte Vorschule und die Grundschule bis zur 4. Klasse. Die Unterrichtssprache war Englisch, da es in Uganda 56 Stammessprachen gibt. Das Englische ist die Amtssprache für die verschiedenen Stämme, wenn Englisch auch nicht von den weniger Gebildeten gesprochen und verstanden wird. Die zweite Amtssprache ist Kisuaheli. Uganda war ein britisches Protektorat. Die Briten machten sich den Umstand zunutze, dass es in Uganda schon ein stabiles und mächtiges Königreich, nämlich Buganda gab, das seinen Einfluss nicht nur durch Kriege, sondern auch durch Heirat zwischen den Königreichen vergrößerte. In der Hand der Buganda lag die Verwaltung, die von den Briten überwacht wurde (indirect rule). 1962 wurde Uganda unabhängig und gehört nun zum Commonwealth of Nations.

Religion

Zur Zeit gibt es in Europa große Probleme mit radikalen Islamisten. In Uganda kennt man sie nicht in diesem Maße. Beispielsweise gab es in unserem Dorf eine Art Tante-Emma-Laden, der einem Muslim gehörte. Obwohl wir Christen waren, schenkte er uns Süßigkeiten, was für uns etwas ganz Besonderes war. Im Fastenmonat Ramadan fastete ich auch mit meiner muslimischen Freundin, solange ich im Internat war. Zu Weihnachten luden wir muslimische Freunde zu uns ein. Geschichtlich gesehen, breitete sich zuerst der Islam in Uganda aus, dann kamen die europäischen Missionare. Heute sind die meisten Bewohner Ugandas Christen, wobei die Katholiken in der Überzahl sind. Es gibt aber gleichzeitig noch die traditionellen Naturreligionen und die Pfingstgemeinden, die von den Vereinigten Staaten herkommen.

Weiterbildung in Uganda

Von der 4.-6. Klasse besuchte ich die Primary School in Kampala, die von einem meiner Onkel geleitet wurde. Manchmal ging ich mit meinen Kameradinnen und Kameraden die 10 Kilometer lange Strecke von der Schule zu Fuß nach Hause, um das Busgeld zu sparen und es stattdessen als zusätzliches Taschengeld zu verwenden. Den langen Heimweg zu Fuß machte ich mit Vergnügen, denn wir trieben dabei unsere Späße miteinander. Da meine Mutter, die eine Konditorei betrieb, sehr viel arbeiten musste, absolvierte ich die 7.Klasse in einem Internat, dann besuchte ich eine weiterführende Schule bis zur Mittleren Reife, und nach zwei weiteren Jahren in der Oberstufe besaß ich das Abitur. Hier möchte ich einen Abschnitt über meine Eltern einfügen, die an meiner Entwicklung einen großen Anteil hatten.

Meine Eltern

Meine Mutter hatte eine gute Ausbildung genossen. Sie war neun Jahre zur Schule gegangen. Eines der Fächer, in denen sie unterrichtet wurde, war Hauswirtschaft. Mit diesem Wissen konnte man Geld verdienen. So begann meine Mutter, da sie eine Nähmaschine besaß, für das Dorf Kleider zu nähen und andere Handarbeiten herzustellen. Für einen Nachbarn, der heiraten wollte, buk sie eine Hochzeitstorte, die so viel Bewunderung erregte, dass nach und nach immer mehr Tortenbestellungen aus dem Dorf kamen. Zum Schluss belieferte sie einen Supermarkt mit ihren Kreationen. Sie hatte keine Angestellten, aber die Familie wurde zum Arbeiten eingespannt. Ich hasste diese Arbeit, doch jetzt bin ich froh, dass ich das Tortenbacken bei meiner Mutter gelernt habe, denn ich konnte hier in Deutschland bei aus Afrika stammenden Hochzeitspaaren meine Kunst schon etliche Male unter Beweis stellen. Mein Vater verstand von wirtschaftlichen Dingen mehr als meine Mutter, aber er durfte sich in ihren Betrieb nicht einmischen, da sie Angst hatte, er würde das Geld für seine eigenen Vorhaben und nicht für die meiner Mutter verwenden. Nach dem Sturz des Diktators Idi Amin und nach dem Nachfolger Obote kam es zu großen politischen Unruhen und Kriegen in Uganda. Die Folge davon war, dass es viele Waffen und Korruption gab. Mein Vater war in unserem Dorf politisch engagiert und hielt die jungen Leute an, in die Schule zu gehen, zu arbeiten und nicht rumzuhängen. Einigen gefielen diese Mahnungen überhaupt nicht, und so wurde er eines Tages von unbekannten Tätern angeschossen und musste daraufhin ein Jahr im Krankenhaus verbringen. Meine Mutter pflegte ihn dort wie eine Krankenschwester. Eine Tante kam zu Hilfe und übernahm unseren Haushalt in dieser schweren Zeit.

Kriegserlebnisse

Von einigen Kriegserlebnissen möchte ich noch erzählen:

In der Zeit, als die UNLF (Uganda National Liberation Front) gegen Idi Amin kämpfte, besuchte ich in der siebten Klasse das Internat in Mukono. Mein kleiner Bruder und meine kleine Schwester waren auch dort. Als die Soldaten Idi Amins auf der Flucht nach Norden waren, bestand die Gefahr, dass sie das Internat angreifen würden. Deshalb beschloss der Internatsleiter, die Schule zu evakuieren und mit den Schülerinnen und Schülern in ein weniger gefährdetes Internat in Nakasongola zu gehen, wo sein Bruder Internatsleiter war. ‚Gehen‘ ist in wörtlichem Sinn zu verstehen. Nur mit dem Notwendigsten versorgt, machten wir uns auf den Weg, der über hundert Kilometer lang war. Wir wurden von den Dörfern links und rechts der Straße reichlich mit Nahrungsmitteln versorgt, z.T. mit solchen, die wir gar nicht kannten, denn in unserem Internat gab es nur Bohnen und Gries, aber unsere Füße wurden wund und schwellen an. Wenn uns am Ende nicht Autos mitgenommen hätten, wir hätten es nie geschafft. Wie groß war die Freude unserer Mutter, die lange nicht wusste, ob wir noch lebten, als sie erfuhr, dass wir wohlbehalten waren. Wenn ich jetzt die Bilder der Flüchtlinge sehe, die sich zur Zeit mit Sack und Pack vor dem IS in Sicherheit bringen müssen, kann ich gut nachfühlen, was in diesen Menschen vorgeht. Auch unser Dorf wurde von dem Krieg in Mitleidenschaft gezogen. Nachts wurde es bombardiert, dabei wurde auch unser Haus getroffen. Fenster gingen zu Bruch, das Dach wurde schwer beschädigt, so dass der Regen ungehindert eindringen konnte. Nachbarn, deren Haus nicht so stabil gebaut war wie unseres, suchten Zuflucht bei uns. Zu zehnt schliefen sie in unserem Flur, damit sie nicht entdeckt werden konnten. Leider brachten sie auch Bettwanzen mit, die wir ganz schlecht wieder loswurden. Die Dorfbewohner mussten auch lernen, wie man mit Waffen umgeht, so auch meine 60jährige Mutter, um sich gegen Kriminelle verteidigen zu können, die noch lange nach dem Krieg gegen Idi Amin und nach langen politischen Unruhen noch im Besitz von Waffen waren. Und die Dörfler lernten auch, wie man sich im Gelände bewegen muss, um sein Leben zu retten. Jetzt sind die politischen Verhältnisse besser, aber an den Grenzen von Uganda gibt es immer noch Unruhen und Kriege, wobei in der Hauptsache um Bodenschätze gekämpft wird. Nach Uganda strömen deshalb Flüchtlinge aus ganz Afrika, z.B. aus Nigeria, aus dem Sudan, aus dem Kongo und früher auch aus Südafrika. Die UN versorgt diese Flüchtlinge

Ausbildung in Uganda und Deutschland

Nachdem ich das Abitur hatte, absolvierte ich in einem Sheraton-Hotel ein dreimonatiges Praktikum und erwarb dann nach zwei Jahren an einer Fachhochschule in Kampala ein Diplom für Hotelmanagement. Da Uganda gern von Touristen besucht wird, dachte ich, wäre es keine schlechte Idee, eine Karriere als Hotelfachfrau zu machen. Mein Ziel war es zunächst, an einer der zwei Universitäten in Uganda zu studieren. (Heute gibt es mehrere Universitäten dort). Da aber mein Abiturdurchschnitt nicht gut genug war, entschloss ich mich, mein Studium im englischsprachigen Ausland zu beginnen. Es schwebten mir die USA und Großbritannien vor, weil dort Verwandte von mir lebten. Doch die

Studiengebühren in diesen Ländern sind außerordentlich hoch, deshalb nahm ich mein Studium in Deutschland auf. Außerdem ist es ja auch von Vorteil, wenn man im Hotelfach eine zusätzliche Fremdsprache beherrscht. In Freiburg schrieb ich mich an der pädagogischen Hochschule für die Fachrichtung Erwachsenenbildung ein, da einige Fächer dieses Studienganges auf Englisch abgehalten wurden. Nebenher besuchte ich eine private Sprachschule, um Deutsch zu lernen, denn die Fächer, die auf Deutsch unterrichtet wurden, blieben mir natürlich verschlossen. So konzentrierte ich mich nach einiger Zeit ganz auf das Deutschlernen. In Konstanz legte ich dann die Prüfung zum Nachweis deutscher Sprachkenntnisse (PNDS) erfolgreich ab. Vorübergehend wollte ich in Magdeburg Touristik studieren, doch dort fühlte ich mich nicht wohl. Alles erschien mir kalt und leer; außerdem vermisste ich das internationale Flair, das in Freiburg herrscht. So kehrte ich nach kurzer Zeit nach Freiburg zurück, ließ mich aber gleichzeitig in Heilbronn in der Fachhochschule für Touristik auf die Warteliste setzen. Doch drei Semester lang hörte ich nichts von dort, bis ich erfuhr, dass ich mich in jedem Semester von Neuem hätte bewerben müssen. Schließlich wurde ich in Heilbronn angenommen und erwarb nach vier Semestern das Vordiplom für Verkehrsbetriebswirtschaft. Danach stand mir die Studienrichtung frei. Ich entschied mich für die Verkehrsbetriebswirtschaft und schloss mein Studium als Diplom-Betriebswirtin ab. Mein Studienschwerpunkt hatte auf Betriebslogistik und internationalem Management gelegen. Dieses Wissen wollte ich in Uganda anwenden, zunächst im Betrieb meiner Mutter, die ja eine Konditorei besaß, und dann in weiteren Kleinbetrieben, denn ich sah, dass dort vieles verbessert werden müsste, um erfolgreicher zu werden.

Berufliche Schwierigkeiten

Nach meinem Abschluss an der Fachhochschule wollte ich zuerst in Deutschland Berufserfahrung sammeln, bekam aber keine Arbeitserlaubnis, da ich keine Deutsche war. Es war mit zwar möglich, zwei Jahre in Deutschland zu bleiben, doch dann hätte ich nach Uganda zurückkehren müssen. Außerdem sagte das Arbeitsamt, dass es so viele Deutsche und EU-Bürger gebe, die eine Arbeit wollten, dass diese bei der Arbeitsvermittlung zuerst berücksichtigt werden müssten. Das war sehr schade, denn mehrere Betriebe hätten mir eine Chance gegeben, doch als sie hörten, dass ich in zwei Jahren meine Arbeit aufgeben müsste, machten sie einen Rückzieher. Jetzt bin ich Deutsche, inzwischen verheiratet und habe zwei Kinder. Meine Mutter war sehr enttäuscht, als sie hörte, ich würde in Deutschland bleiben. Sie sagte: „Hier (in Uganda) gibt es auch Männer.“ Den Wunsch, in meinem Beruf zu arbeiten, habe ich aufgegeben. Ich bin jetzt schon zehn Jahre zu Hause und habe den Anschluss an meinen Beruf verloren. Jetzt wieder einzusteigen, ist schwer.

Projektarbeit

2010 ließ ich mich bei der aim (Akademie für innovative Bildung und Management) zur Elternmultiplikatorin ausbilden, nachdem ich vom Integrationsbüro ein Angebot für die Teilnahme an diesem Kurs erhalten hatte. Dies war eine interessante und wichtige Schulung für mich, da ich dabei erfuhr, wie das Schulsystem in Deutschland funktioniert und welche Möglichkeiten man hat. Meine Aufgabe besteht darin, Eltern aus Uganda, deren Kinder, wenn sie in der Schule Schwierigkeiten haben, zu helfen. Auch anderen ausländischen Eltern, die allerdings Englisch können müssen, stehe ich zur Seite. Bis jetzt wurde ich jedoch kaum angefordert. Weiterhin engagiere ich mich im deutsch-afrikanischen Verein in Heilbronn. Besonders am Herzen liegt mir der Verein Deuga (Deutsch-Ugandische Gesellschaft). Dieser Verein ist sehr aktiv. Er verkauft hier ugandischen Schmuck. Der Erlös wird für die Frauenbildung in Uganda verwendet, d.h., das Geld kommt in der Hauptsache den Kindern zu-gute, die oft die Schule abbrechen müssen, weil das Schulgeld fehlt, weil sie sich keine Schuluniform leisten können oder weil sie keine Schuhe besitzen. Viele Kinder sagen dankbar: „Jetzt kann ich zur Schule gehen, früher musste ich oft zu Hause bleiben. Jetzt brauche ich nicht mit 14 zu heiraten.“ Manche Mädchen stecken sich mit Aids an, weil sie, um sich Schulbücher oder Unterhosen kaufen zu können, mit den Männern schlafen müssen, die ihnen das Geld dafür gegeben haben.

Meine Arbeit als BtE-Referentin (Bildung trifft Entwicklung)

Seit Juli 2014 bin ich BtE Referentin. Mit verschiedenen Aktionen möchte ich dazu beitragen, nachhaltiges Denken und Handeln, besonders bei jungen Menschen, vorzugsweise Grundschulern, zu fördern. Die Kinder sollen verstehen lernen, dass Bildung das Handeln des Einzelnen so beeinflusst, dass die Welt ein Stück weit verbessert werden kann. Dazu gehört, dass man Wissenswertes über die Kultur und Tradition anderer Länder erfährt. In einer AG kann ich mit anschaulichen Mitteln und abwechslungsreichen Methoden zeigen, wie das Leben in anderen Ländern aussieht. Ein interessantes Thema ist es zum Beispiel, den Unterschied in der Willkommenskultur zwischen Ugandern und Europäern kennenzulernen: In Uganda ist zunächst jeder willkommen, ohne Ansehen der Person. Man stellt keine direkten Fragen wie: Wo wohnen Sie? Wie heißen Sie? Wie alt sind Sie, etc? Diese Direktheit gilt in Uganda als sehr unhöflich. Die Antwort auf diese Fragen erschließt sich erst durch die Unterhaltung mit der entsprechenden Person. Es ist auch interessant, den Unterschied bei der Kontaktaufnahme aufzuzeigen. In Uganda ist es unhöflich, dem Gesprächspartner in die Augen zu sehen. Man schlägt bei der Unterhaltung die Augen nieder. In Europa ist es umgekehrt. Man sieht sich bei einer Unterhaltung in die Augen. Wenn jemand hier die Augen niederschlägt, denkt der Gesprächspartner vielleicht, dass sein Gegenüber etwas zu verbergen hat oder nicht die Wahrheit sagt.

Was ich hier vermisse und was ich hier schätze

In Deutschland vermisse ich meine große Familie. In Uganda ist man nie allein. Immer ist man von Verwandten und Freunden umgeben, die Freud und Leid mit mir teilen. Besonders im Alter, wenn man wirklich Hilfe braucht, ist immer jemand da, der für einen sorgt. Ich kann mir nicht recht vorstellen, in einem Altenheim meinen Lebensabend zu verbringen. Ich möchte von vielen lieben Menschen umgeben sein. Ich vermisse hier in Deutschland natürlich auch das warme Klima Ugandas und die ugandischen Mahlzeiten. Was ich aber in Deutschland besonders schätze, ist die Lebensqualität. Überall herrscht Sauberkeit und Ordnung und Verlässlichkeit. Das Leben ist streng geregelt. Man lebt nicht unbekümmert von einem Tag auf den anderen, sondern zielgerichtet.

Als Afrikanerin in Deutschland

Ich habe hier noch keine offene Diskriminierung erfahren. Als ich jedoch noch in Freiburg studierte, fragten mich manche Kommilitonen: „Wie lange bleibst du in Deutschland?“ Das heißt, man sah es als selbstverständlich an, dass ich nicht vorhatte, meine Zelte hier auf Dauer aufzuschlagen und womöglich Probleme zu bereiten. Die Deutschen sind zu Beginn einer Bekanntschaft meist etwas distanziert, doch wenn man sich näher kennt, entsteht oft freundliche Nähe. Eine nette Erfahrung machte meine Mutter, als sie mich in Freiburg besuchte. Sie war davon ausgegangen, dass die Deutschen eher kühl und abweisend wären. Aber vom Flugplatz in Stuttgart bis zur Ankunft bei mir in Freiburg half ihr an den verschiedenen Stationen immer jemand beim Ein- und Aussteigen, da sie zwei große Koffer mitschleppte. Ja, ein Ehepaar, das mich in Freiburg vom Sehen kannte, lud sie zu sich ein, als es erfuhr, dass sie meine Mutter war. Meine Kinder fühlen sich wohl in ihrer jeweiligen Schule. Sie sind stolz und es stärkt ihr Selbstbewusstsein, wenn ihre Mama an ihrer Schule Projekte über Uganda durchführt, die von den Mitschülern und Mitschülerinnen begeistert aufgenommen werden. Wer hat schon einen Fußball selbst gebastelt oder tanzend Kalebassen auf dem Kopf balanciert?

Wie geht es weiter?

Ich kann mir nicht mehr vorstellen, den ganzen Tag hinter einem Schreibtisch zu verbringen. Deshalb wäre ich gerne in einem sozialen Beruf tätig. Dank meiner Schulungen, z.B. bei der aim, wo ich mich für die Ganztagesbetreuung für Kinder im Grundschulalter qualifiziert habe, und dank der Projekte, die angestoßen und geleitet habe, könnte ich meine Erfahrungen weitergeben, neue Horizonte eröffnen und manches Umdenken bewirken.

Anna Löchner: Die Hoffnung auf ein besseres Leben war größer als die Angst vor dem Unbekannten

(Griechenland; geb. 1940)

Bericht der Hebamme Kyria Despina

Der Zweite Weltkrieg hatte gerade begonnen, seine blutige Spur durch ganz Europa zu ziehen, als ich, als das mittlere von neun Geschwistern, im Dorf Gerakini auf der griechischen Halbinsel Halkidiki geboren wurde. Kyria Despina, die Hebamme, die meine Mutter entbunden hat, erzählte mir später, dass meine Mutter eine qualvolle Schwangerschaft durchleben musste, während dieser Zeit oft sehr krank war und ihre Kinder nicht versorgen konnte. Maßlos enttäuscht und geschockt über den Anblick des unterernährten, hässlichen und kaum lebensfähigen Wesens, das sie gerade geboren hatte, habe sie mit einer vernichtenden archaischen Gebärde die fünf Finger der offenen rechten Hand in meine Richtung geschleudert und dabei zornig und hasserfüllt ausgerufen: „Deinetwegen habe ich so viel mitgemacht.“ Kyria Despina erklärte mir jedoch, dass meine Mutter wahrscheinlich durch ihre traumatischen Schwangerschafts- und Geburtserlebnisse eine Psychose hatte und mich später trotzdem auf ihre Art liebte.

Tabu und magisches Ritual nach der Geburt

Das Weltbild der Griechen war früher von magischen Vorstellungen geprägt. So durfte eine Mutter und ihr Neugeborenes 40 Tage lang nicht besucht werden und es war ihnen nicht erlaubt, das Haus zu verlassen, damit keine bösen Energien auf die beiden übergingen. Nach dieser Zeit führte ein Priester ein spirituelles Reinigungsritual durch, indem er mit einem Bund Basilikum, den er in Weihwasser tauchte, alle Bewohner des Hauses, die Gäste und die Räume besprengte und dabei betete. Erst nach dieser Zeremonie ging alles wieder seinen gewohnten Gang.

Pate wider Willen

Ein junger Mann, Joachim, der aus einer befreundeten Familie stammte, hatte sich in die hübschen Babys, die meine Mutter bereits geboren hatte, verliebt und wollte deshalb mein Patenonkel werden. Erwartungsvoll und bepackt mit Geschenken kam er nach der Karenzzeit, um seine Patenschaft anzutreten. Erschrocken über meinen Anblick, versuchte er sein Angebot spontan zurückzuziehen, da er mit diesem hässlichen Kind nichts zu tun haben wollte. Zu spät: Für meine sofortige Nottaufe, die bei meinem Gesundheitszustand dringend angesagt war, benötigte meine Mutter einen Paten. Denn nach dem Glauben unserer Kirche kann ein Neugeborenes, das ohne Taufe stirbt, nicht in den Himmel kommen. So wurde unser Freund mein Pate wider Willen.

Du bist eine Katze

Oft musste ich in den kommenden Jahren hören, ich sei eine Katze, da ich die Geburt überlebt habe. Ich habe den Vergleich mit diesem Tier, dem eine Redewendung sieben Leben zuschreibt, so häufig gehört, dass ich geglaubt habe, mit diesem Tier verwandt zu sein. Diese Vorstellung hat mir in vielen schwierigen Situationen, wie zum Beispiel Krankheit, enorme Kraft gegeben, die Krise zu bewältigen. Identitätsprobleme waren aber die andere Seite dieser Imagination. Ich bildete mir als Kind oft ein, kein richtiger Mensch zu sein, sondern ein Mischwesen aus Mensch und Katze, was meine innere Einsamkeit sehr verstärkte.

Familie mütterlicherseits

Meine Mutter, Sacharula Kliotou, wurde vermutlich 1912 in Ayvalik, einer romantischen kleinen Stadt am Meer in Kleinasien geboren, in der bis zum Ende des Ersten Weltkriegs viele Griechen lebten. Ihr Leben nahm einen tragischen Verlauf, da es geprägt war von zwei Weltkriegen, dem griechisch-türkischen Krieg (1920-1922), dem griechischen Bürgerkrieg (1945-49), Deportation, Armut und autoritären und diktatorischen Regierungen. Ihre Familie, die griechischen Vorfahren hatte, gehörte dem gehobenen Mittelstand an. Mein Opa, Besitzer einer kleinen Firma, die Kohlen aus einem Bergwerk förderte, beschäftigte Griechen und Türken und hatte viele Freunde aus beiden Volksgruppen. Er konnte sich einfach nicht vorstellen, dass seine Familie, die seit vielen Generationen friedlich mit der türkischen, jüdischen, kurdischen und armenischen Bevölkerung in der heutigen Türkei zusammenlebte, selbst Opfer des griechisch-türkischen Krieges (1920-22) werden würde. Obwohl nun jede Nacht Pogrome gegen Griechen stattfanden, dachte mein Opa, den Konflikt unbeschadet überstehen zu können.

Deportation aus der Türkei (1920)

Eines Tages, als meine Mutter gerade 7 Jahre alt war, sah sie im Morgengrauen viele Schiffe auf dem Meer und die Straße voller Soldaten. Nun überstürzten sich die Ereignisse: Alle griechischen Familien wurden von Soldaten hektisch auf die Schiffe getrieben und durften außer einem kleinen Bündel Kleider nichts mitnehmen. Oma trug ihre Nähmaschine, in die sie ein paar Goldstücke gesteckt hatte, mit sich, als sie das Schiff bestiegen. Ein Soldat forderte sie sofort barsch auf, ihre Habseligkeiten ins Meer zu werfen, da das Schiff extrem überfüllt sei. Was aus all den Dingen geworden ist, welche die Griechen zurücklassen mussten, wissen wir nicht.

Ankunft der Flüchtlinge

Ziel der Deportation war die gegenüberliegende griechische Insel Lesbos, von wo aus die Vertriebenen dann vornehmlich auf die Halbinsel Halkidiki gebracht wurden. Die Siedlungen der Exilierten erhielten die Namen der Orte, aus denen sie vertrieben wurden. So lässt sich z.B. der Name des Ortes Nea Moudania von dem heutigen türkischen Ort Mudanya ableiten. Nach ihrer Ankunft mussten sich alle Heimatlosen in Listen eintragen. Mein Opa hatte einen Namen, der sich türkisch anhörte, Basibagli und den er nicht in die Liste schreiben wollte, da dieser Name in der aufgeheizten Kriegsstimmung nur Probleme mit sich gebracht hätte. Der hilfreiche Beamte hatte Verständnis für das Problem meines Großvaters, fragte nach Klio, dem Namen ersten Ortes auf Lesbos, der die Familie aufgenommen hatte, und änderte, ohne zu zögern, die Namen der Großeltern. Mein Großvater hieß ab diesem Augenblick Kliotis, meine Großmutter Kliotou. Mit ihrem Namen hatte die Familie in Griechenland jedenfalls keine Probleme mehr.

Leben unter katastrophalen Umständen

Eine Menge Probleme hatte sie allerdings, ihr tägliches Leben zu bewerkstelligen. Die Vertriebenen bekamen von den Behörden lediglich ein Zelt, in dem die ganze Familie ihr Leben fristen musste. Katastrophal waren auch die hygienischen Verhältnisse, da das ihnen zugewiesene Areal in einem Sumpfgebiet lag. Ein hoher Prozentsatz der Vertriebenen starb an Malaria, Typhus und anderen Infektionskrankheiten. Besonders betroffen waren natürlich die alten Menschen und die Kinder. Mein Opa hat all das Elend nicht verkraftet und starb nur kurze Zeit nach seiner Ankunft in Griechenland. Ohne Ernährer mussten sich nun Oma Emilia und ihre drei Töchter: Sacharo, Stella und Hariklia alleine durch das äußerst schwierige Leben schlagen.

Zwangsheirat meiner Mutter

Von Eltern arrangierte Ehen können das Leben eines Menschen zerstören. So war es auch bei Sacharo, meiner Mutter. Sie wurde mit 17 Jahren von ihrer Mutter gezwungen, einen Mann zu heiraten, der zwar sehr liebevoll, ruhig und tolerant war, den sie aber nicht liebte. Er war Witwer, über 30 Jahre alt, und hatte bereits zwei Kinder, die er mit in die Ehe brachte. Vielleicht hatte sich meine Oma für diesen Mann entschieden, weil er ein Haus und Grundbesitz sein Eigen nannte und weil es nur so möglich war, Wurzeln in der einheimischen Bevölkerung zu schlagen, die den Vertriebenen oft misstrauisch gegenüberstand. Fremd und mittellos hatte meine Mutter keine Chance auf eine gute Zukunft. Eine Brautjungfer meiner Mutter berichtete mir viele Jahre später, dass meine Mutter, während sie von ihr für die Hochzeit geschmückt wurde, verzweifelt weinte und sich so mit rot verquollenen Augen der Hochzeitsgesellschaft präsentierte musste.

Vater

Vater war ein herzensguter Mann, der aus einer bäuerlichen Familie stammte. Ungeklärt sind aber die Umstände, weshalb meine Eltern ihr Hab und Gut bereits vor meiner Geburt verkauft haben. Das Geld verflüchtigte sich schnell, und seit ich denken konnte, war meine Familie bettelarm. Papa, der ehemals selbstständige Bauer, musste sich nun als Knecht bei einem anderen Bauer verdingen und dort auch seinen Lebensmittelpunkt haben, was bedeutete, dass er nachts selten bei uns schlief. Papa überließ alle Entscheidungen über die Familie unserer Mutter, die er sehr verehrte.

Die Familienmanagerin

Als Lohn bekam Vater bei der Ernte ein paar Säcke mit Weizen, der uns als Grundnahrungsmittel diente. Wir haben den Weizen in eine Mühle gebracht, wo er gemahlen wurde. Aus diesem Mehl buk Mutter dann Brot für uns alle. Mutter war im Dorf eine allseits beliebte Persönlichkeit. Ohne jemals eine Lehre absolviert zu haben, reparierte sie mit ihrer kleinen Nadel kunstvoll die Sonntags- oder Festkleidung der Nachbarn, hörte sich deren Probleme an, war verschwiegen wie ein Grab und deutete ihren Bekannten oft in schwierigen Situationen die Zukunft aus dem Kaffeesatz. Gefragt waren ihre ausgezeichneten Koch- und Organisationskünste auch bei Hochzeiten und anderen Festlichkeiten. Geld bekam sie für all dies nicht, sondern nur ein wenig Essen, Obst oder ein paar Lebensmittel, die sie an uns verteilte. Ein paar Drachmen verdiente sie als Köchin der kleinen Polizeistation, die es in unserem Dorf gab. Kulinarischer Höhepunkt der Woche war bei uns das Büffet, das meine Mutter jeden Sonntag nach dem Kirchgang für uns gestaltete: Salat aus Löwenzahn und vielen anderen Kräutern, dekoriert mit Oliven, gebratenen Pilzen, Reis, Süßigkeiten, gekocht aus Weizen, Pita mit Brennesseln. Fleisch gab es sehr selten, das war einfach zu teuer.

Ohne Stelios hätten noch häufiger unsere Mägen geknurr

Stelios, mein älterer Bruder, durfte nicht in die Schule gehen, da Krieg und Armut dies nicht zuließen, sondern musste tagsüber Schafe hüten. Stelios war in allen Dingen Autodidakt. Er hatte keine Lehrer, hörte nur auf seine innere Stimme und beobachtete die Natur. Auf seiner selbstgebastelten Flöte aus Schilfrohr spielte er abends, wenn er die Schafe nach Hause trieb, meist traurige Melodien. Ich erwartete ihn immer voll Ungeduld, da er uns jeden Abend eine Tasche voll Pilze, Fallobst oder Mandeln mitbrachte. Manchmal hat er auch Vögel oder eine Wildente mit seiner Schleuder getötet, um unseren schlimmsten Hunger zu stillen.

Die Geschichte vom Klapperstorch

Kaum war ich vier Jahre alt, da legte mir unsere Hebamme, Kyria Despina, ein wunderschönes, dickes Neugeborenes mit offenen Augen, umwickelt mit einem Tuch mit aufgestickten Rosen, in meine Arme. „Du musst gut auf Manuel aufpassen, den hat uns die Madonna gebracht“, erklärte sie. Unser Fluss führte nur Wasser mit sich, wenn es geregnet hatte, und in dieser Nacht regnete es heftig. Um das wundervolle Erscheinen Manuels noch plastischer zu erklären, fügte deshalb Kyria Despina hinzu, dass Maria Manuel über den Fluss zu uns geschickt hätte. „Hat die Madonna ihn so gebracht, wie er jetzt ist, mit diesem schönen Tuch? Und warum ist Manuel nicht nass?“, wollte ich wissen. „Maria hat gut aufgepasst, dass er nicht ertrinkt. Die Allerheilige kann alles.“ Später brachte ich Manuel oft mit Moses, der in einem Binsenkorbchen von einer Königstochter aus dem Fluss gerettet wurde, in Verbindung.

Kinderbetreuung, statt Schulbesuch

Mein Schulbesuch war für meine Eltern zweitrangig, da ich meine Geschwister versorgen musste. Einmal kam mein Lehrer zu mir und hat mir mein Zeugnis gebracht, obwohl ich drei Monate gar nicht in der Schule war. „Du darfst nicht sitzenbleiben, du bist intelligent“, mahnte er mich, „Du musst regelmäßig die Schule besuchen, sonst bekommst du keinen Abschluss.“ Die Schule lag nur wenige Meter von unserem Haus entfernt und so bin ich häufig hin- und hergependelt, um die Geschwister zu betreuen. Manchmal ging ich nicht gerne in die Schule, da ich die Hausaufgaben nicht erledigen konnte und Angst davor hatte, mich vor dem Lehrer und der Klasse zu blamieren. Allerdings war der Geruch des Bleistiftes, den ich heute noch in der Nase habe, wie eine Droge für mich. Keine Trauer empfand ich, als die Partisanen im Bürgerkrieg, der in Griechenland wütete, die Lehrer immer wieder zum Kämpfen abholten, sodass zeitweilig der Unterricht ausfallen musste.

Der Hunger ist ein tyrannischer Gast

Hunger war unser ständiger Begleiter. Besonders mein Bruder Joachim litt darunter. Er war spindeldürr, schrie sich als Baby oft vor Hunger in den Schlaf. Die Schiffe, die aus aller Welt in unserem Hafen ankerten, zogen ihn magisch an, da er sich von dort etwas zu essen erhoffte. Er schwamm deshalb oft mit zwei oder drei seiner Freunde zu den Schiffen. Die hungernden Kinder wurden von Matrosen an Bord gezogen, bekamen aus der Schiffsküche zu essen und wurden dann wieder ins Wasser gelassen. Einmal musste mein Bruder beim Zurückschwimmen gerettet werden, da er so viel verschlungen hatte, dass er im kalten Wasser Kreislaufprobleme bekam. Später ist er dann Koch geworden, um nie mehr dieses schreckliche Gefühl von Hunger haben zu müssen.

Darf man das mütterliche Gebot übertreten?

Meine Mutter war sehr stolz, sie hat sich dafür geschämt, dass sie ihre Kinder nur mangelhaft ernähren konnte, und verbot uns deshalb zu betteln. Wir durften nicht einmal sagen, dass wir Hunger hatten. Eines Tages, als mal wieder überhaupt nichts zu essen in unserem Haus war, ging die Mutter mit der Anweisung zur Arbeit: „Bleibt alle in der Wohnung. Geht nicht auf die Straße und bitte, bitte bettelt nicht.“ Da unsere Bleibe sehr eng war, lediglich aus einem Raum bestand, war es sehr schwierig, Manuel, Eleni und Joachim, meine kleinen hungrigen und deshalb aggressiven Wölfe, den ganzen Tag über zu beschäftigen. Ich hatte keine andere Wahl, als mich einfach über das Verbot meiner Mutter hinwegzusetzen und Nahrung zu beschaffen. Aber wie? Eine Mandelplantage in unserer Nachbarschaft war gerade abgeerntet und alle Mandeln mussten von Hand aus der grünen Schale gelöst werden. Dort gab es doch sicher Arbeit? In Panik schloss ich unsere Wohnung ab, weil ich befürchten musste, dass die Geschwister ohne meine Kontrolle auf die Straße gehen würden. „Hast du Arbeit für mich?“, fragte ich die Besitzerin der Plantage. „Ich möchte nur etwas zu essen für meine Geschwister“, bettelte ich. Sie willigte. Ich betete, zitterte und weinte, während ich arbeitete, so große Angst hatte ich davor, dass den Kindern etwas passieren könnte. Vier Stunden später bekam ich ein Stück Brot und Käse. Sofort rannte ich nach Hause, ich öffnete die Türe, alle standen verzweifelt und weinend hinter der Türe und warteten auf mich. Sofort stürzten sie sich wie hungrige Geier auf das Brot und den Käse, zerrissen die Lebensmittel und verschlangen sie. Ich dankte Gott, dass sie noch alle lebten.

Meine Mutter hat von dieser Aktion nie etwas erfahren, da ein elterliches Gebot etwas Heiliges war, das nicht übertreten werden durfte.

Das verflixte 13. Lebensjahr

Mein 13. Lebensjahr war eines der dramatischsten Jahre meines Lebens: Ich musste teilweise meine drei jüngeren Geschwister betreuen, stundenweise im Bergwerk arbeiten und abends noch die Schule besuchen, um die Zeit nachzuholen, die ich während der sechs Pflichtschuljahre versäumt hatte.

Geburt einer wunderschönen Schwester

Plötzlich, im Juni, kam meine Schwester Rula, ein Baby, schön, wie von einem Künstler gemalt. Sie hatte bereits bei ihrer Geburt so lange, schwarze Haare, dass man ihr einen Zopf flechten konnte. Als Andonis und Morfula dem Baby Geschenke brachten, war er so entzückt von Rula, dass er meinte, sie würde eines Tages mit ihrer besonderen Ausstrahlung die ganze Halbinsel Halkidiki für sich gewinnen. Spontan wollte er deshalb ihr Nonos, ihr Pate, werden.

Stirbt die Mutter?

Meine Mutter hat diese, ihre letzte Geburt, jedoch kaum überlebt. Sie blutete tagelang so stark, dass ich gar nicht in der Lage war, die Berge ihrer blutigen Kleider und Tücher zu waschen. Der Arzt, der sie behandelte, gab sie einige Tage nach ihrer Geburt auf. „Sacharo wird sterben“, teilte er Kyria Stella mit.

Was soll aus uns Kindern werden?

Kyria Stella, unsere Nachbarin und Hausbesitzerin, rief in dieser tragischen Situation Nachbarinnen und Freundinnen zusammen, um zu beraten, was mit uns Kindern geschehen sollte. Kurz zusammengefasst planten sie, meine Geschwister an Adoptiveltern abzugeben. Für Rula gab es die meisten Interessenten. Je älter die Kinder aber waren, desto schwieriger wurde die Vermittlung, aber die Frauen fanden schließlich für alle Geschwister eine Familie. Nur ich blieb übrig. Niemand wollte mich adoptieren. Für mich war eine Stelle als Dienstmagd vorgesehen, damit ich mein Brot selbst verdienen konnte. Zufällig hörte ich die Gespräche dieser Versammlung mit und versteckte mich eine ganze Weile, doch dann bin ich voll Panik mitten in die Versammlung gesprungen, habe meinen ganzen Mut zusammengenommen und gerufen: „Kein Kind verlässt das Haus. Ich werde die Kinder großziehen.“ Dazu war ich keineswegs in der Lage, aber ich hatte einfach große Angst, dass wir auseinandergerissen werden. Es folgte eine kurze Diskussion zwischen den Frauen. Ich zitterte und weinte, da nahm mich Kyria Stella in den Arm, drückte mich fest und sagte: „Du hast mitgehört und weißt jetzt alles. Wenn du dich stark genug für diese schwierige Aufgabe siehst, dann helfe ich dir auch, soviel ich kann. Ich sehe auch keine andere Lösung.“

Kyria Stella rettet Mutter das Leben

Kyria Stella nahm mich ernst, was mich sehr beruhigte. Kurz darauf kam sie mit einer Ampulle, die ihr ein fremder Arzt, der während des Zweiten Weltkrieges in der Gegend stationiert war, geschenkt hatte. Das Medikament wurde als letztes und äußerst riskantes Mittel bei Soldaten eingesetzt, deren Blutungen lebensgefährlich waren, da es Embolien auslösen konnte. Selbstlos und souverän übernahm nun Kyria Stella Verantwortung für das Leben meiner Mutter. Ich sah, wie sie das Fläschchen öffnete und den Inhalt tröpfchenweise meiner Mutter einflößte, und wusste, dass die Verabreichung dieses Medikamentes die letzte Chance war, das Leben meiner Mutter zu retten. Durch die Gabe dieses Elixiers hat meine Mutter überlebt. Sie war aber so schwach, dass sie noch mehrere Monate lang bettlägerig von Kyria Stella gepflegt werden musste. Danach hat meine Mutter noch viele Jahre gelebt, sie wurde 78 Jahre alt.

Auch Rulas Leben liegt in Kyria Stellas Hand

Mutter war nicht in der Lage Rula zu stillen. Es war damals schwierig, ein Kind ohne Muttermilch zu ernähren, da es in unserem Dorf keine Milch zu kaufen gab und industriell hergestellte Babynahrung noch unbekannt war. Wieder war es Stella, die das Leben Rulas rettete. Sie hat ihre einzige Ziege täglich gemolken, die Milch sterilisiert und es war gerade so viel, dass Rula satt wurde. Ich kann mich daran erinnern, dass diese Ziege sehr krank war. Stella musste das große eitrige Krebsgeschwür, das die Ziege am Horn hatte, jeden Tag operieren. Dazu klemmte sie die Ziege zwischen ihre Beine, damit das Tier nicht entweichen konnte, schnitt das faule Fleisch weg und legte einen neuen, frisch gewaschenen Verband an. Ich habe mich vor dem herunterlaufenden stinkenden Eiter geekelt und Stella bewundert, dass sie das alles für uns getan hat. Obwohl Rula nur die Milch dieser kranken Ziege getrunken hat, ist sie prächtig gediehen. Stella hat mir mit allem geholfen: Sie hat gekocht, Rula gewickelt und unsere Mutter gepflegt und mit jedem Problem konnte ich zu ihr kommen

Ist Stehlen immer Sünde?

Ihr war es auch zu verdanken, dass wir nicht aus unserer Wohnung herausgeworfen wurden, obgleich wir unsere Miete meist nicht bezahlen konnten. In den Jahren zuvor mussten wir oft umziehen, da wir unsere Mietschulden nicht begleichen konnten. Stella war Kriegswitwe, stammte aus einem wohlhabenden Haus, hatte als Adoptivkind bei ihrem hartherzigen Vater aber keine gute Stellung. Nach dem Tod ihres Mannes versorgte sie wieder ihren Vater, der sie nicht gut behandelte. So verschloss er alle Lebensmittelvorräte in einem kleinen Raum mit einem sehr schmalen Eingang. Stella ließ mich mehrfach durch einen kleinen Türspalt in diese Schatzkammer steigen, damit ich ihr Speck, Öl und andere Kostbarkeiten für unsere gemeinsamen Mahlzeiten herausreichen konnte. Hätte uns ihr Vater erwischt, hätte er uns gnadenlos erschossen, was er häufig glaubhaft androhte. Diese Gefahr hielt meine mütterliche Freundin jedoch nicht ab, für uns zu stehlen. Eines Tages fragte sie mich, wie lange wir schon kein Fleisch gegessen hätten. Ich konnte mich an diesen Genuss gar nicht mehr erinnern. Um unsere knurrenden Mägen zu beruhigen, lockte sie die freilaufenden Hühner eines begüterten Nachbarn mit Weizen an, fing eins von ihnen ein, schlachtete es und kochte für uns alle eine nahrhafte Suppe. Dies wiederholte sie ein paarmal im Jahr, damit wir bei Kräften blieben.

Stella ist für mich keine Diebin, sondern eine Heilige, ohne deren uneigennützigte Hilfe wir alle ein schreckliches Schicksal gehabt hätten.

Der Zweite Weltkrieg – Eine Katze auf Futtersuche

Bis 1944 waren in unserer Kirche Soldaten in Zelten stationiert. Ich weiß nicht, ob es Bulgaren oder Deutsche waren. Sie haben in riesigen Töpfen gekocht und ihr Eintopf duftete verführerisch durch das ganze Dorf. Trotz des strengen Verbotes der Mutter und trotz ihrer Warnung, dass die Soldaten Kinder töten würden, trieb mich der Hunger immer wieder in die Nähe dieser Kochtöpfe. Eines Tages, als ich allein dort war und der Hunger mich quälte, erinnerte ich mich an die oft wiederholten dramatischen Worte der Mutter: „Du bist eine Katze!“ Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Soldaten Katzen töten würden, und so habe ich Mut gefasst und bin zu ihnen hingegangen. Ein Soldat musste Mitleid mit mir gehabt haben, denn er hat mich hergewunken, in ein Blechgefäß aus Aluminium Eintopf gefüllt und lapidar gesagt: „Essen!“ Von meinen leckeren Sonderrationen, die ich mir täglich in der Kirche abgeholt habe, hat meine Mutter nie etwas erfahren, da ich schon mit vier Jahren überzeugend lügen konnte.

In dieser Situation war es vorteilhaft, dass ich mich als Katze gefühlt habe, da mir diese Vorstellung die Angst vor den Soldaten genommen hat.

Faschistischer Terror auch bei uns

Andere schreckliche Bilder aus dem Krieg verfolgen mich heute noch: Ich sehe einen Lastwagen wegfahren, auf dem viele Menschen sitzen. Eine Gruppe alter Menschen winkt, weint und gestikuliert verzweifelt. Ich war neidisch auf die Leute und wünschte mir, zusammen mit ihnen auf diesem Lastwagen sitzen zu können. Ich fragte deshalb verwundert eine alte Frau, weshalb sie weine, die Menschen auf dem Lastwagen würden doch nur einen Ausflug machen. „Das sind unsere Kinder, Freunde und Verwandte, die sehen wir nie wieder“, schluchzte die Frau. Viel später erfuhr ich, dass es Juden und Armenier waren, die in ein Konzentrationslager abtransportiert wurden.

Bürgerkrieg (1944-49)

1944 kamen die Engländer nach Griechenland. Mit ihnen Care-Pakete von den USA und eine neue Phase des blutigen Bürgerkriegs, der in unserer Gegend brutaler geführt wurde als der Zweite Weltkrieg. Von den Siegermächten USA und Sowjetunion für ihre Zwecke manipuliert, wurde der „Mensch dem Menschen ein Wolf“.

Vater wird Opfer rechter Milizionäre

Rechte Regierungsmilizen in Zivil kontrollierten im Auftrag der neuen monarchischen Regierung unser Gebiet, um den kommunistischen Partisanen die Versorgung abzuschneiden. Eines Tages, mitten im Bürgerkrieg, transportierte mein Vater friedlich auf seinem Esel Mehl für unsere Familie. Die Milizionäre hielten Vater an und unterstellten ihm,

dass er das Mehl den kommunistischen Partisanen bringen wollte. Obwohl mein Vater seine Unschuld beteuerte, schlugen die Soldaten mit Sand gefüllten Socken so heftig auf ihn ein, dass er mit Blutergüssen übersät war, viele Knochenbrüche hatte und gemartert auf allen Vieren nach Hause gekrochen kam und dort monatelang im Bett liegend gepflegt werden musste. Das Verhalten dieser Soldaten war besonders kriminell und pervers, da diese Verbrecher meinen Vater kannten und genau wussten, dass er ein bekennender und leidenschaftlicher Anhänger des Königs war und viele Kinder versorgen musste. Einer dieser Schläger war sogar ein entfernter Verwandter meines Vaters.

Die Bevölkerung massakriert sich selbst.

Eines Morgens klopfte es sehr laut an die Türe. Meine Mutter verbot uns rauszugehen. Neugierig, wie ich war, drängte ich mich dennoch durch ihre Füße hindurch ins Freie. Das hätte ich nicht tun sollen, denn direkt vor unserer Türe lagen zwei Leichen mit abgeschnittenen Köpfen. Den Ermordeten die Köpfe abzuschneiden, war gängige Praxis der Partisanen, damit die Familien der Opfer ihre Angehörigen nicht identifizieren konnten. Nun wurde mir klar, dass Mutter uns mit ihrem Verbot schützen wollte.

Besuch einer Partisanin

Auch an eine andere schlimme Situation kann ich mich erinnern: Wir schliefen, ich wachte auf und sah eine junge Griechin mit Zöpfen, bewaffnet, und mit einer Art Uniform bekleidet. Sie schaute sich in unserer armseligen Wohnung um, fand nichts, was mitnehmerswert gewesen wäre, außer zehn frisch gebackenen Laiben Brot, die auf einem Wandregal lagen. Dieses Brot war die Wochenration der ganzen Familie, die von meiner Mutter immer einmal in der Woche gebacken wurde. Die Frau nahm diese Laibe, steckte sie, ohne etwas zu sagen, in einen Sack. Meine Mutter bettelte, uns nur einen Laib zu lassen, da sie kein Mehl mehr habe und die Kinder großen Hunger leiden müssten. Die Partisanin antwortete: „Wir kämpfen für das ganze Volk und du sorgst dich um deine Kinder!“ Sie packte meine Mutter mit voller Kraft, schleuderte sie auf die andere Seite des Zimmers und verschwand wieder in der Nacht.

Evakuierung

Unser Dorf konnte leicht geplündert werden, da es sowohl vom Meer als auch vom Gebirge her problemlos einzunehmen war und kein militärischer Schutz da war. Unsere Situation wurde immer bedrohlicher, so dass wir in ein anderes Dorf evakuiert werden mussten. Die Regierung hatte dort viel Polizei positioniert, die uns beschützen sollten. Wir Kinder konnten nicht erfassen, in welcher gefährlicher Lage wir uns befanden. Lachend und singend saßen wir auf dem Wagen, der uns ins Exil nach Agios Mamas brachte.

Grenzenlose Hilfsbereitschaft

Als Unterkunft diente uns ein Klassenzimmer in der Dorfschule, das uns zusammen mit einer anderen Familie zugewiesen wurde. Der Vater der anderen Familie, Eustathios Stasis, war Schattenspieler. Für seine Darbietungen bekam er von den Zuschauern Eier, Käse, Wurst und andere Lebensmittel, die er immer in unser Asyl mitbrachte. Magdalena, seine Frau, breitete dann auf dem Boden eine Decke aus und verteilte das Essen gerecht auf dreizehn Teller. Für Magdalena war es selbstverständlich, dass sie das Wenige, was sie hatte, mit uns, die nichts hatten, teilte. Kostas, ihr kleiner Sohn, der wie wir von den kleinen Rationen nicht satt wurde, schleckte nach den Mahlzeiten immer alle Teller aus, in der Hoffnung, dass noch einige Krümel an seiner Zunge hängenblieben.

Brustdrüsenentzündung der Mutter

Zu allem Elend entzündeten sich die Brustdrüsen meiner Mutter, welche die ca. sechs Monate alte Eleni noch stillte. Die eitrige Infektion bedrohte ihr Leben, Fieberkrämpfe schüttelten sie, eine Operation war unverzüglich geboten. Hilfreiche Männer legten meine Mutter auf einen Karren und transportierten sie nach Nea Moudania, dem nächst größeren Dorf, wo es einen Arzt gab, der die Operation durchführen konnte. Kurz vor der Abfahrt habe ich mich unbemerkt auf dem Karren unter einer Decke versteckt, so dass ich als blinder Passagier befördert wurde. Mich zurückzuschicken wäre zu gefährlich gewesen. Bis meine Mutter wieder gesund war, hat Magdalena Eleni aus christlicher Nächstenliebe gepflegt. Später wurde sie Elenis Patin. Beide Familien stehen sich heute noch sehr nahe. Ohne die selbstlose Hilfsbereitschaft vieler Menschen wie Magdalena hätten die Kriege noch wesentlich mehr Todesopfer gefordert.

Unerwartetes Kennenlernen meiner Halbschwester Maria

Meine Eltern sahen sich nach ihrer Heirat nicht in der Lage, die beiden Kinder zu versorgen, die Vater mit in die Ehe gebracht hatte. Aus diesem Grund gaben sie Maria einer wohlhabenden Familie zur Adoption. Wir hatten keinerlei Kontakt zu Maria. Ich wusste lediglich, dass sie existierte. Als ich ungefähr zwölf Jahre alt war, informierte mich eine Tante ganz unerwartet, dass ich Maria zwei Tage später auf einem 15 km entfernten Volksfest treffen könne. Die Vorstellung, meine zehn Jahre ältere Halbschwester zum ersten Mal zu sehen, setzte mich in so freudige Erregung, dass ich die nächsten beiden Nächte nicht schlafen konnte. „Wie sieht sie aus? Wird sie mich mögen?“. Solche und ähnliche Fragen beschäftigten mich Tag und Nacht. Den Weg zum Volksfest mussten ein paar Freunde und ich zu Fuß bewältigen, da es damals weder Bahn noch Bus dorthin gab. Völlig erschöpft, aber voll sehnsüchtiger Erwartung kam ich an.

Mir blieb einfach die Sprache weg, als wir einander vorgestellt wurden. Eine liebenswerte, außergewöhnlich hübsche, junge Dame stand lächelnd vor mir. Maria brach den Bann auf ihre herzliche Art. Sie drückte und umarmte mich ganz heftig und lud mich zu ihrer bevorstehenden Hochzeit ein. Ab diesem Zeitpunkt fühlten wir uns innig verbunden.

Mein erster Arbeitsplatz

Der Besuch eines Gymnasiums war nur einer hauchdünnen Schicht, der sog. Elite, vorbehalten. Mit zwölf Jahren hatten die allermeisten Kinder nach sechs Jahren Volksschule ihre Schulpflicht beendet und wurden in den Arbeitsprozess eingegliedert. Ich selbst bekam einen Arbeitsplatz in unserem Bergwerk, in dem Leukolith, Magnesit, Magnesium Karbonat, gefördert wurde, das hauptsächlich für die Produktion von feuerfesten Materialien gebraucht wird. Die Flaggen der Schiffe, die in unserm Hafen mit Leuzit beladen wurden, zeigten an, dass dieser Rohstoff in vielen Ländern der Welt gebraucht wurde.

Auf der Suche nach der Geburtsurkunde

Die Leitung des Bergwerks forderte mich auf, meine Geburtsurkunde mitzubringen, damit sie mich als ordentliche Arbeiterin führen konnte. Dieses Dokument gab es nur im Rathaus in der zwölf Kilometer von uns entfernten Stadt Polygyros, also musste ich dorthin, um es zu erwerben. Der Standesbeamte fragt nach meinen Daten, blättert im Geburtsregister und stellt mir eine Urkunde aus. Doch was musste ich lesen? Da stand nicht Anna Grammenou (geb.1940), sondern Grammatiki Grammenou (geb. 1941), der Name meiner kurz nach der Geburt gestorbenen Schwester. Vergeblich versuchte ich den Irrtum aufzuklären. Leider fand der Beamte trotz nochmaliger intensiver Recherche meinen Namen weder im Tauf- noch im Geburtsregister. Für die Behörden war ich also ein Phantom. Verzweifelt bin ich nach Hause gelaufen. Meine Mutter war dem Rätsel aber auf der Spur: Der Postbote, Pavlos, unser Nachbar, hatte die Aufgabe, die Geburts- und Taufdaten aller Kinder, die in unserem Dorf geboren wurden, in der Hauptstadt von Halkidiki, Polygyros, registrieren zu lassen. Außer mir hatte er bis jetzt kein Kind vergessen, ich existierte nicht. Wie so oft, war auch dieses Mal Kyria Despina, unsere Hebamme, die Retterin aus der Not: Über alle Geburten, die sie betreut hatte, führte sie sorgfältig Buch und konnte deshalb den Standesbeamten von meiner Existenz überzeugen, so dass ich in kurzer Zeit stolz meine eigene Geburtsurkunde in Händen hielt. Um sicher zu gehen, dass alle Eintragungen im Geburtsregister, die unsere Familie betrafen, stimmten, verglich sie ihre eigenen Daten mit den Daten des Amtes. Keinesfalls deutsche Gründlichkeit sprang ihr da in die Augen. Mal war meine Mutter bei der Registrierung der Geburt ihrer Kinder als „Sacharo“ (dt. Zucker), mal als „Sacharula (dt. Zuckerle, verniedlichende Form)

eingetragen. Der Standesbeamte hatte einfach geschrieben, was ihm Pavlos diktierte. Ab diesem Zeitpunkt wusste ich, dass ich mein Leben selbst in die Hand nehmen musste.

Arbeit im Bergwerk

Als 12-Jährige bekam ich im Bergwerk nur leichte Arbeiten zugewiesen. Ich saß am Ausgang des Bergwerkes und gab jedem Arbeiter, der einen vollen Waggon mit Leukolith herausfuhr, eine Marke. Die Arbeiter wurden nach der Anzahl ihrer Marken bezahlt, einer Art Akkordsystem. Außerdem musste ich jedem Durstigen aus einem großen Krug Wasser in die selbst mitgebrachten Tassen einschenken. Wesentlich anstrengender wurde es im zweiten Jahr. Jetzt war meine Schonfrist vorbei. Bei 40 Grad Celsius in der Sonne wurde außerhalb des Bergwerkes der Inhalt der Fördermasse sortiert und nur die verwendbaren Steine zum Verkauf vorbereitet. Dichter weißer Staub wirbelte dabei auf, der unerbittlich in Mund und Nase eindrang und die Augen reizte. Keine Arbeitsschutzmaßnahmen sorgten für unsere Gesundheit. Lediglich um unser Haar vor dem Staub zu schützen, und als Sonnenschutz trugen wir weiße Kopftücher, die wir manchmal auch wie eine Atemschutzmaske um Mund und Nase banden. Mein Bruder und viele andere Arbeiter und Arbeiterinnen sind vermutlich durch diese massive Staubeinwirkung an Lungenkrebs gestorben.

Erste platonische Liebe

Mittags durften wir im Schatten der Bäume sitzen und unsere von zu Hause mitgebrachte Mahlzeit essen. Niemals kam während dieser Zeit Langeweile auf, da Kollegen alte Mythen, Märchen, Witze oder auch nur den neusten Tratsch erzählten. Ich war besonders beeindruckt, wenn ein attraktiver junger Mann, bestimmt 15 Jahre älter als ich, spannende Geschichten zum Besten gab, denen die Arbeiterinnen und Arbeiter fasziniert lauschten. Plötzlich war Nico, so hieß dieser Mann, meine erste große Liebe, die er aber keinesfalls erwiderte. Nicht einmal angeschaut hat mich Nico, wenn er seine Geschichten erzählte, sondern immer nur andere. Wie konnte ich, ein dürres, unscheinbares 12-jähriges Geschöpf, mich nur so bemerkbar machen, dass er endlich Notiz von mir nahm?

Auch Anbaggern will gelernt sein

Mein erster Annäherungsversuch war recht plump und ging voll daneben: Obwohl er mit einem randvollen Waggon mit Leukolith aus dem Bergwerk kam, gab ich ihm keine Marke für seine Leistung, sondern bemängelte, dass der Wagen nur unzureichend gefüllt sei. Beim dritten Mal war er richtig böse. „Mach mit mir nicht solche Spiele“, zischte er und setzte mich auf den Wagen. „So, jetzt ist er voll“, bemerkte er drohend. Ich schrie, so laut ich konnte, da mein Plan so kläglich gescheitert war. „Er hat mich geschlagen“, log ich unseren Chef an, der die Szene mitbekam. Der Chef zögerte nicht lange und versetzte Nico

in eine andere Abteilung. Natürlich versteckte ich mich eine Zeitlang, wenn Nico in der Nähe war, denn seine Drohung: „Wenn ich dich erwische, dann wirst du was erleben“, klang mir in den Ohren.

Endlich erreiche ich mein Ziel

Vier Jahre lang hatte ich keinen Kontakt zu ihm, aber meine Sehnsucht war noch so heftig wie am ersten Tag. Eines Tages begegneten wir uns zufällig. Zuerst bin ich erschrocken, weil ich nicht sicher war, wie Nico reagieren würde. Zu meinem Erstaunen machte er mir Komplimente und suchte, wenn es möglich war, meine Nähe. Nico verliebte sich in mich und wollte mich heiraten, allerdings mit der Einschränkung, dass er zuvor mindestens zwei seiner vier Schwestern verheiraten müsse. Es war damals Brauch, dass der älteste Sohn einer Witwe erst heiraten durfte, wenn zumindest der Großteil der Schwestern einen Ehemann hatte, was in Nicos Fall Jahre dauern konnte.

Blinddarmoperation, um Nico nahe zu sein

Eines Tages hörte ich von meinen Kolleginnen, dass Nico ins Krankenhaus nach Thessaloniki wegen einer akuten Blinddarmentzündung gebracht worden sei. Ich erkannte meine Chance, simulierte eine Blinddarmentzündung, indem ich vorgab, an meinem rechten Unterbauch starke Schmerzen zu haben und mich häufig übergeben zu müssen. Ich spielte so überzeugend, dass mich der Betriebsarzt in das Krankenhaus überwies, in dem auch Nico lag. Der Weg dorthin war lang und beschwerlich, fast 100 km, die ich im Bus in Begleitung meiner Mutter zurücklegte. Aber was macht man nicht alles, wenn man verliebt ist. Im Krankenhaus zog ich wieder meine Show ab. Die Ärzte operierten mich, da sie in diesem antiquierten Krankenhaus ihre Diagnose nicht mit Hilfe von Laborwerten überprüfen konnten. Nico und ich hatten nun die Gelegenheit tagelang ausführlich über Gott und die Welt zu reden.

Wohin ist die Liebe entschwunden?

Nach dem Krankenhausaufenthalt war mein Blinddarm weg, aber leider auch meine Schwärmerei für Nico. Heute weiß ich, dass ich noch nicht reif für eine feste Beziehung war. Was ich fieberhaft suchte, war Bestätigung: War ich, das ehemals hässliche Entlein, in der Lage, einen so attraktiven Mann wie Nico in meinen Bann zu ziehen? Mit hohem Einsatz hatte ich das Spiel gewonnen.

Flucht in die Ehe

Ich hatte genug von der Armut, von meiner schmutzigen, unbefriedigenden Arbeit und der Enge unseres Dorfes. So wuchs mein Wunsch, das Dorf zu verlassen, von Tag zu Tag. Es gab einfach zu viele Probleme, die ich nicht bewältigen konnte. Von morgens bis abends

dachte ich nur noch an Flucht. Für ein armes Mädchen ohne Bildung gab es in der damaligen Zeit keine Chance, die Familie und das Dorf zu verlassen, außer Heirat. Vielleicht hätte ich auch Dienstmädchen oder Prostituierte in Thessaloniki werden können, aber das wollte ich nicht.

In dieser Situation tauchte Georg auf, ein hübscher Mann, der ein Haus, eine liebevolle Familie und Land besaß. Kaum kannten wir uns, da hielt er auch schon bei meinen Eltern um meine Hand an. „Kein Ort der Erde kann schlimmer sein als unser Dorf“, dachte ich, und war bereit, Georg zu heiraten und zu seiner Familie nach Nea Salona, ca. 150 km von uns entfernt, zu ziehen. In der Familie meines Mannes fühlte ich mich wohl, da ich wie eine Tochter aufgenommen wurde. Wie ein Prinz wurde auch mein Sohn Konstantin behandelt, der ca. ein Jahr nach unserer Hochzeit geboren wurde. Trotz dieser liebevollen Umgebung geriet unsere Ehe in eine tiefe Krise, aus der ich keinen Ausweg mehr sah. Georg und ich hatten vor unserer Hochzeit einfach keine Gelegenheit, uns näher kennenzulernen, jetzt waren wir uns fremd. Verzweifelt besuchte ich mit Konstantin meine Eltern, um wieder einen klaren Kopf zu bekommen.

„Deutschland sucht fleißige Hände“

Vielleicht war es ein Wink des Schicksals, als ich auf einem Müllhaufen eine schon etwas ältere Zeitung mit der Schlagzeile: „Deutschland sucht fleißige Hände“ sah. Schnell hob ich die Zeitung auf und las, die Zielgruppe seien junge Frauen, die von einer deutschen Firma gesucht würden. Plötzlich öffnete sich für mich der Himmel. Ich sah nun eine Möglichkeit, mein Leben zu ändern: Die Firma Blech und Stähle in Bad Cannstatt hatte in einem Hotel in Thessaloniki ein Anwerbebüro eingerichtet, das von einer Griechin, die in Deutschland lebte, geleitet wurde. Diese Dame erklärte mir sehr sachlich alle Formalitäten und die Arbeits- und Lebensverhältnisse, die ich in Deutschland vorfinden würde. 1.90 DM war der Brutto-Tariflohn pro Stunde. Überglücklich rechnete ich aus, wie schnell ich – bei einer Arbeitszeit von zehn Stunden täglich – Drachmen-Millionärin werden würde. Leider hatte ich keine Ahnung von Brutto und Netto und den anderen Abzügen, die mich erwarteten.

Der Abschied

Für meinen Pass benötigte ich damals noch die Unterschrift meines Mannes, die er mir zunächst verweigerte. Erst als ich ihm zusicherte, dass ich ihm eine Einladung, ohne die man nicht nach Deutschland kam, schicken würde, unterschrieb er, da auch er in diesem Land arbeiten wollte. Für mich war mit dieser Unterschrift die Ehe beendet. Mein Kind gab ich in die Obhut meiner fürsorglichen Schwiegermutter. Als ich Konstantin zum letzten Mal in die Arme nahm und er mich herzlich drückte, brach es mir fast das Herz. Ich wollte mein

geliebtes Kind unter allen Umständen nach Deutschland nachholen, was mir aber das Schicksal versagte.

Mit dem Zug nach Deutschland

Im Frühling 1960 war es dann soweit. Nachts um drei warteten wir, eine Gruppe von ca. 12 jungen Frauen, unsere Betreuerin und ich auf den Orientexpress Richtung Stuttgart. Alle Frauen hatten mit der Firma Blech und Stähle Arbeitsverträge abgeschlossen. Die Hoffnung, ein neues, besseres Leben beginnen zu können, war größer als die Angst vor dem Unbekannten.

Mein Gepäck bestand lediglich aus einem uralten Koffer mit Kleidern und einer Decke, den ich mit einer Schnur fest zusammengebunden hatte, damit er nicht aufplatzen konnte. Da ich keine Ahnung von der riesigen Distanz zwischen Deutschland und Griechenland hatte, dachte ich, dass wir nach kurzer Zeit unser Ziel erreicht hätten. Erst nach einer 48-stündigen Fahrt, die ich auf dem Koffer sitzend verbringen musste, erfasste ich, wie weiträumig Europa ist.

Ankunft in Deutschland

Die Ansage: „Stuttgart Hauptbahnhof“ waren die ersten deutschen Worte, die ich in meinem Leben vernommen habe. Unsere Begleiterin übersetzte sie und führte uns durch den für mich gigantischen Stuttgarter Bahnhof zu einem Bus, der auf uns wartete und uns in unser Domizil nach Strümpfelbach brachte. Die Firma Blech und Stähle hatte dort für alle ihre griechischen Arbeiterinnen eine Pension mit ungefähr sechs Zimmern angemietet, in denen jeweils drei Doppelstockbetten standen. Das Essen wurde von einer griechischen Köchin zubereitet.

Fremd in der Fremde

Unser Leben spielte sich in den ersten Monaten nur zwischen Firma und Unterkunft ab. Nach dem Abendessen standen wir immer am Fenster und schauten den spielenden Kindern zu, die uns manchmal wie den Affen im Zoo neugierig zuwinkten, da wir die ersten Exoten in Strümpfelbach waren. Manchmal winkten wir zurück, andere Beziehungen zur deutschen Bevölkerung hatten wir ja nicht. Auch der Kontakt zu meinen Mitbewohnerinnen war eher spärlich. Jeder wollte mit seinen Gedanken an seine Familie, an Griechenland alleine sein und manchmal davon träumen, dass man in fünf Jahren so viel Geld zusammengespart hätte, um eine neue Existenz zu gründen. Dass die Realität anders war, erkannte ich nach meiner ersten Lohnabrechnung. Jeden Monat schickte ich Mutter Geld für Essen, und damit Rula das Gymnasium besuchen konnte. Übrig vom Lohn blieben mir dann nur noch wenige Deutsche Mark. Erschwerend kam hinzu, dass die Kommunikation mit meiner Familie sehr eingeschränkt war, da meine Familie und die

Nachbarn kein Telefon besaßen. Wir konnten uns gegenseitig nur Briefe schreiben, und gerade damit hatte die ältere Generation, die nur wenige Jahre die Schule besucht hatte, Probleme.

Schicksalhafter Besuch beim Chef

Wenn man sich in einem fremden Land nur mit der Zeichensprache und Worten wie: „Grüß Gott“, „Komm mal her!“, „schnell!“ usw. verständigen kann, wird man einsam, depressiv und man reagiert panisch. Ich bildete mir ein, meine Firma sei mit meiner Leistung als Akkordarbeiterin nicht zufrieden, da ich keine Rückmeldung bekommen konnte.

Heimwehkrank und verzweifelt forderte ich nach drei Monaten einen Dolmetscher, ging zum Chef und verlangte meine Papiere. Mein Chef beruhigte mich: „Warum willst du weg? Wir sind mit deiner Leistung sehr zufrieden. Was dir fehlt, ist nur die deutsche Sprache.“ Er wies einen Mitarbeiter an, mich zur Volkshochschule nach Stuttgart zu bringen, damit ich einen Deutschkurs belegen konnte. Von da ab ging es mir besser.

Meine kleine Karriere

Im Laufe meines Lebens hatte ich viele Jobs: u. A. Akkordarbeiterin, Betreuerin griechischer Arbeiterinnen, Hausfrau und Mutter, Bankberaterin für griechische Gastarbeiter, Maklerin für Bausparverträge, Sozialfürsorgerin in der Diakonie, vereidigte Dolmetscherin im Gericht und Gefängnis und viele ehrenamtliche Tätigkeiten. Ständige Weiterbildung in der VHS, Privatunterricht und eine Prüfung im Oberlandesgericht in Stuttgart verhalfen mir zu meinem Dolmetscherdiplom. Dankbar bin ich meinen ehemaligen Vorgesetzten in der Diakonie, die eine Frau ohne staatlichen Berufsabschluss sehr gefördert haben. Sie schickten mich in Seminare, die für Mitarbeiter der Diakonie angeboten wurden. Dort bekam ich das Rüstzeug für meinen sehr anspruchsvollen Beruf. In Deutschland habe ich viel Unterstützung bekommen und Freunde kennengelernt, sodass ich froh bin, hier zu sein. Aber: Ohne Fleiß, kein Preis!

Mein Leben im Spannungsfeld zweier Kulturen – Vorurteile sind verletzend

Dank meiner Tätigkeit als Sozialarbeiterin war ich in einer besseren Situation als viele meiner Landsleute, aber ich war nicht ganz verschont von Diskriminierungen, da hat mir auch meine doppelte Staatsangehörigkeit nicht geholfen. Die Vorurteile, die viele Menschen Fremden gegenüber formulieren, haben mich schon verletzt. „Bei euch hat die Frau nichts zu sagen.“ „Bei euch ist es nicht so sauber.“ „Ihr nehmt uns die Arbeitsplätze weg.“ „Die Griechen sind ein arrogantes Volk.“ Das sind so die gängigen Stereotypen, die man als „Fremder“ immer mal wieder hören muss. Dass ich aber so angenommen wurde, wie ich bin, beweist meine zweite Ehe mit einem Deutschen, dessen Namen ich trage. Aus

dieser Verbindung sind zwei wunderbare Kinder hervorgegangen, die Ehe selbst ist allerdings leider auch in die Brüche gegangen.

Anfeindungen im Betrieb

Die größten Anfeindungen erlebte ich von deutschen Kolleginnen der Firma KACO in der ersten Hälfte der 60er Jahre. Sie haben die spanischen und griechischen Kolleginnen feindselig spüren lassen, dass durch deren hohe Produktionsleistung die Akkordzahlen in die Höhe schnellten. Je gebildeter die Menschen waren, denen ich begegnet bin, desto offener und vorurteilsfreier waren sie.

Probleme bei der Wohnungssuche

Besondere Probleme hatte ich bei der Wohnungssuche. Immer wenn ich telefonisch auf Inserate geantwortet habe, hatte ich keinen Erfolg. Durch meinen griechischen Akzent war ich sehr verunsichert, meine Stimme zitterte und mein Deutsch wurde schlechter. Spätestens nachdem der Inserent am anderen Ende der Leitung erfahren hatte, dass ich aus Griechenland komme, hörte ich: „Die Wohnung ist leider schon vergeben.“, oder schlimmer noch: „Wir wollen Abstand (von Ausländern) halten.“. Ganz anders reagierte eine Hausbesitzerin, die viele Bewerber hatte. Da ich ihre Adresse von einem Makler bekam, umging ich das Telefon, klingelte an ihrer Türe und erhielt spontan die Wohnung. Ihr war es gleichgültig, woher ich kam. Sie fand mich sympathisch und traute mir zu, dass ich die Wohnung in Ordnung halten würde. Meine ehemalige Hausbesitzerin ist eine Frau mit Herz und Verstand. Solche Menschen braucht Europa.

Auch in Griechenland sind Emigranten stigmatisiert

Bedauerlicherweise sind die Griechen, die nach Deutschland ausgewandert sind, in Griechenland häufig stigmatisiert. Man redet manchmal sogar in unserem Beisein abfällig von uns als den „Deutschen“. Mit diesem Wort werden wir aus der griechischen Gesellschaft ausgegrenzt. Es wird uns damit signalisiert, dass wir nicht mehr dazugehören. Auch die eher mitleidige Frage, wo ich beerdigt sein möchte, habe ich schon mehrfach gehört. Da ich beide Länder als meine Heimat betrachte, werde ich mich selbstverständlich in dem Land beerdigen lassen, in dem ich sterbe.

Immigranten bereichern die Kultur eines Landes

Mit der Zuerkennung der doppelten Staatsbürgerschaft habe ich mich nicht geändert. Noch immer bin ich die Anna. Ich bin froh und stolz, in zwei Kulturen beheimatet zu sein, aber ich bin wütend, wenn ich fremdenfeindliche Bemerkungen höre. Menschen, die in zwei oder mehreren Kulturen ihre Wurzeln haben, sind eine Bereicherung für ein Land, da wir aus der jeweils anderen Kultur vieles mitbringen, was befruchtend wirken kann. So

könnten die Griechen von den Deutschen z.B. das Funktionieren der Behörden und das Gesundheitssystem übernehmen und mehr auf Pünktlichkeit und Ordnung achten. Fröhlichkeit, Gelassenheit, Flexibilität, typische Merkmale der griechischen Lebensweise, würden sicherlich mehr Lebensqualität nach Deutschland bringen. Die Krönung aber wäre, wenn die griechische Sonne und die Ägäis in Deutschland Einzug halten würden.

Ein neues Europa, ein humaneres Europa soll es sein

Was bringt es den Menschen, wenn Europa seine Grenzen ständig erweitert und die Menschen und Kulturen sich fremd bleiben? Es sollte eine Freude sein, voneinander zu lernen und Erfahrungen auszutauschen. Wenn wir nicht offen miteinander umgehen, verschwindet viel Wissen und Bürgerkriege drohen. Ein humanes Europa kann nur durch Arete, was in der griechischen Philosophie oft für Klugheit, Gerechtigkeit, Weisheit, Besonnenheit, Tüchtigkeit und Tapferkeit steht, errichtet werden. Ich wünsche mir nicht nur ein großes Europa, sondern ein Europa, auf das die Menschen stolz sind und das geprägt ist von Toleranz und Menschlichkeit.

(Die Geschichte wurde weitererzählt von Christel Banghard-Jöst.)

Ioan Lungu: Kulturpolitik à la Ceausescu
(Rumänien; geb. 1949)

Ein Himmel voller Geigen

Ich war 5 Jahre alt, als ich über dem Bett meiner Großeltern die Geige entdeckte. Mit den Schuhen an den Füßen stieg ich unter dem Protest meiner Großmutter auf das Bett und nahm die Geige von der Wand. Keine 10 Minuten später konnte ich eine kleine Melodie auf der Geige spielen, und man beschloss, mir Unterricht geben zu lassen. Im Siebenbürger Land der Nachkriegszeit, wo ich am 9. Juli 1949 in Gilgau, einem kleinen Städtchen in Rumänien, geboren wurde, gab es keine Musiklehrer. Mein Großvater, der Klarinette und Geige spielen konnte und Dirigent eines Blasorchesters in Bistrita war, hatte eine Idee. Die 10 oder 12 ortsansässigen Romafamilien spielten in einer eigenen hervorragenden Kapelle bei Festen und Hochzeiten auf. Der erste Geiger dieser Kapelle nun wurde engagiert, mich zu unterrichten. Das tat er 4 Jahre lang. Ich bekam Unterricht, aber nicht etwa nach Noten, sondern allein nach dem Gehör. Als ich in die dritte Klasse kam, beschlossen mein Vater, damals Polizist, und meine Mutter, eine ausgezeichnete Schneiderin, mich nach Klausenberg in ein Musikschulinternat zu geben. Ich war nicht immer unbedingt ein Musterknabe: kletterte heimlich über den Internatszaun, klaute dem Pförtner Zigaretten und wurde vom Lehrer beim Rauchen erwischt. Zur Strafe schor man mir dann jedes Mal eine Glatze. Ich habe in 10 Jahren Internatszeit nicht weniger als 33 mal die Haare geschoren bekommen. Für mich stand eines fest: hier bleibst du nicht, du gehst nach Bukarest! Ich begann wie besessen zu üben und nach dem Abitur habe ich die Aufnahmeprüfungen für das Musikstudium an der Universität für Musik „Ciprian Porumbescu“ in Bukarest bestanden und studierte dort ab 1969. Schnell bekam ich die Gelegenheit, mir in einem populären Gesangssextett mit zahlreichen Fernsehauftritten ein kleines Zubrot zu verdienen. Das verschaffte mir die Möglichkeit, neben den Fächern Pädagogik und Gesang auch noch die Fächer Komposition und Viola zu belegen, die ich privat finanzieren musste. 1975 trat ich dann meinen Militärdienst an und hatte dort ein paar Monate Wehrdienst zu leisten. Ein Jahr später heiratete ich meine Frau Maria Alexandra und blieb mit ihr in ihrem Elternhaus in Bukarest.

Karrierkick

Nach dem Studium war ich verpflichtet, 3 Jahre als Berufsmusiker für den Staat zu arbeiten, und so trat ich meine erste Stelle als Bassist im Chor der Philharmonie George Enescu an, dem ich von 1976 bis 1979 angehörte. In dieser Zeit entwickelte sich auch die Freundschaft zu Ion Voicu, dem Direktor der Philharmonie, der mir half, mich sowohl musikalisch als auch bezüglich meiner Karriere zu entwickeln. Seine Worte waren: „Junge, wenn du woanders mehr verdienen kannst mit deinem Talent, dann nimm die Chancen,

die du bekommst, auch wenn diese nicht in der KlassikBranche sind.“ Von 1972 bis 1982 durfte ich mit einer Band durch Länder wie Libyen, Syrien und die ehemalige DDR touren. Rumänische Staatsbürger genossen nämlich keine allgemeine Reisefreiheit, lediglich Russland, Bulgarien und die DDR konnte man, nach Beantragung eines Visums, bereisen. Aber wir waren in dieser Zeit sehr populär, von überall kamen Anfragen, und der rumänische Staat gewährte uns die Auslandstourneen. Die Probleme fingen dann eigentlich erst in Bukarest an, als wir unser internationales Repertoire spielten und die Leute vom rumänischen Geheimdienst, der Securitate, nicht damit einverstanden waren. In ihren Augen brachten wir westlichen Einfluss ins Land. Aber für uns war es Kultur, und wir wollten natürlich auch die Freiheit, als Künstler gute Musik zu interpretieren. Von 1983 bis 1988 hatten wir deshalb viele gefährliche und risikoreiche Erlebnisse zu bestehen, die im Auftrag des rumänischen Staates und seines damaligen Präsidenten Ceausescu als Repräsentanten des Landes ausgeführt wurden.

Schlechte Gesellschaft

Im März 1983 bekam die Band eine Anfrage, für ein paar Monaten auf der Insel Henya in Griechenland zu spielen. Der rumänische Staat hatte uns aber diesmal die Reise nicht genehmigen wollen und uns das Visum verweigert. Wir waren sehr enttäuscht und furchtbar verärgert darüber. Glücklicherweise kam im Juni 1983 eine andere positive Nachricht, dass nämlich der Inhaber eines Restaurants uns nach Damaskus einlud und uns von dort aus ein Visum für die Insel Henya ermöglichte. Für diesen Auftrag wünschte sich der Inhaber eine in Rumänien bekannte Sängerin, die zufälligerweise auch die Freundin von Nicu, dem Sohn Ceausescus, war. Diese Zusammenarbeit hat mir ganz besonders viele Probleme eingebracht, da es immer Eifersuchtsgeschichten zwischen ihr und Nicu gab und sie auch von Elena, der Präsidentengattin und Mutter von Nicu, aufgrund ihres Künstlerlebens, nicht akzeptiert wurde. Im Endergebnis hatte man uns im Juni die Pässe entzogen, um eine Reise mit der Freundin von Nicu Ceausescu zu verhindern. Wir wussten nicht weiter und waren noch mehr verärgert, es mit solchen Idioten zu tun haben zu müssen. Wir wollten nur Musik machen, und nicht mal das konnte man, ohne Probleme mit den Politikern zu bekommen. Meine Schwiegermutter hatte mich damals so enttäuscht gesehen und meinte, nachdem sie mir im Kaffeesatz gelesen hatte: „Kopf hoch, du musst dich auf eine weite Reise vorbereiten.“ Ich glaubte ihr nicht, da so viel Negatives passiert war, um uns von dieser Reise abzuhalten. Nach unserem Vertrag hätten wir eigentlich schon am 1. Juli dort spielen müssen, statt dessen saßen wir im Land fest und warteten.

Machtworte

Am 13. Juli um 11:30 Uhr kam ein Anruf, der alles veränderte. Ich hatte am nächsten Morgen um 7:30 Uhr im Bildungsministerium zu erscheinen. Ich wusste nicht, was mich dort erwarten würde. Im Ministerium wurde ich von einem Zimmer zum anderen gebracht, immer in Begleitung von Männern der Securitate, bis ich endlich zu einer Dame mittleren Alters kam, die mir sagte: „Herr Lungu, packen Sie ihre Koffer und fahren Sie nach Damaskus.“ Für diese Reise hatte man uns einen Minibus zur Verfügung gestellt, der erst einmal repariert werden musste. Wir waren 7 Bandmitglieder, dann noch ein Mann der Securitate und ein Fahrer. Unsere Instrumente wurden auf den Bus gepackt, und los ging es. Wir nahmen die Route über Bulgarien, die Türkei und Syrien, die 6 Tage dauerte. Der Auftraggeber, ein sehr reicher Juwelier, hatte uns in einem 5SterneHotel mit „all inclusive“ untergebracht und uns am zweiten Tag erzählt, wieso wir am Ende doch noch unsere Papiere bekommen hatten, um in Damaskus aufzutreten zu können. Er war ein sehr guter Freund des syrischen Präsidenten Assad und hatte ihn gebeten, einen parlamentarischen Vertrag für meine Band Accord zu erstellen. Assad rief Ceausescu an, machte ihm diesen Vorschlag und der wurde dann umgehend genehmigt. Daran konnte man erkennen, wie viel in dieser Zeit nur über Macht und Stellung ging. Wir blieben dort mit einem ersten Vertrag bis Oktober, und sehr viele neue Folgeaufträge kamen, so dass wir bis Februar 1984 in Damaskus mit meiner Band Accord zu spielen hatten. In dieser Zeit traten wir nur für die Elite Syriens auf: Abgeordnete, Senatoren und Reiche. Ab Oktober bis Februar hatten wir unsere Unterkunft in einem der schönsten 7SterneHotels, das ich in meinem Leben gesehen hatte. Dort im Show Room „Nadi Schar“ spielten wir jeden Abend. Ende Februar ging unser Vertrag zu Ende, und der Schwiegersohn von Assad kaufte uns Flugtickets, damit wir nach Bukarest zurückfliegen konnten. Mir hatte er aber ein Ticket nach Berlin besorgt. Am Flughafen jedoch traf ich auf Polizisten von der rumänischen Botschaft, die mich aufhielten und mich hindern wollten, meinen Flug anzutreten. Ich wurde drei Stunden in einem Zimmer verhört, um herauszufinden, warum ich ein Ticket nach Deutschland hätte. Ich antwortete ihnen, dass ich mir Instrumente kaufen wollte und dann zurück nach Rumänien fliegen würde, wo meine Familie lebte. Leider brachten sie mich mit Gewalt in das Flugzeug nach Bukarest. Am nächsten Tag in Bukarest musste ich zur Polizei und erfuhr, dass mich ein Bandkollege verraten hatte. Von dem Zeitpunkt an musste ich mich ein Jahr lang jeden Tag um 10 Uhr bei der Polizei sehen lassen und berichten, was ich mache oder plane.

Rationierung und Zensur

Ab Mitte der 1980er Jahre verschärfte sich die politische Lage in Rumänien, da Ceausescus machthungrige Frau Elena und die Partei PCR immer enger zusammenarbeiteten. Die Partei nutzte die Möglichkeit der Securitate, ohne die Zustimmung des Präsidenten

Aufträge zu erteilen. Auch die Versorgung mit Lebensmitteln wurde immer schwieriger. Man hatte zwar Geld, aber keine Märkte und keine Lebensmittel. Damals unterlagen die Grundnahrungsmittel einer Rationierung: 2 kg Mehl, 1 kg Zucker und 1 Liter Öl pro Person und Monat. Man musste zu einer bestimmten Zeit in der Schlange stehen, um dann seine Ration zu erhalten. Mein Großvater stellte sich für seine Enkelin nachts um 3 Uhr in die Schlange um Milch zu ergattern. Ab 1984 spielten wir dann viel am Schwarzen Meer, zwischen Bukarest und Constanta, das bedeutete jedes Mal 250 km Landstraße. Aber unsere Band war erfolgreich, unsere Familien gut versorgt, wir hatten gelernt, Beziehungen zu nutzen und Geschäfte zu machen, bei denen jeder Beteiligte seinen Vorteil hatte. Am 21. März 1985 kam meine kleine Prinzessin Amy zur Welt, und wir wurden seitdem umso intensiver von der Securitate beschattet und kontrolliert. Es gab eine Situation, in der ich einen Mann der Securitate mit dem Mikrofon geschlagen hatte aus Wut darüber, dass er mitten in unserem Konzert auf die Bühne kam, um anzusagen, dass westliche Songs verboten seien, die das Publikum aber natürlich hören wollte. Ausschließlich rumänische Musik war zugelassen. Dieser Mann der Securitate hatte andere Kollegen draußen, die mich dann mitnahmen und gemeinsam verprügelten. Sechs gegen einen war nicht fair, aber Realität und auch obwohl ich es gelernt hatte, hätte ich mich hier nicht herausboxen können.

Politisches Asyl

Das war die Situation: man konnte sich nicht mehr frei und unabhängig bewegen. 1987 kam dann das Angebot, in Belgien mit einer anderen Band zu proben und aufzutreten. Was ich nicht wusste, war, dass es sich um einen Scheinvertrag handelte, um zwei Mitglieder aus der Band nach Deutschland zu holen. Das Transitvisum hatten wir somit für Deutschland bekommen, um nach Belgien zu gelangen. Auf diese Weise geriet ich in die Pläne dieser Band hinein, ohne etwas darüber zu wissen, und nützte so auch meine Chance, in Deutschland zu bleiben. Erst zwei Jahre später hat mir ein Mitglied der Band erzählt, sie dachten, ich wäre einer von der Securitate, und dass sie mir deshalb nicht getraut hätten. Solche Reisemöglichkeiten waren in jener Zeit noch schwieriger zu bekommen als 1983. Innerhalb des Landes wurden wir zunehmend schlimmer beschattet. Ich musste viele wichtige Angestellte aus dem Ministerium mit Geschenken bestechen, um mir Freiheit und Unabhängigkeit zu erkaufen. Die Partei hatte die Oberhand über alles, was im Land passierte, und die Menschen wurden immer unzufriedener mit der Staatsführung. Leider war vielen nicht klar, dass Ceausescu selbst nur die Rolle eines Repräsentanten des Landes einnahm. Für mich wurde es mit dieser ständigen Beschattung unmöglich, meinem Beruf nachzugehen und zu leben. In dieser Situation bekam ich am 9. April 1987 ein Visum für Belgien. Ich konnte schon vor Vertragsbeginn allein fliegen, da ich noch alles vor Ort mit dem Restaurant Besitzer absprechen musste.

Meine Bandmitglieder sollten mit dem Bus und den Instrumenten nachkommen. Am 10. April rief ich an der rumänischen Grenze an, ob unser Bus mit den Instrumenten schon durch die Kontrolle gekommen sei. Man konnte mir nichts sagen nur dass ich es am nächsten Tag nochmals versuchen sollte. Das ging so drei Tage lang, bis ich es endlich geschafft hatte, eine brauchbare Information zu erhalten. Nach dem Engagement in Belgien reiste ich dann nach Leipzig, ohne dass jemand aus meiner Familie etwas davon wusste, und von dort aus weiter nach Frankfurt. Ich hatte die Frau eines Freundes aus Bukarest kontaktiert, die mir dort helfen konnte. Aus Frankfurt dann rief ich meine Frau an und informierte sie über alles. Ich fragte sie, was ich tun sollte, und sie bestätigte meine Entscheidung, in Deutschland zu bleiben. Aber alles war so unsicher, denn ich wusste nicht, was mit meiner Familie passieren würde. Ich wusste nur, dass mich in Rumänien eine siebenjährige Gefängnisstrafe erwarten würde, falls ich nicht sofort zurückkehren würde. Um weiterhin in Freiheit zu bleiben, war für mich ein politisches Asyl in Deutschland erforderlich. Mein Schwiegervater hatte mir die Telefonnummer seines Bruders aus Heilbronn gegeben und mir geraten, ihn bei Bedarf anzurufen, damit er mir helfen könnte. Das habe ich getan, und am 13. April fuhr ich mit dem Zug nach Heilbronn. Am 15. April ging ich zum Heilbronner Rathaus, um Asyl zu beantragen, da ich nur ein Transitvisum für 7 Tage hatte. Ich gab meinen Pass ab und bekam ein Papier dafür. An dem Wochenende kamen Leute von der rumänischen Securitate zu meinem Onkel und wollten mich nach Rumänien mitnehmen. Ich hatte das Glück, dass mein Onkel sich nicht einschüchtern ließ und ihnen mitteilte, sie hätten hier keine Macht und er würde sofort die Polizei anrufen. Daraufhin verließen sie das Haus und wir gingen am Montag zur Polizei, um das Ereignis zu melden. Der Polizist war sehr nett und nahm meine Fingerabdrücke, um den Antrag für politisches Asyl wegen Lebensgefährdung schneller beantragen zu können. Mich beeindruckte, dass mich ein Polizist fragte, ob ich etwas studiert hätte. Ich sagte ihm, dass ich Musik studiert hätte, und er meinte: „Dann müssen Sie sich keine Sorgen machen, Sie werden in Deutschland damit gut leben können.“ Das war für mich damals eine riesige Erleichterung, frei meinem Beruf nachgehen zu können.

Neustart

Die Stadt gab mir eine kleine Einzimmerwohnung und 375 Deutsche Mark pro Monat sowie Kleidergeld. In der Region Heilbronn bin ich, wie man sieht, auch geblieben und habe mir seit 1988 ein neues Leben aufgebaut. Von 1988 bis Mai 1993 hatte ich die Ehre, mit Ivan Rebhoff zu spielen und an seiner Stelle auch ein paar Songs als Solist zu singen, da er Probleme mit seiner Stimme bekam. Aus dieser Zeit rührt auch mein Künstlernamen „Ivan Romanoff“. Ab 1990 hatte ich zusätzlich verschiedene Stellen auf Honorarbasis an Musikschulen als Violinlehrer bekommen. So konnte ich im Mai 1990, nach der rumänischen Revolution im Dezember 1989, endlich mit Hilfe eines deutschen Freundes und durch seine Einladung meine Familie, Frau und Tochter, nach Deutschland holen. Ich

konnte es kaum glauben, dass wir es geschafft hatten, aus dem Regime lebend und gesund herausgekommen zu sein. Uns wurde leider alles, was meine Frau besaß, vom rumänischen Staat genommen, so dass wir jeder eigentlich nur einen Koffer hatten, mit dem wir in Deutschland ganz von vorne begonnen haben. Ich bin immer noch sehr glücklich über die Entscheidung, nach Deutschland gegangen zu sein. Es war schwer, sich hier alles neu aufzubauen, da die Mentalität und der Umgang miteinander anders sind als in Rumänien, aber ich glaube, wir konnten uns gut integrieren und in diese Region einbringen, sowie Menschen mit unserem Talent beglücken. Heute lebe ich in einem wunderschönen Haus mit Blick auf die Weinberge und danke Gott dafür, dass ich eine neue Chance bekommen habe, um mein Leben in Freiheit weiterzuführen und unsere Tochter Amy hier beschützen zu können. Danke an alle, die uns das ermöglicht haben. Danke an Deutschland!

(AnaMaria Lungu, 2016; redigiert von Angelika Hart)

Frank Lutz: Meine zweite Heimat in der Ferne (Indonesien; geb. 1980 in Frankfurt/Main)



Wiedersehen mit einigen Freunden auf Bali. (2014)



Besuch vom Großvater: mit meiner ganzen Familie samt indonesischem Opa in Heilbronn. (2011)



Wie eine Mondlandschaft: Mit Ani auf dem Gunung Bromo, einem aktiven Vulkan in Ostjava. (2012)

Wenn Tamarinde und Salz sich treffen

Wo meine Heimat liegt? Das ist doch ganz klar: In der Metropole mit der prachtvollen Skyline, mit dem großen internationalen Flughafen, in einer der multikulturellsten Städte Deutschlands – in Frankfurt am Main, da bin ich zu Hause (die Heilbronner mögen mir diesen Lokalpatriotismus verzeihen). Oder stimmt das gar nicht und meine Heimat ist dort, wo die tropische Sonne auf die Herzen der Menschen scheint und ihnen ein Lächeln aufs Gesicht zaubert? Wo glitzernde Shopping Malls wie Pilze aus dem Boden schießen und das Alltagsleben der Menschen gleichzeitig von tiefer Spiritualität und uralten Traditionen geprägt wird? Wo exotische Speisen, die meditativen Klänge des traditionellen Gamelan-Orchesters und schier endlose grüne Reisfelder die Sinne betören? Es ist schwierig, die Frage nach der Heimat zu beantworten, wenn Vater und Mutter aus verschiedenen Ländern, von verschiedenen Kontinenten, aus zwei völlig unterschiedlichen Kulturen stammen. Wenn der Vater aus dem Rhein-Main-Gebiet und die Mutter aus dem Bergland der indonesischen Insel Sumatra stammt. Wenn sich die Tamarinde aus dem Gebirge und das Salz aus dem Meer im Kochtopf treffen, wie es in einem indonesischen Sprichwort heißt.

Und so ist mir heute, mit fast 36 Jahren, klar: Heimat ist für mich nicht in erster Linie ein geographischer Begriff. Heimat ist dort, wo ich mich frei entfalten kann und mich geborgen fühle. Wo ich von Menschen umgeben bin, die genauso „ticken“ wie ich. Wo ich mich im Großstadtdschungel verlieren, aber auch in die Stille der Natur zurückziehen kann. Heimat kann an vielen Orten sein. Oder auch nicht. Denn ich glaube, dass gerade dieser Widerspruch die besondere Identität vieler Kinder zweier Welten ausmacht: Sie können sich gut an neue Situationen anpassen und bewahren doch immer eine gewisse Distanz zu manchen Mitmenschen. Sie kommen am anderen Ende der Welt mit Leuten aus fremden Kulturen ins Gespräch und fühlen sich auf dem Volksfest im Nachbarort fehl am Platz. Sie sind überall und nirgendwo zu Hause.

Mogli möchte Luke Skywalker sein

Das alles wusste ich natürlich noch nicht, als ich in den 1980er Jahren eine ruhige Kindheit am Rand von Frankfurt verlebte. Damals spielte das Herkunftsland meiner Mutter noch keine große Rolle für mich. Schließlich deutet mein Name nicht auf meine außereuropäische Herkunft her und Deutsch ist meine Muttersprache – meine einzige. Dass ich schon in Kindergarten und Grundschule von Kindern mit spanischen, türkischen oder indischen Wurzeln umgeben war, war für mich Normalität. Und wenn mich jemand liebevoll „Mogli“ nannte oder sich mein Klassenkamerad wünschte, dass ich seinen Geburtstagskuchen spielte, weil ich ja so schön braun sei, störte mich das nicht – es war ja nett gemeint. Na ja, ich wäre damals zwar lieber blond und blauäugig wie Luke Skywalker gewesen, aber was soll's.

Die Probleme begannen später: Als ich in die Pubertät kam, verstand ich nicht, warum meine Klassenkameraden so aufmüffig wurden und begannen zu rauchen und sich zu betrinken. Ich verstand es nicht und tat es ihnen doch gleich – oft gegen große innere Widerstände. Zumindest mit dem Betrinken und Rauchen habe ich es zeitweise versucht. Mit der Aufmüffigkeit klappte es dagegen nicht so gut, ich war wohl doch zu brav. Hatte nicht gerade meine Mutter mir immer beigebracht, ich müsse um jeden Preis gute Noten in der Schule haben und alles tun, was der Lehrer von mir verlangte? Und jetzt hatte ich den Salat: Kein Mädchen schien sich für mich zu interessieren. Klar – wer will schon einen langweiligen Streber als Freund haben?

Eine Reise und ihre Folgen

Vielleicht wäre meine Schulzeit eher unerfreulich verlaufen, wäre da nicht 1997 dieser große Wendepunkt gekommen: In jenem Sommer reiste ich mit meinen Eltern und meiner kleinen Schwester zum ersten Mal als (fast) Erwachsener nach Indonesien. Und erlitt zunächst einen furchtbaren Kulturschock: Warum suchten meine Verwandten denn so viel Nähe zu mir? Warum musste ich all diese traditionellen Zeremonien über mich ergehen

lassen? Und warum wollte mein Opa, dass ich mich nicht mehr mit den hübschen Mädchen aus der Nachbarschaft treffe, weil das keine Christinnen seien? Das ging den doch gar nichts an! Ich drohte meinen Eltern bereits nach drei Tagen, alleine nach Deutschland zurückzufliegen. Und bin heute noch dankbar und glücklich, dass ich meine Drohung nicht wahrgemacht habe. Denn so bekam ich Gelegenheit, in eine faszinierende Kultur einzutauchen, in der ich trotz meiner Andersartigkeit wie selbstverständlich in die Gemeinschaft aufgenommen wurde. In der die Gedankenwelt der Menschen mit tiefer Religiosität, Geisterglauben und magischen Vorstellungen so viel bunter ist als in unserer eher nüchtern eingestellten Gesellschaft. In der die Menschen niemals verlernen zu lachen und sich über die Kleinigkeiten des Alltags zu freuen. Spätestens damals begann meine intensive Beziehung mit meiner zweiten Heimat am anderen Ende der Welt und gleichzeitig die Suche nach meiner Identität.

Warum ich vorhin die nicht-christlichen Mädchen aus der Nachbarschaft erwähnt habe? Nun, meine Mutter gehört der Volksgruppe der Batak an und stammt aus einer christlichen Enklave im ansonsten überwiegend islamischen Indonesien. „Schuld“ waren die Deutschen: Ein nordfriesischer Missionar namens Ludwig Ingwer Nommensen bekehrte im 19. Jahrhundert die Batak, die zuvor Naturgottheiten angebetet hatten, zum protestantischen Glauben. Obwohl der alte Geisterglaube immer wieder durchbricht, identifizieren sich die Batak heute stark mit dem Protestantismus. Ludwig Ingwer Nommensen und Martin Luther haben im Batakland den Status von Heiligen und sind die berühmtesten Deutschen. Im restlichen Indonesien sind das der mehrfache Formel-1-Weltmeister Maikel Sumaker, der ehemalige Fußballer Maikel Ballack und – leider auch – Adolf Hitler. Dass Letzterer so populär ist, liegt aber meiner Meinung nach ausschließlich an der Unkenntnis über die Nazi-Verbrechen und nicht an irgendwelchen Sympathien für nationalsozialistisches Gedankengut.

Die Verehrung für Deutschland hat meine Verwandtschaft auch auf meinen Vater übertragen. Denn wer aus dem Heimatland von Nommensen und Luther stammt, muss ja zwangsläufig gut sein. Kein Wunder, dass wir einmal einen Brief bekamen, der nicht an „Familie Wolfgang Lutz“, sondern an „Familie Wolfgang Luther“ adressiert war. Kann es also wirklich Zufall sein, dass meine Mutter sich in den 70er-Jahren ausgerechnet Deutschland ausgesucht hat, um als Krankenschwester Geld zu verdienen, mit dem sie ihre Familie unterstützen konnte? Ich meine: ja. Viele meiner Verwandten meinen: nein. Der Weg meiner Mutter sei vorbestimmt gewesen.

Unter der tropischen Sonne von Bali

Aber zurück zu mir: Die Reise von 1997 war für mich die Initialzündung für eine intensive Auseinandersetzung mit meiner zweiten Heimat. Es waren die Jahre um die Jahrtausendwende, Indonesien feierte die ersten demokratischen Wahlen nach dem Sturz

des Diktators Suharto wie ein Volksfest, und auch ich befand mich in Aufbruchsstimmung: Ich lernte die indonesische Sprache – zuerst autodidaktisch, dann als Student der Südostasienwissenschaften in Frankfurt. Und schon bald erfüllte sich ein Traum, den ich seit langem geträumt hatte: Von 2003 bis 2004 bekam ich die Gelegenheit, in Indonesien zu studieren. Niemals werde ich dieses aufregendste Jahr meines Lebens vergessen: Unter der tropischen Sonne Balis lebte ich das Leben eines indonesischen Studenten mit allem, was dazugehört. Ich wohnte in einer sogenannten „Kost“, in der jeder Bewohner ein eigenes Zimmer mit Bad hat und man ansonsten in enger Gemeinschaft lebt. Zum Essen nutzten wir das üppige Angebot aus vielen größeren und kleineren Lokalen und mobilen Essensständen in unserem Stadtviertel. Abgesehen von meiner für indonesische Maßstäbe recht langen Nase und meiner noch nicht ganz perfekten Beherrschung der Sprache outete mich nur ein Detail als Ausländer: Statt wie die meisten anderen Studenten auf dem Motorrad war ich stets mit einem Fahrrad unterwegs – ein Exot im Verkehrsgetümmel der balinesischen Hauptstadt Denpasar.

Ich saugte alles Neue und Exotische förmlich in mich auf: die prachtvollen Zeremonien auf dem Campus an den balinesischen Feiertagen, die einen selbstverständlichen Teil des Uni-Lebens darstellten. Die traditionelle hinduistische Verbrennungszeremonie für einen verstorbenen Dozenten, bei der – ganz anders als bei Beerdigungen hierzulande – eine turbulente Feststimmung herrschte. Den Trancetanz in einem Tempel am Vorabend des balinesischen Neujahrsfestes und die fast unheimliche Stille am Tag danach, an dem es den Menschen verboten ist, das Haus zu verlassen. Das üppige Mahl am Fastenbrechfest, das mein muslimischer Mitbewohner gekocht hatte. Den Schrein mit Buddhafiguren im Haus einer Freundin, vor dem ihre Familie betete und Räucherstäbchen anzündete. Die Weihnachtsmesse in der Kathedrale bei tropischen Temperaturen. Aber auch die Einladungen meiner koreanischen Mitstudenten, das leckere koreanische Essen, die Partien des traditionellen Brettspiels Go-Stop und die feucht-fröhliche Abschiedsparty eines von ihnen in einer Disco. Und dazwischen Nächte am Meer, Ausflüge zu wunderschönen Tempeln und teilweise fast unberührten Traumstränden. Ich freundete mich auch mit Gaststudenten aus Rumänien, Japan und anderen Ländern an – mit manchen stehe ich heute noch in Kontakt. Ich erfüllte mir einen Traum, indem ich eine CD mit selbstkomponierten Liedern aufnahm. Und das Allerwichtigste: Ich lernte Ani kennen und lieben – die Frau, mit der ich heute glücklich verheiratet bin.

Warum ich in Jakarta nicht glücklich wurde

Doch nach meinem einjährigen Höhenflug fiel die Landung auf dem harten Boden der Realität nicht leicht. Die Rückkehr in den grauen deutschen Studienalltag verkraftete ich nicht gut. Ich fühlte mich oft ruhelos, wie ein Getriebener. Drei Jahre sollte sich mein Studium noch hinziehen, in denen ich Ani vermisste und ständig von der Rückkehr in das

Land träumte, das ich jetzt als meine Heimat betrachtete. Ich tat das, was ich damals tun musste: Ich versuchte mein Studium so schnell wie möglich zu beenden und plante meinen Berufseinstieg in Indonesien. Wie glücklich war ich, als ich die Zusage für ein dreimonatiges Praktikum in der indonesischen Hauptstadt Jakarta erhielt. Das war doch etwas, worauf sich aufbauen ließ.

Und so flog im Spätsommer 2007 ein frischgebackener Uni-Absolvent von Frankfurt nach Jakarta, um dort sein neues Leben zu beginnen. Endlich war ich am Ziel und jetzt würde alles gut werden. Oder doch nicht? Bald zeigte sich, dass Studium und Arbeit zwei Paar Schuhe waren. So herzlich wie zuvor auf Sumatra und Bali wurde ich diesmal nicht aufgenommen: Manche meiner Kollegen sahen mich in erster Linie als ausländischen Eindringling, der ungerechterweise ein viel höheres Gehalt verdiente als sie selbst. Gleichzeitig ärgerte ich mich über andere „Expats“, die ein noch viel höheres Gehalt bekamen, nach Jahren im Land kaum Indonesisch sprachen, in ihrer Freizeit kaum Kontakt zu Einheimischen pflegten und sich bei jeder Gelegenheit über die Indonesier beschwerten. Parallelgesellschaften gibt es wohl überall.

Natürlich durfte ich auch in Jakarta viele wunderbare Menschen kennenlernen. Ich verfolgte das Fußball-EM-Halbfinale von 2008 zwischen Deutschland und der Türkei mit meinen Nachbarn vor einem winzigen Fernseher unter freiem Himmel – wegen der Zeitverschiebung bis in die frühen Morgenstunden hinein. Ich philosophierte mit meinen neuen Freunden unter dem traumhaft klaren Sternenhimmel im Nationalpark Ujung Kulon über Gott und die Welt. Erkletterte mit ihnen in einer fast halsbrecherischen Aktion einen abgelegenen Vulkan im Westen der Insel Java. Fand auf dem 2000 Meter hoch gelegenen Dieng-Plateau eine fantastische Welt aus farbenfrohen Kraterseen und uralten Tempelruinen. Und ließ es mir natürlich nicht nehmen, meine alte Wirkungsstätte Bali wieder zu besuchen, wo es ein fröhliches Wiedersehen mit einigen alten Freunden gab.

Trotzdem wurde ich in Jakarta nicht glücklich und bekam Heimweh, wie ich es noch nicht gekannt hatte: In der übervölkerten und unüberschaubaren Millionenmetropole sehnte ich mich nach kulturellem Leben. Oder auch nur nach etwas Grün, denn öffentliche Parks sind in indonesischen Städten eine Seltenheit. Die Freizeit verbringt man lieber in Shopping Malls, die weit mehr als Einkaufszentren sind und auch Restaurants, Internetcafés, Kinos, Spielhallen oder sogar eine Eisbahn beherbergen. Auch andere, ganz alltägliche Dinge fehlten mir: das gute deutsche Graubrot (Indonesier essen morgens, mittags und abends Reis und kennen Brot nur in der labberigen Sandwich-Variante), die gemütlichen Kneipenbesuche mit Freunden (Kneipen haben in Indonesien oft einen eher anrühigen Charakter), der Schnee im Winter (Fehlanzeige in einem tropischen Land), die Möglichkeit, kleine Strecken mit dem Fahrrad zu bewältigen (Radfahren gleicht in Jakartas chaotischem Verkehr einer Extremsportart).

Insel-Intermezzo

Nach gut einem Jahr gab ich auf und kehrte nach Frankfurt zurück. Ich war glücklich, wieder bei meiner Familie zu sein und genoss die Ruhe, Übersichtlichkeit und Beschaulichkeit des deutschen Winters. Doch eine Perspektive, wie es weitergehen sollte, hatte ich nicht. Und so brach ich nach dreieinhalb Monaten erneut auf. Diesmal auf die kleine, vor Singapur gelegene Insel Batam, wo ich eine Stelle als Englischlehrer an einer Sprachschule gefunden hatte.

Und wieder tauchte ich in eine ganz andere Welt ein: Batam bedeutet vor allem Industrie und Gewerbe. Die vielen Gastarbeiter – Indonesier aus anderen Landesteilen, eine recht große philippinische und eine etwas kleinere amerikanische und europäische Community – lassen sich vor allem in abgeschlossenen Wohnkomplexen nieder, die kleinen Städten ähneln. Viel zu sehen gibt es auf der Insel nicht gerade, das Spannendste ist die Nähe zum Stadtstaat Singapur, den ich an freien Tagen immer wieder gerne besuchte. Aber ich war von vielen netten Leuten umgeben und konnte endlich wieder mein liebstes Hobby ausüben: In meiner Freizeit spielte ich als Keyboarder in einer Band mit. Von meinem Gehalt, das in Deutschland gerade zum Überleben gereicht hätte, konnte ich mir meine erste eigene Wohnung leisten – genau genommen sogar ein ganzes kleines Haus.

Mein Weg in den Journalismus

Trotzdem wollte ich zurück nach Deutschland, als mein Arbeitsvertrag nach einem Jahr auslief. Und ich ahnte, dass ich diesmal nicht so schnell wiederkommen würde. Ani und ich heirateten und sie folgte mir nach Deutschland. Und ich besann ich mich auf das, was ich neben Reisen und Musizieren am besten kann: das Schreiben. Ich hatte das Glück, ein Praktikum bei der FAZ zu bekommen. Endlich hatte ich einen Beruf gefunden, der zu mir zu passen schien, denn als Journalist machte ich das, was ich zuvor in meiner Freizeit oft gemacht hatte: spannende Dinge erleben und darüber hinterher Texte verfassen. Das journalistische Schreiben zügelte auch meine Eitelkeit, denn ich bin überzeugt, dass ein guter Journalist nicht selbstverliebt sein darf, sondern immer das Thema und die Menschen, über die er schreibt, in den Vordergrund rücken muss. Nach fast sechs Monaten bei der FAZ bewarb ich mich deutschlandweit um ein Volontariat, eine Ausbildung zum Redakteur. Bei der Heilbronner Stimme klappte es schließlich, und so kam ich im Oktober 2010 nach Heilbronn. Vier Jahre blieb ich bei der Stimme – eine Zeit, in der ich viel lernte und für die ich dankbar bin. Doch wieder beschlich mich manchmal das Gefühl, nicht am richtigen Ort zu sein. Ich träumte von Reportagen über ferne Länder und berichtete stattdessen über lokale Aufreger wie den Ärger mit Falschparkern oder Müllsündern. Immerhin hatte ich oft Gelegenheit, über kulturelle Themen und über andere Menschen mit Migrationshintergrund zu schreiben – beides sind bis heute meine Steckenpferde geblieben.

Wer ich heute bin und was mir wichtig ist

Und heute? Ich würde sagen, dass ich zufrieden bin – mit dem Ort, an dem ich wohne, und mit inzwischen lieb gewonnenen Menschen, die mich umgeben. Ich lebe mit der Frau zusammen, mit der ich alt werden möchte. Ich habe viele Freunde, Verwandte und Bekannte – in Frankfurt, in Heilbronn und Umgebung, im fernen Indonesien und in anderen Ländern. Ich habe ein gutes Verhältnis zu meinen Eltern und zu meiner Schwester, die genauso reiseverrückt ist wie ich und noch viel mehr Freunde in aller Welt hat. Meine Identität und meine Heimat habe ich zwar noch nicht definitiv gefunden, aber dafür einen Job. Na ja, eigentlich zwei: Montags bin ich weiterhin als Journalist unterwegs, den Rest der Woche verkaufe ich Tee. Außer sonntags, da schlafe ich aus. Das ist ok für den Moment und ich bin offen für neue Chancen. Ich glaube nur manchmal, es hätte vieles einfacher und weniger schmerzhaft sein können, wenn ich mich nicht oft zwischen zwei Welten hin- und hergerissen gefühlt hätte. Wenn ich nicht von so verschiedenartigen Wertvorstellungen geprägt wäre, die sich teilweise widersprechen. Wenn ich nicht manchmal so sprunghaft gewesen wäre. Wenn ich frühzeitig gespürt hätte, wohin ich gehöre und was ich vom Leben wirklich erwarte.

Ich habe zu schätzen gelernt, dass jeder in Deutschland Rechte hat, die er notfalls einklagen kann. Dass man sich nicht ständig nach strengen Traditionen richten muss und dadurch mehr aus seinem Leben machen kann. Zumindest wenn man im Vollbesitz seiner körperlichen und seelischen Kräfte ist. Doch ich glaube immer noch, dass man, wenn man erstmal alt und gebrechlich ist, besser in einem Land aufgehoben ist, in dem der familiäre Zusammenhalt noch viel stärker ist als bei uns. Das Gleiche gilt für Menschen, deren Leben aus der Bahn geraten ist und die aus eigener Kraft den Anschluss nicht mehr finden.

An manchen Dingen merke ich, dass ich mich vom durchschnittlichen Deutschen – soweit es ihn gibt – unterscheide: Verwandtschaftliche Beziehungen, Traditionen und Religion in irgendeiner Form bedeuten mir sehr viel, denn ich denke, dass sich alle Menschen nach einer Gemeinschaft sehnen, in der sie ohne Wenn und Aber akzeptiert werden. Dass es ihnen wichtig ist, auf einige Regeln zurückgreifen zu können, die sich über die Jahrhunderte bewährt haben und die ihnen eine Orientierung vorgeben – was aber nicht heißt, dass man sie nicht hinterfragen darf. Und dass die Menschen auch einmal irrational sein und an etwas glauben wollen, was so viel größer und bedeutender ist als der oftmals triste Alltag.

Ich halte nichts davon, immer forsch aufzutreten, mich bei jeder Gelegenheit zu beschweren und dabei keine Rücksicht auf die Gefühle meiner Mitmenschen zu nehmen. Ich bin nicht der Meinung, dass man jedes Problem lösen kann, indem man darüber diskutiert. Manche Probleme sind unlösbar, und unüberbrückbare Widersprüche gehören zum Leben dazu. Keiner versteht das so gut, wie jemand, der in mehreren Kulturen

verwurzelt ist. Manchmal ist das Beste, was man tun kann, gar nichts zu tun und darauf zu vertrauen, dass alles gut wird – eine sehr asiatische Lebenseinstellung.

Ich sehe mich nicht als Weltverbesserer, aber es ist mir sehr wichtig, dass es den Leuten in meiner Umgebung gut geht, dass ich für meine Frau, meine Familie und meine Freunde da bin, wenn sie mich brauchen. Und ich halte mich für einen eher pragmatischen Menschen, habe aber einige Grundwerte, nach denen ich versuche zu leben – Respekt und Loyalität gehören auf jeden Fall dazu. Ansonsten stehe ich Ideologien eher kritisch gegenüber und finde, dass manche Leute ihr Denken zu stark nach ihnen ausrichten. Denn menschliche Gefühle sind mir wichtiger als Ideen und abstrakte Theorien, und was nützt die schönste Ideologie, wenn sie an der Realität scheitert? Dann muss sie an die Realität angepasst werden, und nicht umgekehrt.

Gedanken zu einem brandaktuellen Thema

Heute denke ich, dass ich auf einem guten Weg bin. Ich mache wieder Musik und ich habe eine ehrenamtliche Beschäftigung gefunden, in der mir meine Verwurzelung in zwei so verschiedenen Kulturen zugutekommt: Ich versuche Asylbewerber zu unterstützen. Eineinhalb Jahre habe ich Öhringer Asylbewerber in Deutsch unterrichtet, heute gehöre ich zum Heilbronner Freundeskreis Asyl. Aus Zeitgründen bin ich aber leider nicht so aktiv, wie ich es gerne wäre.

Noch ein Wort zur aktuellen Flüchtlingssituation: Den Leuten, die eine monatelange gefährliche und strapaziöse Reise hinter sich haben, das Leben zu erleichtern halte ich für unbedingt notwendig – zunächst einmal unabhängig davon, ob sie vor Gewalt und Verfolgung oder „nur“ vor elenden Lebensbedingungen geflohen sind. Ob sie alle dauerhaft hier bleiben können und wie viele Menschen Deutschland aufnehmen kann, wird zu regeln sein, aber ich bin optimistisch, dass die Politik eine Lösung finden wird. Ich habe Verständnis dafür, dass manche Menschen vor allem die Probleme wahrnehmen, die sich aus der hohen Zahl der Flüchtlinge ergeben. Es muss immer möglich sein, über das Thema kontrovers, aber sachlich zu diskutieren und wenn nötig auch die Asylpolitik der Bundesregierung zu kritisieren. Eine ganze Religion zu diskriminieren und sich selbst auf eine höhere Zivilisationsstufe zu stellen als Menschen aus dem Nahen und Mittleren Osten ist aber purer Rassismus. Ängste vor einem islamischen Staat auf deutschem Boden finde ich lächerlich. Mussten nicht viele Menschen fliehen, gerade weil sie den religiösen Fanatikern in ihrer Heimat Widerstand geleistet haben? Wer Asylbewerber oder andere Menschen mit Migrationshintergrund beleidigt oder sogar Anschläge auf Asylbewerber-Unterkünfte verübt, muss auf jeden Fall hart bestraft werden. In den letzten Monaten ist in Deutschland einiges aus dem Ruder gelaufen und rechtsextremes Denken scheint mir auf dem Vormarsch zu sein. Vielleicht – hoffentlich – ist das nur ein momentaner Trend.

Eines Tages schließt sich der Kreis

Ich hoffe jedenfalls, dass auch in 30 Jahren noch Menschen mit Migrationshintergrund in Deutschland ihre Geschichte erzählen dürfen und ein interessiertes Publikum finden. Und auch für meine persönliche Zukunft habe ich einige Wünsche: Ich hoffe, dass ich das Beste aus zwei Kulturen vereinen kann – deutsche Tugenden wie Sorgfalt, Organisationstalent, Durchsetzungsfähigkeit, Durchhaltevermögen und Respekt vor der Natur mit typisch indonesischen Stärken wie Charme, Humor, Improvisationstalent, Kreativität und Respekt vor den Menschen. Und ich hoffe, dass ich nach den Erkenntnissen leben werde, die ich in den turbulenten letzten 15 Jahren für mich gewonnen habe: mich selbst nicht zu wichtig und das Leben nicht zu ernst zu nehmen – was mir beides oft schwerfällt. Bei allem Verantwortungsbewusstsein und trotz der großen Vorteile, die ein geregelter Alltag mit sich bringt, nicht zu vergessen, wie wichtig es oft ist, einfach das zu tun, worauf man gerade Lust hat und sich den ein oder anderen Traum zu erfüllen. Und bei allem manchmal notwendigen Egoismus nicht zu vergessen, dass man nur vollständig glücklich werden kann, indem man auch andere Menschen glücklich macht.

Wenn Ani und ich einmal Kinder haben, hoffe ich, dass ich ihnen vermitteln kann, dass ihre Verwurzelung in zwei so verschiedenartigen Kulturen einen großen Reichtum darstellt und nicht eine schwere Bürde, wie ich zeitweise fühlte und in schwachen Momenten immer noch glaube. Dazu muss es mir aber gelingen, ihr Selbstwertgefühl zu stärken und sie mit Menschen zusammenbringen, die sie aufblühen lassen und in deren Gegenwart sie von ihren besonderen Eigenschaften profitieren. Denn wer „anders“ ist, wird es immer ein Stück weit schwerer haben, sich im Alltagsleben zurechtzufinden.

Ich kann mir vorstellen, die nächsten Jahre in Heilbronn zu bleiben. Gleichzeitig möchte ich so viel wie möglich reisen, andere Länder und Kulturen entdecken, mit möglichst verschiedenen Menschen auf einer persönlichen Ebene ins Gespräch kommen und etwas über ihre Sichtweise der Welt erfahren. Mein Traum wäre es, mit Ani und unseren künftigen Kindern eines Tages wieder in Frankfurt zu leben, aber das nötige Kleingeld zu haben, dass wir uns eine Ferienwohnung im Süden leisten können. Vielleicht irgendwo am Mittelmeer. Vielleicht aber auch auf Bali, wo ich das großartigste Jahr meines Lebens verbracht habe. Und vielleicht werde ich irgendwann dort wieder mit meinen alten Freunden nachts am Strand sitzen. Dann packe ich meine Gitarre aus, wir atmen den Duft von Nelkenzigaretten ein, trinken ein Bier, lauschen dem Rauschen der Wellen und erzählen uns Geschichten von früher. Und vielleicht fragen sie mich dann: „Warum bist du jetzt erst nach Hause gekommen?“

Ilirianë A. Maxharraj: Momente der Stille
(Kosovo; geb. 1992)

„Es gibt Zeiten, da hat Stille die lauteste Stimme“

Leroy Brownlow

November 1995, Flughafen, Zürich

Eine junge Mutter steht in der Schlange zur Passkontrolle. Auf der linken Schulter trägt sie eine Tasche, auf der rechten Seite hält sie ihre Tochter im Arm. Zu ihren Füßen halten sich ihre zwei kleinen Söhne an den Händen. Sie ermahnt die beiden, bei ihr zu bleiben und nicht loszulassen. Ihre Hand zittert, von der Anstrengung, ihr Kind zu halten. Wenn man genauer hinsieht, erkennt man ihre Augenringe; vielleicht würde sogar jemand bemerken, dass sie nervös ist, ängstlich.

Nun ist sie an der Reihe. Sie versteht kein Deutsch, kein Englisch.

Hat nur den Pass in der Hand und ein Stück Papier mit einer Adresse, um zu zeigen, wohin sie geht. Der Beamte lässt sie passieren. Um ihr Zittern zu verbergen, gab sie dem Beamten die Dokumente mit der Hand, mit der sie ihre Tochter hielt. Ihr Mann hatte viel Geld bezahlt, um sie und ihre Kinder sicher nach Deutschland zu bringen. Am Ende des Flures sind Treppen, sie geht jetzt zügig, jedoch mit Vorsicht. Damit ihre beiden Jungen nicht hinfallen.

Endlich erblickt sie ihren Mann. Geschafft.

– Aufatmen –

Eine Nacht im Jahre 1999, eine Wohnung, Untergruppenbach

Ein kleines Mädchen legt sich schlafen. Links von ihr sind ihre Puppen und ihre Plüschtiere liebevoll aufgereiht. An der Wand gegenüber das große Fenster. Ihre Brüder, nicht viel älter als sie, unterhalten sich. Sie freut sich darüber, fühlt sich sicher. Umgeben von ihren Spielsachen und den Stimmen ihrer Brüder fühlt sie sich sicher. Sie hat Angst als Letzte einzuschlafen, weil dann die bedrückende Stille in ihren Ohren summt. Eine Leere, von der sie denkt, dass sie jeden Augenblick von verummten, bewaffneten Männern, die durch die Fenster kommen, unterbrochen werden kann. Sie versteht nicht, dass sie und ihre Familie hier sicher sind, dass die Bilder im Fernsehen weit weg sind, die ihre Eltern in den Nachrichten mit Angst verfolgen.

Bilder von Menschen, die mit ihren wenigen Habseligkeiten flüchten. Auch ihnen ist die Angst im Gesicht abzulesen. Hilfloze Menschen, die mit Tränen in den Augen erzählen, wie sie fliehen konnten, wen sie zurücklassen mussten. Die Gewissheit, dass dieser Mensch

nun tot ist oder die Ungewissheit, was mit einem anderen geliebten Menschen geschehen ist.

Sie versteht nicht, dass diese Verbrechen weit weg sind. An einem 2.000 km entfernten Ort namens Kosova. Eine Heimat, an die sie sich nicht erinnern kann.

Ihre Eltern erzählen ihr von Großmüttern, Onkeln, Tanten. Von einer Familie. Sie kennt sie alle nicht, hat ihre Gesichter nicht vor Augen. Nur die Stimme ihres Opas kennt sie, eine raue, beruhigende Stimme, die sie ab und an am Telefon hören darf. Die Kleine versteht jedoch, dass diese schrecklichen Dinge, die in den Nachrichten gezeigt werden, jene Menschen durchleben. Ihre Familie. In ihrer Heimat. Diese Menschen gehören zu ihr und sie zu ihnen. Wird sie auch flüchten müssen und geliebte Menschen zurücklassen?

Männer mit Waffen werden sie von ihrem Vater trennen. Sie wird ihre Mutter aus den Augen verlieren. Untergehen in einer Menschenmasse, deren Alltag aus Gewalt und Schrecken besteht. Solange sie die Stimmen ihrer Brüder hört, fühlt sie sich sicher. Und wenn sie genauinhört, so hört sie nebenan auch die Stimmen ihrer Eltern, die sich unterhalten.

Stille tritt erst dann ein, wenn ihre Eltern vor dem Fernseher sitzen. Auf ein Bild in den Nachrichten warten, das ein bekanntes Gesicht oder einen Ort zeigt, den sie wiedererkennen.

Stille tritt auch erst dann ein, wenn sie als Letzte einschläft.

Frühling 2000, ein Klassenzimmer, Untergruppenbach

Sie sitzt in der Mitte des Klassenzimmers. Ihre Lehrerin steht nur ein paar Meter vor ihr an der Tafel. Das Rascheln und Flüstern ihrer Mitschüler umgibt sie. Die Stimme ihrer Lehrerin. Das reibende, leise Geräusch der Kreide an der Tafel. Das Brummen entfernter Autos.

Sie versucht sich ihren Großvater vorzustellen. Als ihre Eltern beschlossen, ihre Heimat zu verlassen, war sie zu klein, um sich an ihn zu erinnern. Kennt diese Heimat nur von Erzählungen und den wenigen Bildern, die ihrer Familie zugeschickt wurden. Bilder von ernsten Erwachsenen und lachenden Kindern.

Im Hintergrund ein verbranntes Haus. Ihr Vater sagt, das sei ihr Zuhause. In aller Ruhe erklärt er ihr, wie ihre Onkel und Tanten, Cousinsen und Cousins heißen, wie alt sie sind.

Sein Lächeln ist traurig.

Er erzählt gern von dieser Familie, die sie nicht kennt. Am liebsten Geschichten von seinem Vater, ihrem Großvater. Sie weiß, dass er krank ist. Im Sterben liegt. Trotz ihres jungen Alters versteht sie, dass sie ihn nie persönlich kennen lernen wird. Dass er nie sehen wird, wie groß sie geworden ist. Wird niemals erfahren, ob er sie auch wirklich liebte, so wie ihre

Eltern es ihr oftmals sagen. Jeden dritten Monat kommt ein Brief, der ihnen mitteilt, ob sie und ihre Familie nun nach Kosova zurückkehren müssen oder weiterhin in Deutschland bleiben dürfen.

Sie möchte bleiben.

Sie mag ihre Freunde und ihre nette Nachbarin, die ihr im Sommer immer ein Eis schenkt. Sie mag auch ihre Lehrerin und die Schule. Und doch, in diesem Moment, in dem sie so verzweifelt versucht, sich ihren Großvater vorzustellen, da wünscht sie sich nichts sehnlicher, als in diese fremde Heimat zurückzukehren.

Stille umgibt sie. Jene Geräusche, die ihr Umfeld ausfüllten, sind verschwunden. Nur dunkel nimmt sie wahr, dass sie weint. Tränen verschleiern ihren Blick. Ihre Lehrerin tritt auf sie zu. Sie versucht mit aller Kraft dieses Schweigen zu durchbrechen. Sie will erklären, warum sie traurig ist, warum sie weint. Warum jetzt.

Warum sie.

Sie kämpft darum, dieser Lautlosigkeit zu entkommen. Sie spürt ihr Schluchzen, kann es aber nicht hören. Ihr Nebensitzer steht auf. Er steckt sich hastig sein T-Shirt in die Hose und zieht diese weit über den Bauchnabel hoch. Er schneidet Grimassen. Er lächelt sie an; genauso wie ihre Cousinen und Cousins auf den Bildern.

Und endlich gelingt es ihr, die Stille zu durchbrechen. Unter Tränen lächelt sie. Lacht über ihn und über sich. Entfernt hört sie das brummende Geräusch eines vorbeifahrenden Autos.

Ein Tag am Meer

Es ist ein stürmischer Tag. Ein junges Mädchen blickt auf das Meer hinaus. Sie steht hüfthoch im Wasser. Die Wellen brechen an ihr. Sie konzentriert sich darauf, steht sicher. Die Wellen sind unterschiedlich stark. Bei der nächsten Welle lässt sie sich treiben und wird von der Strömung mitgezogen. Sie genießt das Gefühl.

Sie taucht auf, braucht Luft zum Atmen. Doch genau in diesem Moment bricht die nächste Welle über sie herein. Sie verliert die Kontrolle über ihren Körper, über ihre Gedanken. Das Meer rauscht in ihren Ohren. Das Wasser ist ganz trüb vom herumwirbelnden Sand.

Die Welle geht über sie weg. Sie hat wieder festen Boden unter den Füßen und holt tief Luft.

Die Entwicklung eines jungen Menschen ist von diesen Momenten unter Wasser geprägt. Strömungen, die einen mitreißen. Sand, der einem die Sicht nimmt. Wasser, das einem den Atem raubt.

Wirre Gedanken sind ein ständiger Begleiter.

Steht man richtig und hat festen Boden unter den Füßen, genießt man die Welle. Lässt man sich treiben, reißt sie einen in die Tiefe.

Früher Abend, Juni 2013, Bushaltestelle, Konstanz

Eine junge Frau steigt schwungvoll die Treppen hoch. Sie summt leise zur Musik, die sie durch ihre Kopfhörer hören kann. Sie lehnt sich an eine Wand. Schaut sich an der belebten Bushaltestelle um und dann auf die Uhr. In 15 Minuten wird ihr Bus kommen. Ein alter Mann, rechts von ihr, lächelt ihr zu. Sie lächelt höflich zurück. Er spricht sie an, doch die Worte werden von der Musik in ihren Ohren verschluckt. Sie entfernt die Ohrstöpsel. Sie unterhalten sich.

Über Busse, die niemals pünktlich sind, über die Bahn, die noch schlimmer ist, über das sonst so launische Wetter. In ihrer Kultur ist es eine Selbstverständlichkeit, sich mit fremden Menschen zu unterhalten, sich damit die Wartezeiten angenehmer zu gestalten. Schon oft saß sie im Flugzeug, Zug oder Bus, umgeben von albanischen Landsleuten, und jedes Mal, meistens von den älteren Passagieren in ihrer Nähe, wurde sie angesprochen. Am liebsten unterhalten sich Albaner über ihre Herkunft und oft genug stellt sich heraus, dass man über tausend Ecken gemeinsame Verwandte oder Bekannte hat.

Es geschieht nicht so oft, dass man in Deutschland von Fremden angesprochen wird, doch auch nicht so selten, dass sie sich darüber wundert. Sie fragt sich, ob er wohl niemanden zu Hause hat, niemanden, mit dem er sich austauschen kann. Ob er wohl alleine ist und sich deswegen mit einer Fremden so gesprächig zeigt. Dieser Gedanke macht sie traurig, und so unterhält sie sich weiter mit ihm.

Er fragt sie nach ihrer Herkunft. Sie antwortet. Ihre Antwort scheint ihm zu gefallen, denn er tritt lächelnd auf sie zu. Er packt sie am Unterarm und lächelt weiter. Überrascht und beunruhigt über seine Nähe, sein Lächeln und insbesondere über seine Kraft, mit der er zupackt, erstarrt sie. Er hat beschlossen, sie jetzt mit sich nach Hause zu nehmen. Er sagt, er hat eine große Wohnung:

„Du bist doch nur eine Ausländerin, die jemand braucht, der sich um dich kümmert“ – und er sei dieser Mensch. Er hätte das nun so beschlossen, und sie solle ihn begleiten. Ihr vor ein paar Sekunden noch fröhliches Gesicht ist blass geworden. Ihr Arm schmerzt. Sie schaut sich um. Sucht Hilfe. Sucht und findet nur betretenes Schweigen und Gesichter, die sich abwenden. Sie fühlt sich taub. Taub in den Ohren, taub in den Händen, taub im Magen. Die Menschen um sie herum ignorieren sie. Tauchen sie in eine fast vergessene Stille. Eine Stille, die sie umschließt und gefangen nimmt, wie der Nebel den Berg im tiefen Winter. Wie eine eiserne Hand, die sich um ihre Sinne schließt.

Es sind nur Sekunden vergangen. Er zerzt immer noch an ihrem Arm. Sie fühlt sich wie ein hilfloses Lamm, das man zum Schlächter führt. Wut packt sie. Ihre Sinne kehren zurück. Ihr Mut. Sie reißt sich los. Schreit ihn an. Schreit aus Wut und Empörung. Auch darüber, dass alle weggeschaut haben. Schreit, weil niemand für sie schreien will. Schreit um dem Nebel, der Stille zu entfliehen.

Sie atmet tief ein, geht weg, nimmt ihre Kopfhörer und sucht Trost in der Musik. Trost, den die Menschen um sie herum ihr hätten geben müssen.

Sommer 2013, Nacht, See, Rhein, Konstanz

Eine junge Frau und ihre Freunde sind in einer späten Nacht am See. Einige sitzen am Ufer, andere schwimmen. Zwei Mutige gehen mehrmals die Fahrradbrücke entlang, klettern auf das Geländer und springen mit einem Schrei ins Wasser. Auch die junge Frau möchte springen. Sie läuft mit hoch zur Brücke. Klettert mit unsicheren Beinen auf das Geländer. Hält sich am Pfosten einer Straßenlaterne fest.

Der Erste springt.

Sie hält sich immer noch fest. Schaut in die Tiefe. Versucht die Entfernung abzuschätzen. Sechs, vielleicht sieben Meter. Sie schluckt.

Der Zweite steht neben ihr. Er bemerkt ihre Unsicherheit, spricht über komische Dinge, um sie abzulenken. Zunächst verwirrt, hört sie ihm zu, begreift dann und lacht.

Von unten ertönt ein ungeduldiger Ruf. Springt!

Beide reden nun auf sie ein.

„Seid doch still!“

60 Sekunden braucht sie, um nachzudenken. Sie schaut ein weiteres Mal hinunter. Ihr Griff um den Laternenpfosten wird fester. Sie ist freiwillig hier, hier auf dieser Brücke, zu genau dieser Zeit. Es ist ihre eigene Entscheidung. Sie will springen; zurücklaufen kommt nicht in Frage. Dann würde sie sich wie ein Feigling fühlen.

Trau dich! Spring! Es sind schon viele vor ihr gesprungen, und es werden auch viele nach ihr von dieser Brücke springen.

Wie ein Mantra wiederholt sie es – Trau dich! Spring!

Sie will es, sie hat das so entschieden. Um sich selbst zu beweisen, um etwas Neues zu probieren. Um im hohen Alter auf diesen Moment mit einem Lächeln zurückschauen zu können. Es spielt keine Rolle, warum sie es will.

„Spring endlich!“

Nun ist auch sie ungeduldig. Sie schaut nach rechts. Bittet mit einem unsicheren Lächeln gemeinsam auf Drei zu springen.

Sie holt tief Luft.

Eins...

Sie löst ihre Hand vom Pfosten, ihrer letzten Sicherheit.

Zwei...

Sie blickt hinunter. Verflucht sich, für einen kurzen Moment.

Drei...

Sie springt.

Ein Gefühl der Schwerelosigkeit, der Sorglosigkeit erfasst sie.

Gedanken rasen durch ihren Kopf.

Ihre Seele und ihr Körper, verlassen von Bedenken, Ängsten, Sorgen. Endlosigkeit. Zeitlosigkeit, in realen Zahlen nicht messbar...

Sie taucht in das Wasser hinab. Sinkt in die Tiefe, schwimmt kurz darauf an die Oberfläche und holt Luft. Ihr freudiger Schrei ist weit zu hören. Endlich hat sie die Stille durchbrochen.

Redigiert von Lilo Klug

Erika Müller: Wo ist meine Heimat?

(Kasachstan; geb. 1961)

Geboren wurden meine Eltern in der ehemaligen Sowjetunion am Schwarzen Meer. Da sie deutschstämmig waren, wurden sie nach Hitlers Angriff auf die Sowjetunion von Stalin nach Kasachstan zwangsumgesiedelt. Wegen angeblicher „Sabotage am Sowjetstaat“ wurde Vater zu lebenslanger Haft im Gulag verurteilt, die aber nach dem Tode Stalins auf elf Jahre reduziert wurde. Nach der Verbüßung seiner Haftstrafe bekam er einen Vermerk in seinen Personalausweis und war ständigen Repressalien ausgesetzt, so musste sich Vater z.B. anfänglich monatlich bei der Polizei melden und wurde durch den KKB überwacht.

Das Ziel meiner Eltern war nach Kriegsende der Weg nach Westen, in die Nähe von Deutschland zu kommen, da Westdeutschland für Freiheit stand. Meine Eltern wünschten sich vor allem, dass ihre Kinder studieren konnten, was uns als deutschstämmig „Vorbelastete“ in der UdSSR nicht ohne weiteres möglich gewesen wäre.

Bis nach Deutschland war es ein steiniger Weg, ein Weg, der uns von Kasachstan über Usbekistan nach Lettland führte, wo ich die ersten 6 Schuljahre auf einer russischen Schule abgeschlossen habe. Damals habe ich als Kind vielfach wahrgenommen, wie wir vom Geheimdienst überwacht wurden. Neben nächtlichen Kontrollbesuchen hatten wir öfters Begleitung während unserer Zugreisen in die Hauptstadt Riga.

Nach langjährigen Ausreiseanträgen durften die Eltern endlich 1974 mit mir und meinem Bruder in die BRD ausreisen. Den Beginn in Deutschland erlebte ich als 13-Jährige recht hart. Wir fühlten uns nicht willkommen und fremd. Im August 1974 waren wir in Böblingen im Übergangswohnheim die einzige Familie aus der Sowjetunion, es gab weder soziale Betreuung noch Unterstützung/ Aufklärung, was die Behördengänge betraf. Das System war fremd und man wurde allein gelassen. Wir Kinder sind in Internate geschickt worden, meine Eltern waren nun erstmals ohne ihre Kinder, wir Kinder getrennt und allein in einer fremden Umgebung. Ich bin in einem Internat eines Franziskanerklosters gelandet. Hier habe ich die nötige Förderung in der deutschen Sprache bekommen und bin auch in meinen Fähigkeiten wahrgenommen worden. Ohne die Unterstützung der Schwestern wäre ich nie ins Gymnasium in die 8. Klasse gekommen (obwohl mir 3 Jahre Englisch und 1 Jahr Latein gefehlt haben) und hätte vermutlich kein Abitur machen können. Heute arbeite ich als Gymnasiallehrerin.

Wo ist meine Heimat? Mit dem Wort Heimat verbinde ich nichts, das wohlige Gefühl kenne ich nicht. Meine Eltern haben von daheim – ihrem Geburtsort am Schwarzen Meer – gesprochen, aber zu diesem durften sie während der Sowjetzeit nicht zurückkehren. Für mich und meinen Bruder gibt es diesen Ort nicht, es waren immer Stationen in unterschiedlichen Ländern. Vielleicht ist es sogar die deutsche Sprache, die mir am

ehesten das Gefühl von Heimat gibt. Aber ich möchte in keinem anderen Land leben als in Deutschland, hier fühle ich mich frei.

Maria Orben, geb. Roth: Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel; sie führen über Strom und Hügel
(Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1938 in Großkopisch)

Ausreise

Es war ein sonniger Märztag im Jahr 1990, als ich zum allerletzten Mal früh morgens von den vertrauten Geräuschen der Natur, die ich mein halbes Leben lang kannte und mir vertraut waren, wach wurde. Obwohl sich alles gleich anhörte, war alles anders, denn wir warteten auf unser Gefährt, das uns ins sehr ersehnte Land fahren sollte. Für diesen Moment hatte ich viele Jahre gekämpft. In regelmäßigen Zeitabständen war ich nach Bukarest gefahren, um einen Antrag auf Ausreise zu stellen.

Viele Nächte waren wir im Regen gestanden, um am nächsten Morgen in der rumänischen „Ausreise-Botschaft“ vorsprechen zu dürfen. Leider jedes Mal ohne Erfolg.

Einmal gelang es mir sogar, in einen nicht öffentlichen Bereich vorzudringen. Wir wurden aber sehr schnell verhaftet und sollten gerade abgeführt werden. Da kam uns, Gott sei Dank, ein Angestellter der Botschaft entgegen, ein ehemaliger Ingenieur, mit dem ich einige Jahre zusammengearbeitet hatte. Er rettete uns das Leben. Sonst hätten wir unsere Familie vielleicht nie wieder gesehen.

Wir warteten also in unserem Haus, das in einer Sackgasse am Stadtrand unterhalb eines Waldes lag. Die Straße war uneben und nicht asphaltiert. Es gab lediglich links und rechts der Straße jeweils drei Häuser mit den dazugehörigen Grundstücken. Jedes Auto, das in die Sackgasse einbog, wurde sofort wahrgenommen, denn Autos schafften es selten unter solchen Straßenbedingungen so weit hinaus.

Nun aber hatte das Warten ein Ende und gegen 10:00 Uhr morgens fuhr ein weißer VW-Bus vor.

Meine Kinder samt Schwiegertöchtern und Enkelkindern waren versammelt und bereit, die Reise in den Westen anzutreten. Die Motorgeräusche des VW-Busses machten die Nachbarschaft aufmerksam, und mit jeder Minute, die verstrich, kamen immer mehr Nachbarn und Freunde in die Straße, um sich von uns zu verabschieden. Als die paar Koffer eingeladen waren, wurde auch meine 81-jährige Mutter von meinen Söhnen ins Auto getragen. Nun konnte die Reise in ein neues, ersehntes besseres Leben losgehen.

Ich war glücklich, dass meine ganze Familie beisammen war und wir nicht getrennt wurden. Meine Schwester, die schon 1986 das Land verlassen durfte, lebte in Heilbronn. Sie hatte es uns ermöglicht, in dem von ihr angemieteten Bus samt Fahrer auszureisen. Eine andere Möglichkeit wäre auch schwierig geworden, da meine Mutter in einem schlechten gesundheitlichen Zustand war, so dass dies die einzige Möglichkeit war, die für mich in Betracht kam.

Wir waren den ganzen Tag unterwegs, und als wir die rumänische Grenze hinter uns gelassen hatten, verspürte ich ein tiefes Gefühl von Freiheit.

In Ungarn, auf einem Rasthof, wartete ein weiterer VW-Bus mit deutschem Kennzeichen der Reisegesellschaft König. Die Koffer wurden umgeladen, und so konnte die Reise weitergehen. Wir kamen unserem Ziel immer näher. Alle hatten ihre Einreisebescheinigung bis auf meine Schwiegertochter mit meiner Enkeltochter.

Diese mussten wir schweren Herzens in Ungarn zurücklassen. Es fiel meinem Sohn besonders schwer, seine Frau und seine 1-jährige Tochter in einem fremden Land auf einem Rasthofplatz stehen zu lassen. Schnell wurde eine Unterkunft organisiert, wo beide bleiben konnten. Von den Ersparnissen wurde etwas abgezackt und ihnen dagelassen, sodass sie für ein Woche Unterkunft und das Essen bezahlen konnten, bis auch sie ihre Reisepapiere bekamen.

Mit gemischten Gefühlen ging die Reise weiter. Etwa 15 Stunden später war ich mit meiner fast kompletten Familie in dem ersehnten Land, wofür ich viele Jahre gekämpft hatte, angekommen.

Alle Ankömmlinge waren verpflichtet, wegen der Papiere in Nürnberg als erste Station Halt zu machen. Uns wurden zwei Zimmer zugeteilt mit Stockbetten. Meine Mutter und ich kamen in ein Zimmer des Roten Kreuzes wegen ihres schlechten gesundheitlichen Zustandes.

Müde, erschöpft und mit gemischten Gefühlen ließ ich mein bisheriges Leben Revue passieren...

Meine Kindheit und Jugend

Am 19. Februar 1938 brachte mich meine Mutter, Maria Roth, geb. Windt, als jüngste Tochter von drei Kindern zur Welt.

Wir lebten in Großkopisch, einem Dorf in Siebenbürgen, in dem mehr als zwei Drittel der Bevölkerung deutschstämmig war. Zu Hause sprachen wir siebenbürgisch Sächsisch. Das ist eine der ältesten noch erhaltenen deutschen Siedlersprachen, die ab dem 12. Jahrhundert als Ausgleichsdiialekt verschiedener Mundarten entstand. Wir hatten deutsche Kindergärten und deutsche Schulen.

Das Dorf Großkopisch, in dem ich aufwuchs, war sehr landwirtschaftlich geprägt. Obwohl meine Mutter Kindergärtnerin war, besaßen wir zwei Schafe, eine Ziege, ein Schwein und eine Menge Hühner. Um diese Tiere mussten sich meine ältere Schwester und ich kümmern. Mit den Schafen gingen wir auf die Weide, für das Schwein sammelten wir Brennesseln und Unkraut. Die Brennesseln wurden mit heißem Wasser überbrüht und dann mit ein wenig Mehl und Kartoffeln vermischt. Dem Schwein hat's geschmeckt.

Beim Fischen mussten wir den Jungen im Dorf helfen. Sie stauten das Wasser des Dorfbachs mit einem Damm, höhlten ihn so weit aus, dass ein Kartoffelkorb dahinter Platz fand, und wir Mädchen mussten ihn gegen die offene Stelle drücken. Die Jungen stocherten derweil mit ihren Stecken an den Rändern des Baches ins Erdreich, wo sich die Fische aufhielten. Aufgescheucht schwammen sie direkt in den Korb. Mit dem Fang begaben wir uns auf die Wiese, wo wir den Fang brieten, der uns herrlich schmeckte.

Im nahegelegenen Tannenwald sammelten wir Tannenzapfen, damit uns unsere Mutter abends schnell ein warmes Essen auf dem Tannenzapfenfeuer zubereiten konnte, wenn sie von der Arbeit kam. Besonders schön war Weihnachten für uns Dorfkinder. Wir sangen in der Kirche Weihnachtslieder und sagten Gedichte auf. Dann gab es Geschenke vom Weihnachtsbaum. Jedes Kind bekam ein Päckchen mit einem gebackenen Stern, dazu Nüsse, Äpfel, einen Bleistift und einen Radiergummi.

Kurz danach träumten wir von Ostern, denn da erhielten wir von unseren Eltern rot gefärbte Eier. Mit diesen Eiern gingen wir auf die Wiese und warfen sie in die Luft. Wer am höchsten warf, erhielt zur Belohnung ein Ei. Die zerbrochenen Eier am Boden wurden trotzdem gegessen, denn es waren ja harte Eier und der Boden war weich.

Kriegswirren

1941 erklangen in den Straßen die Trommler der rumänischen Armee und forderten alle Männer, Frauen, junge Burschen und Mädchen ab 18 Jahren auf, sich für den Krieg rekrutieren zu lassen. Autos standen für den Abtransport bereit, so dass kaum einer umkehren konnte. Wenige Erwachsene blieben im Dorf zurück, auch nur deshalb, weil sich diese Tage oder sogar wochenlang versteckt gehalten hatten samt schwangeren Frauen, Greisen und kleinen Kindern. Mein Bruder Hans, dreizehn Jahre, meine Schwester Anna, acht Jahre, und ich mit meinen vier Jahren waren mit meiner Mutter zurückgeblieben. Wir hatten einen Hof mit fruchtbarem Boden zu bebauen und genügend Vieh im Stall, um über die Runden zu kommen.

1944, als die Deutschen gegen die Russen den Krieg verloren hatten, besetzten die Russen unser Dorf. So kam es, dass eines Tages einige russische Soldaten urplötzlich mitten in unserer Stube standen. Diese war voller Kinder, eigene und fremde, die sich gerne in der Gegenwart meiner Mutter aufhielten, die von Beruf Kindergärtnerin war. Einer der Soldaten fragte meine Mutter, wem die Kinder gehörten. Diese, in Angst um ihr Leben, gab an, dass all diese Kinder ihre eigenen seien. Der Soldat fasste sich nur an den Kopf und machte mit seinen Kumpanen kehrt, sodass wir unversehrt bei der Mutter bleiben konnten.

1945 und 1947 gab es zwei Enteignungswellen, in der die deutschstämmige Bevölkerung ihren gesamten Grundbesitz, ihr Vieh, ihre Vorräte und ihre Häuser verlor. Dennoch hatten

wir das Glück, dass wir in unserem Haus weiterhin wohnen durften. Andere Familien sollte es schlimmer treffen. Diese mussten sogar ihre Häuser räumen, damit rumänische Familien aus dem Dorf in deren Häuser einziehen konnten.

Allerdings kam eine rumänische Familie mit fünf Kindern aus den Bergen mit ins Haus, die ab diesem Zeitpunkt das Sagen hatte. Wir gaben unsere besten Zimmer ab und teilten uns gemeinsam die Küche.

Dazu fällt mir ein lustiges Erlebnis ein:

Die wundersame Auferstehung der Gänse

Die rumänische Familie hatte eine Schar von Gänsen. Meine Mutter baute in unserm Garten Mohn an. Eines Tages, als meine Mutter einige der Mohnpflanzen ausgerissen und auf dem Misthaufen entsorgt hatte, wurden diese am Abend von den Gänsen gefressen. Das führte dazu, dass die Gänse in einen sehr langen Schlaf fielen und nicht, wie gewohnt, am nächsten Morgen wach wurden. Der Hausherr stellte mit Entsetzen am nächsten Morgen fest, dass seine Gänse nicht mehr lebten.

Um den Schaden in Grenzen zu halten, wurden den Gänsen die Federn gerupft. Die Gänse wurden beiseitegelegt, um sie zu entsorgen. Am nächsten Morgen wollte der Besitzer die Gänse auf dem Acker vergraben. Doch diese waren in der Zwischenzeit von ihrem langen Schlaf erwacht und watschelten dem Besitzer entgegen, nur eben federlos. Die rumänische Familie und deren Verwandte strickten und nähten nun Kleider für die armen Tiere, damit sie nicht froren. Alle Leute, die an dem Ort vorbeikamen, wo sich die Tiere aufhielten, blieben stehen und lachten.

1945 wurde ich eingeschult. Ich besuchte zusammen mit meinen Freundinnen vier Jahre lang die deutsche Schule im Dorf. Mein Bruder und meine Schwester, die inzwischen 18 und 14 Jahre alt waren, konnten nicht mehr zu Hause bleiben. Unsere Vorräte waren schon lange aufgebraucht, und so mussten sie nun auch etwas dazuverdienen. Sie zogen in die nächstgrößere Stadt Mediasch, wo meine Schwester als Dienstmagd und mein Bruder ebenfalls als Dienstknecht eine Stelle fand.

Ich war inzwischen elf Jahre alt und sollte auf die weiterführende Schule nach Birlbaum gehen. Doch meine Mutter war damit nicht einverstanden, da in der Zwischenzeit ja meine Geschwister und mein Vater weg waren und sie nicht alleine bleiben wollte. Meine Freundinnen gingen weiter in die Schule, nur ich blieb zu Hause und arbeitete mit meiner Mutter auf dem Acker, um unser tägliches Brot zu verdienen.

Diesen Zustand hielt ich nicht lange aus. Im darauffolgenden Jahr meldete ich mich selbst an der weiterführenden Schule im Nachbardorf an, und somit konnte ich die fünfte und sechste Klasse absolvieren. Ich blieb im Internat. Dort wurde mit Essen, Trinken und Schlafen für uns gesorgt.

1956, als ich 16 Jahre alt war, zog ich zu meiner Schwester in die Stadt, in der ich dann 36 Jahre lebte. Aber bevor es so weit war, gab es noch manches, was ich nachtragen möchte. Ich arbeitete zuerst in einer Bürstenfabrik, was für mich einen Fußweg von drei Kilometern bedeutete, vorbei an Wiesen, Weinbergen und einem Wald. Einmal, an einem frühen Morgen, als meine Freundinnen und ich unterwegs zur Arbeit waren, sahen wir in einer Waldlichtung ein Licht. Es rührte von einem Fallschirm her, der da vom Himmel herabgeschwebt war. Das Licht erlosch. Voller Angst liefen wir schnell weg und meldeten das seltsame Geschehen in der Fabrik. Die Polizei nahm sich der Sache an und sagte, dass in dieser Nacht viele Flugzeuge am Himmel gesehen worden seien und dass es sich bei den Menschen am Fallschirm um Spione gehandelt habe. Das einzig Gute an dem Ereignis war, dass wir an diesem Tag nach der Befragung nicht mehr arbeiten mussten.

Mein Leben in der Fabrik

Zwei Jahre später verdiente ich mein Geld in Mediasch in einer Fabrik, in der ich als Maschinistin ausgebildet wurde. Die Arbeit an der Stanze war gefährlich. Viele wurden bei dieser Arbeit an den Händen schwer verletzt. In dieser Fabrik gab es auch einen Frauenhandballverein, dem ich beitrug. Wer Mitglied in diesem Verein war, wurde zum Training von der Arbeit freigestellt. Ich war Torwart. Wir waren eine sehr gute Mannschaft; deshalb kamen wir durch die Auswärtsspiele viel im Land herum.

Wir bauen uns ein Haus

In der Fabrik lernte ich meinen späteren Mann kennen und nach zwei Jahren heirateten wir. Anschließend musste mein Mann drei Jahre lang zum rumänischen Militär. Als er zurückkam, bezogen wir zunächst eine Mitwohnung. Wir wohnten in einem winzigen Zimmer. Wir besaßen nur ein Bett, einen Schrank und einen Hocker, den mein Mann selbst geschreinert hatte. Die Wände in der Wohnung hatten so breite Risse, dass man die Nachbarn in der Wohnung daneben sehen konnte.

Als unser erster Sohn 1961 geboren wurde, ging mein Mann zum Bürgermeister und bat um eine bessere Wohnung. Doch der Bürgermeister wies ihn ab. Damals bekamen nur Rumänen eine Wohnung oder solche Menschen, die skrupellos genug waren, die Beamten zu schmieren, die für die Wohnungsvergabe zuständig waren. Da entschlossen wir uns, ein Haus zu bauen. Durch äußerste Sparsamkeit, durch Zuwendungen meiner Schwester und meiner Eltern (mein Mann war Waise) konnten wir zusammen mit meiner Cousine ein Grundstück erwerben, auf dem wir mit Hilfe von Zigeunern ein Doppelhaus erstellten. Die Zigeuner formten und brannten die Ziegelsteine für die Mauern. Mit den Ziegeln einer alten Scheune, die wir zu diesem Zweck gekauft hatten, deckten wir das Dach. Unser Haus war höchst einfach ausgestattet. Wir hatten zu Beginn weder Wasser noch Strom. Mit einem Handwagen schafften wir das Wasser von einer etwa 1 km entfernten Quelle heran. Zum

Kochen und Heizen holten wir Holz aus dem nahegelegenen Wald. Als das Haus fertig war, bewohnten wir zunächst nur ein Zimmer. 1966 kam unser zweiter Sohn zur Welt. Als das zweite Zimmer fertig war, nahmen wir meinen Bruder mit seiner Familie auf, die vier Jahre bei uns wohnte. Wir gaben ihnen dann einen Gartenanteil ab, damit auch sie bauen konnten. Dann zogen meine Eltern bei uns ein. Mit der Zeit bekamen wir auch Strom und Gas. Einen Brunnen im Hof bohrten wir uns selbst.

Inzwischen hatten auch unsere Söhne geheiratet, die mit ihren Familien bei uns wohnten.

Dieses Haus verkauften wir vor der Ausreise nach Deutschland. In derselben Nacht kam die Inflation und so bekamen wir für das Haus, das wir unter sehr harten Bedingungen gebaut hatten, den Gegenwert eines Monatslohns.

Dies bringt mich zurück zu der Zeit unserer Einreise nach Deutschland:

Übergangswohnheim

Mit der Ankunft im Übergangswohnheim in Nürnberg waren wir alle sehr erleichtert, „angekommen“ zu sein. Dies war aber nicht unbedingt der Fall, denn erst jetzt ging die richtige Reise erst los. Wir wurden von einem Übergangswohnheim zum nächsten Übergangswohnheim mit Bussen transportiert. Wir wussten nicht genau, wie lange wir an einem Ort verweilen konnten und wie schnell die Behörden ein anderes Wohnheim für uns und viele andere Aussiedler finden würden. Zu Beginn war es sehr spannend, aber mit der Zeit wurden wir immer müder, so dass wir uns sehr sehnten, endlich nach Heilbronn gebracht zu werden, wo meine Schwester ein Haus für uns angemietet hatte.

Ich wurde überall gesondert von meiner restlichen Familie untergebracht, da ich mich zusätzlich um meine 81-jährige Mutter kümmern musste. Es war sehr beeindruckend, mit welcher Selbstverständlichkeit, Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft wir in Empfang genommen wurden.

Wie schon erwähnt, war unser erster Halt Nürnberg. Von hier aus kamen wir nach Bad Neuenahr-Ahrweiler, das im Bundesland Rheinland-Pfalz liegt. Hier verbrachten wir zwei Tage. Da dieses Übergangswohnheim sehr überfüllt war, wurden wir bei der ersten Gelegenheit in ein Wohnheim nach Hamm in Nordrhein-Westfalen transportiert. Hier verbrachten wir die längste Zeit.

Zwei Monate dauerte es, bis unsere Einreisegenehmigungen überprüft und unsere Akten angelegt worden waren. In dieser Zeit wurde geprüft, ob wir der deutschen Sprache in Wort und Schrift mächtig waren.

Als der gesamte Papierkram erledigt war, durften wir unsere Reise fortsetzen und die Stadt Tübingen in Baden-Württemberg kennen lernen, wo wir, zusammen mit dreißig weiteren Aussiedlern, in einer Schule in einem provisorisch umgestalteten Klassenzimmer

untergebracht wurden. Die Freude war bei allen sehr groß, als nach zwei Tagen wieder ein Reisebus bereitstand und wir weiterreisen durften, dieses Mal nach Heilbronn in unser zukünftiges Haus.

In Heilbronn erwartete uns meine Schwester mit den Schlüsseln einer Drei-Zimmer-Wohnung. Die Wohnung war voll eingerichtet, sogar Bettwäsche und Handtücher befanden sich in den Schränken. Auch die Küche war voll ausgestattet. Es machte den Anschein, als ob wir von einer weiten Reise wieder zu Hause angekommen wären.

Die Zimmer mussten nur gelüftet werden, um diese mit unseren vertrauten Gerüchen zu erfüllen. Nun, 26 Jahre später, leben wir zwar nicht mehr in dieser Wohnung, wir haben uns ein Eigenheim gekauft und Heilbronn ist nun mein Zuhause.

Leben in Deutschland

Mein Mann, der in Rumänien als Flaschner und später als Mechaniker gearbeitet hatte, fand in Heilbronn schnell eine Anstellung. 15 Jahre arbeitete er in derselben Firma. Auch unsere Söhne fanden in kurzer Zeit eine gute Arbeit und besitzen nun jeweils ein Haus.

2007 verstarb mein Mann bei einem Herzinfarkt. Ein Jahr davor war meine Tochter mit ihrem Sohn aus Berlin zurückgekehrt. Somit konnte ich den Verlust meines Mannes besser verkraften, da ich von meiner Tochter und deren Sohn gebraucht wurde. Ich habe einen fest strukturierten Tagesplan, bringe meinen Enkel zum Sport, begleite ihn auf Turnieren und fühle mich jünger als ich bin.

Auch Heimweh habe ich keins. Ich habe inzwischen bei einer Rundreise in Rumänien unser altes Haus von außen gesehen, wollte aber mit den neuen Besitzern nicht in Kontakt treten.

Ich bin zufrieden. Mir geht es gut. Dass aber im letzten Jahr mein Bruder und meine Schwester gestorben sind, macht mich sehr traurig.

(Weitererzählt von Rudolf Holzwarth und Grete Orben.)

Oswald Peschka: Kriegsblind und aus der Heimat vertrieben – ein tapferes Leben (Tschechien; geb. 1912)

Oswald Peschka hat seine Lebensgeschichte auf einer Blindenschreibmaschine und nur mit der linken Hand abgefasst.⁵

„1912 wurde ich — Oswald Peschka — in Ölhütten (Nalet genannt) geboren. Zwei Weltkriege habe ich überlebt. Den ersten unbewusst, den zweiten hautnah und in voller Härte. Vom Ersten Weltkrieg habe ich nur eine Erinnerung. In unserer Wohnstube hingen zwei Bilder. Auf einem Bild Kaiser Franz Josef mit der gesamten Generalität, auf dem zweiten Bild der deutsche Kaiser mit allen Generälen. Nach dem Krieg wurden die beiden Bilder entfernt.

Eingeschult wurde ich 1918 in die einklassige Volksschule in Ölhütten. Schüler vom 5. bis zum 8. Schuljahr hatten vormittags von 8 Uhr bis 12 Uhr Unterricht, Schüler vom 1. bis 4. Schuljahr hatten nachmittags von 1 Uhr bis 4 oder 5 Uhr Unterricht. Disziplin stand oben an. Stillsitzen, Hände auf dem Schreibpult und über die Finger wurde ein Bleistift gelegt. Wehe dem, dem der Bleistift hinunter fiel....

Nach dem Unterricht mussten wir in Reih und Glied die Klasse verlassen. Draußen vor der Schultür stand die Lehrerin, Frau Schnabel. Wir mussten laut und deutlich grüßen: „Gott strafe England!“ Die Lehrerin antwortete: „Und auch Frankreich!“

Nach dem Krieg bekamen wir für kurze Zeit den Lehrer Baier. Er kam mit Reithose und Stiefeln sowie mit Rohrstock in die Klasse. Ein Lehrer, vor dem wir zitterten. Er prügelte nahezu täglich. Auch ich bekam mein Fett ab.

Unsere deutsche Sprachinsel war ein Dorn im tschechischen Fleisch. Wir Deutschen wurden wirtschaftlich isoliert. Der größte Teil der Menschen lebte vom Ertrag der steinigten Äckerchen und von der Kuh oder der Ziege im Stall. Der einzige Beruf, den die Kinder lernen konnten, war Schneider. Als Heimarbeiter waren sie auf Glück und Verderb auf die Textilindustrie in Proßnitz angewiesen, wo sie alle 14 Tage Heimarbeit abholten und ablieferten. Die Arbeit war schlecht bezahlt. Zu Hause wurde Tag und Nacht bei einer Petroleumlampe genäht, um die Familie zu ernähren. Wer aus diesen Zwängen heraus wollte, musste eine bessere Schulbildung anstreben. Aber wie, wenn das Geld fehlte? Frau Kertsch aus Runarz war Sozialarbeiterin im Auftrag des Deutschen Kulturverbandes. Sie kümmerte sich um viele Schüler, die für eine weiterführende Schule in Betracht kamen. Viele Schüler brachte sie in Reichenau bei Bauern unter, damit sie die Bürgerschule besuchen konnten. Auch ich war einer davon. Viele hatten Glück und kamen bei warmherzigen Bauersleuten unter. Einige wurden ausgenutzt und mussten neben der Schule noch als kleine Knechte auf den Feldern oder im Kuhstall arbeiten. Ich gehörte

⁵ Stark gekürzte Fassung

nicht zu den Glücklichen. Ich litt sehr an Heimweh und sollte über die Ferien nicht nach Hause, sondern auf den Feldern bei der Ernte helfen. Weil ich aber doch über die Ferien heimfuhr, stand ich zu Schulbeginn vor verschlossener Tür. Ich stand als 14-Jähriger mit einem Persilkarton in der Hand weinend auf der Straße. Nun ging ich auf eigene Faust von Bauer zu Bauer und bat um Aufnahme. Ich fand Bauersleute, die mir eine Schlafstelle neben dem Kuhstall anboten. Auf diese Weise konnte ich die Bürgerschule abschließen. Für die weitere schulische Ausbildung sorgte Frau Kertsch: Sie vermittelte mich in eine zweijährige Fachschule für Weberei in Sternberg. Die Lehrer kannten die wirtschaftliche Lage der Sprachinselkinder. Sie suchten uns Freitische bei wohlhabenden Bürgern. Für Mittagessen war gesorgt. Nach Beendigung der Fachschule sorgten gut betuchte Sprachinsler dafür, dass ich in Brünn die Höhere Lehranstalt für Textilindustrie besuchen konnte. Als Techniker wurde ich entlassen. Weil die Wirtschaftskrise begann, war ich arbeitslos. Als Tagelöhner, als Hilfsarbeiter verdiente ich mir ein paar Kronen. Ich war als junger Mensch sehr unglücklich. Nach längerer Zeit bot mir die Firma Fischer, Seilerwarenfabrik, eine Außendienststelle an. 1934 wurde ich für zwei Jahre zum tschechischen Militärdienst, zur schweren Artillerie, eingezogen. Bald wurde ich zur Unteroffizierschule kommandiert und als Geschützführer zum Korporal befördert. Ich war für die Ausbildung der neuen Rekruten zuständig. 1936 wurde ich aus dem tschechischen Militärdienst entlassen. 1937 erhielt ich endlich eine Anstellung in meinem erlernten Beruf als Textiltechniker in der Seidenweberei Birle in Glasdörfel bei Grulich. Ich war glücklich, ich sollte ein Zweitwerk übernehmen. Der Krieg machte meine Pläne zunichte. 1940 wurde ich zum Wehrdienst eingezogen, zum Artillerieregiment 150, zur schweren Abteilung.“

(In den folgenden vier eng beschriebenen Seiten beschreibt Oswald Peschka seine Kriegserlebnisse. Weil so viele Seiten nicht gedruckt werden können, werden im Folgenden nur besondere Erlebnisse wörtlich zitiert.)

[...]

1941 Heiliger Abend in einem Bunker vor Sewastopol.

„Wir saßen vor einem eisernen Ofen und wärmten uns die Hände. Es war Feuerpause, auch die Russen verhielten sich ruhig. Mit unseren Gedanken waren wir alle zu Hause. Ich war mittlerweile Unteroffizier, die Kameraden suchten bei mir Halt. Auf einmal hörten wir draußen vor dem Bunker Stimmen, die Decke wurde weggezogen, draußen standen vier gut gekleidete Soldaten und baten um Einlass. Ich fragte nach dem Grund, die Antwort war Truppenbetreuung. Die Soldaten traten ein und begannen mit Gitarrenbegleitung. Eine wunderschöne Tenorstimme sang „Stille Nacht, heilige Nacht“. Gänsehaut lief über unseren Rücken. Meine acht Mann Geschützbedienung waren alte Haudegen, die den Frankreich-, den Balkanfeldzug und ein halbes Jahr in Russland eingesetzt waren. Aber als das Lied — „Stille Nacht“ – erklang, gab es keinen, dem nicht die Tränen herunter rannen.

Auch ich konnte mich der Tränen nicht erwehren. Als ich mich nach dem Namen des Sängers erkundigte, kam die Überraschung, Rudolf Schock stand vor mir, er befand sich auf Truppenbetreuung. Diese Überraschung hat sich tief in mein Herz eingegraben.

Ein Geschütz nach dem anderen ging verloren. Durch Rohrkrepierer, durch Feindbeschuss, wir standen ohne da. Die Einheit wurde aufgelöst, die Mannschaft der Infanterie zugeteilt. Wenige Wochen später wurden alle zurückgerufen, die Batterie sollte neu aufgestellt werden. Wir erhielten neue Geschütze, nämlich ausrangierte alte tschechische Geschütze. Kein Mensch konnte mit diesen Geschützen umgehen. Ich war der Einzige, der bei den Tschechen dafür ausgebildet worden war. Ich war nun Ausbilder für Offiziere und Unteroffiziere. Für mich brach eine Welt zusammen, schon Anfang 1942 war für mich der Krieg verloren. Diese alten Geschütze hatten keine Feuerkraft. Die russische Artillerie war uns haushoch überlegen, wir konnten unsere Infanterie nicht mehr unterstützen.“

1943 lag Oswald Peschkas Einheit auf der Krim. Sie wurde nur aus der Luft versorgt.

„Hl. Abend 1943 auf der Krim. Schlechte Nachricht am Abend. Der vorgeschobene Artilleriebeobachter ist durch einen Kopfschuss gefallen. Ersatz wurde angefordert. Wer ist dazu fähig? Die Wahl fiel sofort auf mich, auf Oberwachtmeister Peschka.

Am Abend des 23. April 1944 griffen wir an. Der Angriff ging zügig voran. Ich musste die Stellung nach vorn wechseln. Starkes MG-Feuer hinderte mich daran. Ich kroch förmlich mit meinem Funker bis zu einer Straße, dort setzten wir zu einem Sprung über den Straßengraben an. Aufgesprungen, ein fürchterlicher Knall und Explosion. Ich flog hoch in die Luft, verlor das Bewusstsein, und als ich zu mir kam, war dunkle Nacht um mich, und ich hörte Schmerzensschreie von meinem Funker. Ich rief nach dem Sanitäter um Hilfe. Als Antwort kam: „Wir können euch nicht helfen, Ihr seid in einem Minenfeld.“

Ich selbst litt noch unter einem Schock, hatte selbst keine großen Schmerzen. Nach den Rufen der Sanitäter versuchte ich mich zu orientieren. Wo ist der Straßengraben? Was ist mit dir geschehen? Ich befühlte meinen Körper. Es fehlte der linke Stiefel, das linke Hosenbein, der linke Ärmel, der linke Fuß fühlte sich wie gehacktes Fleisch mit Blut an. Ich kroch mit meinem Funker zentimeterweise zurück, wo die Sanitäter uns Erste Hilfe leisteten. Mit meinem Verbandspäckchen wurden wir notdürftig verbunden, auf Zeltbahnen gelegt und den Straßengraben entlang gezogen. Als wir eine Stelle erreichten, wo wir nicht mehr einsehbar waren, legte ein Arzt uns Druckverbände an. Auf Tragbaren wurden wir in einen Sanker gesteckt und in schneller Fahrt ging es auf den Hauptverbandsplatz mitten in Sewastopol. Es war ein bombensicherer Bunker. Ich verspürte Einschläge, der Bunker wackelte. Drinnen im Bunker Jammer und Schreie, alles Schwerverwundete, die versorgt werden mussten. Mein Freund Karl wurde schnell versorgt, ich sah ihn nie mehr. Ich musste bis nach Mitternacht warten. Ich erhielt eine

Narkose, man amputierte meinen linken Vorderfuß und als ich aufwachte, war es für mich immer noch Nacht. Ich hatte das Augenlicht verloren.“

Im Laufe des Tages wurde er auf einen Feldflugplatz gefahren und mit einer JU 52 in eine rumänische Stadt ausgeflogen.

„Ich bekam Fieber, verlor das Gehör, ich war nicht transportfähig. Ein Priester gab mir die letzte Ölung. Über drei Wochen kämpfte ich in Rumänien um mein bisschen Leben, wurde mehrmals ohne Narkose operiert, notdürftig bekleidet wurde ich nach Prag geflogen, ins Einser Lazarett in die Augenabteilung. Ein Leidensweg begann. Eine Operation jagt die andere, leider ohne Erfolg. Am nächsten Tag bat ich einen sehenden Kameraden, einen Brief an meine Verlobte Friedl in Mährisch Trübau zu schreiben. Sie fuhr mit dem Brief nach Ölhütten. Drei Tage später standen Friedl und meine Schwester am Krankenbett in Prag. Sie erkannten mich nur an den Haaren, denn der ganze Körper war in Watte und Müll eingewickelt.“

Oswald Peschka machte sich Sorgen, wie es ohne Augenlicht weitergehen sollte. Seine Verlobte Friedl, die jede Woche an seinem Krankenbett saß, sagte ich ihm immer: „Wir beide schaffen es.“ Dieser Trost tat ihm gut.

„Dann kam der 8. Mai 1945, Aufstand in Prag. Wir wurden Freiwild für die tschechische Soldateska. Deutsche Soldaten wurden am Wenzelsplatz auf den Laternen verkehrt aufgehängt und angezündet. Wir mussten die Klinik räumen. In Leichenwagen wurden wir abtransportiert, herausgestoßen und geschlagen. Ich war besonders übel dran. Mein Fußstumpf war noch nicht verheilt, ich musste mit zwei Holzkrücken laufen. Ich wurde umgestoßen, mit den Holzkrücken geschlagen, mit den Füßen getreten, schwer zugerichtet. Wir Schwerverwundeten wurden durch die Stadt gejagt, bespuckt, mit Steinen beworfen und ich wurde wiederholt zu Boden gestoßen und misshandelt. Wir wurden nach Motol, Vorort von Prag, getrieben, in einer Holzbaracke untergebracht. Essen gab es selten. Wir rupften das Unkraut am Zaun und wurden dabei beschossen. Am 25. Mai 1945 verladen in Viehwaggon. Wir waren im Waggon 17 Kriegsblinde. Vor Dresden standen wir fünf Wochen. Die Soldaten bettelten in der Umgebung. Dann ging es weiter nach Sagan und Sorau, von Polen besetztes Gebiet, also in Gefangenschaft. Als wir nahezu verhungert waren, schickte man uns Mitte Oktober nach Hause. Sehende Kameraden zogen mich auf einen Kohlewagen über die deutsche Grenze nach Dresden. Ein 10-jähriger Bub, am Bein verletzt und in Gefangenschaft führte mich. Ich war seine Vaterfigur und er hatte einen Führer. Wir wollten in das Aufnahmelager für heimatlose Soldaten. Der Junge drückte mich in das überfüllte Abteil der Straßenbahn, die Tür ging zu, die Bahn fuhr ab. Der Junge stand weinend draußen. Er hatte die Vaterfigur und ich den Führer verloren. Ich wurde in eine Klinik eingewiesen, zweimal operiert und entlassen. Auf Umwegen kam ich in die Blindenanstalt nach Halle an der Saale. Hier begann die Umschulung fürs Leben. Ein Vierteljahr Grundausbildung, Blindenschrift und Schreibmaschine. Nach einem Vierteljahr

konnte ich mein erstes Buch in Blindenschrift lesen: Der Schimmelreiter. Die Blindenlehrerin sah meine Fähigkeiten und gliederte mich in einen Kurs für Stenotypisten ein, der schon ein Jahr lief. Es waren alles Mädchen, von klein auf erblindet. Ich musste viel aufholen. Die Lehrerin schickte Nachhilfe, jeden Tag eine Stunde.

Eines Tages rief mich der Direktor zu sich. „Herr Peschka, wo werden Sie nach der Ausbildung bleiben?“ Die Frage konnte ich nicht beantworten, denn ich hatte zu diesem Zeitpunkt keinen Kontakt mit der Heimat. Wir hörten nur, dass im Sudetenland gemordet und die Leute vertrieben werden. Ich bekam über das österreichische Konsulat Kontakt mit dem Ölhüttner Theo Waldstätten, Polizeikommissär des 14. Bezirks in Wien. Ich erfuhr, dass meine Verlobte Friedl von den Tschechen zwangsverschleppt war und mein Bruder Karl im Konzentrationslager in Littau war. Meine Eltern erfuhr, dass ich noch lebte. Ich wusste nicht, wo ich einmal bleiben werde. Ich konnte daher die Frage nicht beantworten. Er sagte mir: „Herr Peschka, wenn Sie in der DDR bleiben müssen, werden Sie als Kriegsblinder niemals eine Anstellung als Stenotypist erhalten. Ich rate Ihnen, erlernen Sie das Bürstenmachen, dann haben Sie ein kleines Zubrot fürs Leben.“ Ich folgte den Rat und erlernte widerwillig das Bürsten- und Besenmachen.

1946 wurden meine Verlobte Friedl und meine Eltern vertrieben. Die Eltern fanden in Obertshausen (bei Frankfurt am Main) und Friedl in Schorndorf eine neue Heimat. Ich wollte zu meiner Familie. Im Herbst führte mich nachts eine Frau über die grüne Grenze. Und so traf ich überraschend eines Tages in Obertshausen ein. Die Flucht war gefährlich, Friedl holte mich nach Schorndorf. Ich versuchte, auf Masseur umzuschulen, aber niemand übernahm die Umschulungskosten, weil ich schon zum Bürstenmacher umgeschult war. Ich hätte die erste Umschulung verschweigen sollen, dann wäre mein Leben anders verlaufen. Ehrlichkeit zahlt sich nicht immer aus. Mühselig begann ich als Bürstenmacher mein Leben. Von Haus zu Haus baten wir um Abnahme. Nicht überall wurde ich freundlich empfangen, oftmals wurde uns die Tür vor der Nase zugemacht. Bei Friedl sind oftmals Tränen geflossen. Wir blieben beide stark und stellten durch Fleiß und Sparsamkeit die Familie auf eine feste Grundlage. Was ich und Friedl geschaffen haben, darauf können wir wahrlich stolz sein.

Friedl, geboren am 21.5.1921, liegt schon seit 24.12.2002 auf dem Friedhof, und ich kann ihr nur danken für den mühevollen Weg, den sie mit mir gegangen ist.“

Das Ehepaar Peschka hat ein Reihenhaus gebaut und abgezahlt, es hat seinen beiden Kindern beim Bauen ihrer Häuser nicht nur finanziell geholfen, sondern auch bei den Bauarbeiten. Dafür hat Oswald Peschka an vielen Tagen 14, auch 16 Stunden täglich gearbeitet. Sie haben 1997 Goldene Hochzeit mit vier Enkeln und drei Urenkeln gefeiert. Am 17.3.2007 starb der bewunderungswürdige Mann Oswald Peschka, mit 95 Jahren Dorfältester Ölhüttner, kriegsblind, mit amputiertem linken Vorderfuß, mit

funktionsunfähiger rechter Hand und gefühllosem rechten Bein. Trotz seines Alters hat er seine Heimat nie wieder gesehen bzw. besucht.

Zusammengestellt von Otmar Fischer, Esperantostr. 39, 60598 Frankfurt

Polyxeni (Pseudonym): Geraubtes Leben
(Griechenland; geb. 1941)

Heimat

Ich bin ein Kind des Krieges – mitten im Zweiten Weltkrieg in Westgriechenland 1941 geboren- und ich habe einen Blick in die Hölle geworfen! Unser Dorf liegt nicht weit weg von der Stadt Florina, nahe der Grenze zu Mazedonien und Albanien, ca. 160 km von Thessaloniki entfernt. Berge und Wälder prägen das Landschaftsbild meines Heimatdorfes Ano Ydrussa . Drei Flüsse fließen nahe unserem Dorf zusammen, die die Dörfer Ano Ydrussa, Kato Ydrussa und Drosopigi voneinander trennen. Wegen seines großen Wasserreichtums strotzten die Gärten vor Fruchtbarkeit und Schönheit. Rosen und Lilien verströmten an Sommerabenden ihren Duft.

Meine Großfamilie besaß eine Farm mit ca. 165 ha Land und drei Mühlen, die mit Wasserkraft betrieben wurden. Sie hatte viele Schweine, Schafe, Ziegen, Hühner, Kühe und Pferde. In einem riesigen dreistöckigen Haus aus Stein wohnten meine Urgroßeltern, Großeltern, Onkel und Tanten mit ihren Familien, meine Familie und meine vier Geschwister. Neben dem Haus standen die Küche und ein Holz-Backofen, in dem Oma einmal in der Woche wunderbar duftendes Brot gebacken hat. Es gab bei uns noch keine Autos für den privaten Gebrauch: Esel und Ochsen zogen auf holprigen Wegen die Fuhrwerke. Vornehm war es, mit der Pferdekutsche in die Stadt zu fahren. Nicht alle konnten sich das leisten. Oma verkaufte auf dem Markt in Florina alles, was der Garten hergab, und Käse, den wir reichlich produzieren konnten. Wir sprachen einen mazedonischen Dialekt, eine slawische Sprache, und schrieben kyrillisch.

Opa

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg wanderte mein Opa nach Kanada aus. Er arbeitete hart und konnte so eine kleine Papierfabrik eröffnen. In den folgenden schweren Jahren des Zweiten Weltkrieges und des Bürgerkrieges schickte er uns regelmäßig Geld und so waren wir die reichste Familie im Dorf.

Oma

Meine über alles geliebte Oma war eigentlich die Stiefmutter meines Vaters. Sie war das Herz unserer Familie. Mutter musste auf dem Feld arbeiten, aber Oma war für uns alle da. Ich nannte sie Majko (Mama). Sie nahm mich abends mit in ihr Bett, ich kuschelte mich dicht an sie, ich fühlte die Wärme ihres Körpers und sie kraulte mich sanft. Wenn sie mir ihre fröhlichen Geschichten erzählte, fühlte ich mich beschützt. Vergessen war das Kriegsgeschehen um uns herum, das immer wie ein bedrohlich dunkler Schatten über unserer Familie lag. Ich war in Sicherheit.

Mein Vater

Mein Vater liebte mich sehr, da ich seine erste Tochter war. Leider war er fast immer weg. Zuerst als regulärer Soldat im Zweiten Weltkrieg, dann kämpfte er als Partisan für die sozialistische Idee gegen die Regierungstruppen. Ich habe meinen Vater immer schmerzlich vermisst und ihn bestimmt idealisiert.

Der Zweite Weltkrieg

An den Zweiten Weltkrieg habe ich nur wenige Erinnerungen, aber eine Episode hat sich fest in mein Gedächtnis eingeprägt: Von feindlichen deutschen oder italienischen Soldaten, die auf einem Feld ihre Mahlzeit einnahmen, bekamen wir spielende Kinder Weißbrot, Schinken und einen dreieckigen Käse geschenkt. Schinken und diesen dreieckigen Käse gab es bei uns nicht. Voll Freude brachten wir Oma unsere Beute. Es lag auf der Hand, dass Oma es uns heftig verboten hat, mit unseren Feinden beim Spiel Kontakt aufzunehmen und Geschenke von feindlichen Soldaten anzunehmen.

Der Bürgerkrieg 1944–1949

Unsere Region, die nahe an der Grenze zu Jugoslawien liegt, war von 1946 bis 1949 Schauplatz verheerender Kämpfe zwischen der Demokratischen Armee (DSE) und der regulären griechischen Armee. Die DSE stand unter kommunistischer Führung und wurde vor allem von dem jugoslawischen Regierungschef, Marschall Tito, unterstützt. Die rechtsgerichtete autokratische Regierung stand unter dem massiven Einfluss der Engländer und später der Amerikaner, die sie mit Know-how und Waffen versorgten. Sehr erfolgreich konnten sich die Partisanen im unwegsamen Gebirge verstecken, die Dörfer, in denen die Zivilbevölkerung lebte, waren ungeschützt.

Auf beiden Seiten wurden viele Kriegsverbrechen begangen. Ich will und kann die Ziele und Verbrechen der beiden Bürgerkriegsparteien nicht beschreiben und bewerten. Ich möchte nur die Dinge erzählen, die ich als Kind selbst erfahren musste.

Vergewaltigung der Mutter

Im Spätherbst 1947, mitten im Bürgerkrieg, pochte es brutal an unsere Türe. Sofia, meine Mutter, knetete gerade den Brotteig in einer Backmulde, als drei oder vier Soldaten hereinstürmten und drohend riefen: „Wo ist dein Mann?“ Sie suchten Vater, da sie wussten, dass er Partisan war. Mutter knetet weiter ihren Teig und sagte: „Lasst mich in Ruhe! Ich weiß nicht, wo mein Mann sich in den Bergen versteckt hält!“ Der Reihe nach vergewaltigten die Soldaten nun bestialisch immer und immer wieder unsere Mutter. Uns Kinder packte ein Soldat, stellte uns in eine Reihe, so dass wir zusehen mussten, wie diese unserer Mutter quälten und anschrien. Mutter schrie in höchster Not, dass sie nicht wisse,

wo sich Vater befinden würde und: „Nicht vor meinen Kindern!“ Die gellenden Schreie meiner Mutter höre ich noch heute. Endlich ließen die Vergewaltiger von meiner Mutter ab. Meine Mutter fiel halb ohnmächtig und weinend vor Schmerzen auf die Knie.

Unseren Jüngsten, meinen zweijährigen Bruder, fragten die Soldaten nun, wo Vater sei. Er zeigte mit seinem kleinen Zeigefinger nach oben, wo Vater sich im dritten Stockwerk oft versteckt hielt. Die Vergewaltiger fanden Vater nicht, aber sein Gewehr. Mit diesem schlugen sie auf Mutter ein. Voll Entsetzten und Panik sahen wir, wie die Soldaten jetzt im Haus, im Stall und in der Scheune nach unserem Vater suchten, da wir dachten, Vater hätte sich in der Scheune versteckt. Glücklicherweise war er jedoch durch ein kleines Fenster am hinteren Ende des Gebäudes entkommen und konnte sich mit den anderen Partisanen in den Bergen verstecken.

Da die Suche der Soldaten ergebnislos verlief, zündeten sie unsere Scheune und Ställe an, um Vater zur Flucht zu zwingen, falls er sich doch noch dort aufhalten würde. In kurzer Zeit loderten hohe Flammen in den Himmel, das Feuer zerstörte unsere Gebäude und fraß unsere Wintervorräte auf. Einzig das Vieh konnte sich retten, da die Soldaten die Stalltüren geöffnet hatten. Oma versorgte meine Mutter und nahm uns Kinder zu sich. Mutter war nicht mehr in der Lage, uns Kinder zu versorgen. Sie war von diesem schrecklichen Tag an eine gebrochene Frau.

Erneute Suche nach Partisanen

Einige Wochen später machten Soldaten der Regierungsarmee erneut in unseren Dörfern Jagd auf Partisanen. Sie trieben die Menschen aus ihren Häusern und ca. 500 m von unserem Dorf entfernt auf die Felder. Flugzeuge schossen wahllos in die Menge, um die Menschen einzuschüchtern. Die Dorfbewohner sollten in ihrer Panik die Verstecke der Partisanen preisgeben. Vermutlich hatten die Soldaten wenig Erfolg mit ihrem Terror und nach kurzer Zeit stand das ganze Dorf in Flammen. Die Wintervorräte, Wohnungen, Ställe, alles fiel den Flammen zum Opfer. Unser Wohnhaus blieb glücklicherweise weitgehend verschont, da es aus Stein gebaut war. Nur das Blechdach musste erneuert werden, da Geschosse es zertrümmert hatten. Als der Angriff begann, waren mein Bruder und ich gerade auf dem Weg zu unserem kleinen Esel, den wir vom Feld abholen sollten. Plötzlich flogen Flugzeuge über unsere Köpfe und wir versteckten uns im Maisfeld. Auf einmal spürte ich einen stechenden Schmerz in meinem Po. Splitter einer Bombe hatten mich dort getroffen. Mein Bruder nahm mich an der Hand und führte mich auf die Straße. Hier lag unser kleiner Esel, von einer Bombe in 1000 Stücke zerfetzt. Weinend gingen wir in unser brennendes Dorf zurück. Dort entfernte mein Uropa die Splitter mit einer Werkzeugzange. Als die Wunde heftig zu eitern begann, behandelte mein Uropa diese mit Pfeifentabak. Wir hatten keine anderen Medikamente. Ein kleines Wunder ist geschehen: Nach einiger Zeit heilte die Wunde. Ob alte Menschen oder Kinder während des Angriffes

verbrannten, weiß ich nicht. Die Erwachsenen haben mit uns Kindern über die Kriegsereignisse nicht gesprochen. Jetzt begann ein massiver Terror der Regierungstruppen gegen Frauen und Kinder, da die Soldaten die Verstecke der Partisanen in den Bergen oft nicht orten konnten. Keine Sirenen warnten unsere Region vor Tieffliegern, die auf alles schossen, was sich bewegte. Wenn wir ein Flugzeug hörten, sprangen wir in unsere Löcher, die wir uns im Hof unter unseren Vorrats-Gruben gegraben hatten. Auch wenn die Schutzlöcher sich mit Schlamm und Wasser gefüllt hatten, mussten wir in ihnen verharren, bis die Flugzeuge außer Hörweite waren. Meine Großtante hat es beim Hühnerfüttern nicht mehr geschafft, sich vor einem Tiefflieger in eine Grube zu retten. Sie wurde in unserem Hof von Geschossen tödlich verletzt.

Im Kindertreck nach Jugoslawien

In dieser Phase des grausamen Bürgerkrieges wurde bekannt, dass die griechische Regierung plante, alle Kinder unserer Region in die USA und Kanada zu verschicken und eventuell zur Adoption freizugeben. Die Väter nahmen deshalb Kontakt zu den befreundeten sozialistischen Regierungen in Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und Tschechien auf, die sich nach 1945 bereits gebildet hatten. Sie ersuchten diese Regierungen, die Kinder Mazedoniens aufzunehmen. Alle Ostblockstaaten halfen, teils aus humanitären Gründen, teils um ihren Einfluss auf die griechische Bevölkerung zu vergrößern. Da wir nahe der Grenze zu Jugoslawien wohnten, sollten wir zu Tito ins Exil.

Eines Nachts wurden Kinder der Partisanen unseres Dorfes versammelt, um in einem Kindertreck an die Grenze zu kommen. Mein kleiner Bruder wollte mich und meinen achttjährigen Bruder begleiten, Mutter zog ihn aber energisch zurück. Es war ein schwerer Abschied so mitten in einer unwirtlichen Winternacht. Mutter und alle Verwandten weinten. Niemand wusste, ob wir uns jemals wiedersehen würden. Als Wegzehrung gab uns Mutter einen Sack mit Brot, Käse, Zwiebeln und Lauch mit.

Wir konnten nur nachts marschieren, damit uns die Soldaten nicht entdeckten. Der Winter 1947 war kalt und schneereich. Meist zu Fuß führte unser Weg über tiefverschneite Berge, Täler und gefährliche Gewässer. In jedem Bergdorf stieß eine neue Gruppe Kinder zu uns. Die Dorfbewohner gaben uns Lebensmittel und Wasser, manchmal auch Maultiere und Pferde, auf denen einige Kinder reiten konnten. Ich selbst durfte einige Zeit zusammen mit meiner Tante und ihren drei Kindern auf einem Pferd reiten, bis unser Pferd an einer vereisten Stelle ausrutschte und sich die Vorderbeine brach. Wir mussten das Pferd liegenlassen und zu Fuß weitergehen. Tagsüber versteckten wir uns in Höhlen, unter Brücken oder in Büschen. Ich weiß nicht, wie viele Tage vergangen waren, als plötzlich Vater auftauchte. Er hat mich und meinen Bruder lange umarmt und geküsst. Dann sagte er: „Ihr werdet gerettet und wieder nach Griechenland zurückkehren.“ Gleich darauf ist er verschwunden. Das war das letzte Mal, dass ich meinen Vater gesehen habe. Unser

schlechtes, meist von den Erwachsenen selbstgemachtes Schuhwerk aus Schweineleder hielt die Strapazen nicht aus. Sobald die Schuhe zerschlissen waren, mussten wir von unserer Kleidung Stoff abreißen, um damit die Füße zu umwickeln. Bald litten wir Kinder an Erfrierungen, vor allem an den Füßen. Kurz vor der Grenze wurden wir von Soldaten angegriffen. Schüsse überall, jemand hatte uns an die Soldaten verraten. Schnell versteckte sich der ganze Tross lautlos im Schnee. Wir zitterten vor Kälte und Angst. Kurze Zeit nach diesem Angriff hörten wir von weither Autos hupen. Endlich hatten wir unser Ziel erreicht, wir waren an der Grenze zu Jugoslawien. Partisanen hatten über Funk das jugoslawische Militär benachrichtigt und bald standen Militärlaster bereit, die uns aufnahmen. Kinder und auch einige Erwachsenen überlebten unseren Marsch nicht. Wie viele starben, weiß ich nicht. Ich weiß auch nicht, wie viele Kinder nach Jugoslawien gezogen waren, da ich erst sechs Jahre alt war. Wenn ich mir heute die große Anzahl der Militärfahrzeuge vorstelle, schätze ich, dass wir mehrere hundert Flüchtlinge waren.

In Jugoslawien angekommen

In einem Ort namens Borle wurden wir dem Roten Kreuz übergeben. Häuser und ein großer Schulraum waren für uns vorbereitet und viele freundliche Menschen nahmen uns in Empfang, allerdings fürchtete man das Ungeziefer, vor allem die Läuse, die sich auf unserem Zug in unsere Haare eingenistet hatten. So wurden wir erst einmal entlaust und vielen Kindern wurde eine Glatze geschnitten. Auch ich verlor meine schönen, langen Zöpfe. Anschließend durften wir duschen. Ich stand zum ersten Mal in meinem Leben unter einer Dusche. In vollen Zügen genoss ich das warme Wasser, das meinen erstarrten Körper zu neuem Leben erweckte. Als ich nach einem guten Essen in einem weichen weißüberzogenen Bett lag, dachte ich, ich sei im Paradies. Am nächsten Tag fanden ärztliche Untersuchungen statt. Sechs Monate kam ich mit vielen anderen Kindern in ein Pflegeheim in ein Dorf namens Krogle, da ich schwach und krank war und Erfrierungen an den Füßen hatte. Nicht bei allen Kindern sind die Erfrierungen so gut abgeheilt wie bei mir. Leider mussten die jugoslawischen Ärzte viele Amputationen vornehmen. Mein Bruder hatte eine robustere Natur. Er überstand die Strapazen besser und benötigte keinen Sanatoriums-Aufenthalt.

Mein siebenjähriges Exil in Jugoslawien

Ich konnte mir als Kind nicht vorstellen, sieben Jahre in einem fremden Land ohne meine Familie verbringen zu müssen, aber es sollten nicht die schlechtesten Jahre meines Lebens werden. Einquartiert wurden wir in Heime des Roten Kreuzes, die sehr gut geführt waren. Auch für eine effiziente Schulausbildung war gesorgt. Häufig wechselten unsere Quartiere, mal wohnten wir in Kroatien, mal in Serbien, mal in Slowenien. Gesprochen haben wir mit unseren Erziehern mazedonisch. Dies war aber nicht das Mazedonisch, das wir zu Hause

gesprochen haben. Es war die Sprache der Mazedonier, die in Jugoslawien wohnten, die wir fast wie eine Fremdsprache lernen mussten. Liebevolle Pflege erfuhr ich während mehrerer langer Krankheitsphasen.

Eines Tages war der hohe Besuch von Marschall Tito angesagt. Alle waren sehr aufgeregt, die bekannte Hymne auf Tito: Druze Tito ljubicica bjela (Freund Tito, du wirst von allen geliebt) war eingeübt. Versammeln sollten wir uns alle unter der Fahne. Ich verspätete mich, da ich auf einer Wiese einen Strauß mit schönen, bunten Blumen sammelte. Als ich zur Fahne kam, war Marschall Tito bereits eingetroffen. Ich sah nur noch, wie die Augen meiner Erzieherin mich böse anfunkelten. Voll Panik bin ich zu Marschall Tito gerannt und habe ihm meinen Blumenstrauß übergeben. Tito hob mich auf, nahm mich in seine Arme und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Ich ließ die Erzieherin nicht aus den Augen und ich sah ihre schnelle Vergebung. Nun war ich der Star des Tages, ein Bild von Titos Kuss erschien in der Zeitung. Unsere Erzieher und Lehrer waren sehr streng. Sobald wir den Unterricht störten, mussten wir hinter die Tafel stehen, die Hände nach oben strecken und ein Bein hochheben. Wenn ein Schüler diese Pose nicht durchhalten konnte, bekam er Stockschläge. Als ich in der zweiten Klasse im Gymnasium war, verprügelte mich ein Lehrer auf den nackten Hintern, weil ich mich in Biologie über seine Zeichenkünste lustig gemacht habe. Der Lehrer hatte das Knochenskelett eines menschlichen Oberkörpers an die Tafel gezeichnet und ich fragte ihn scheinheilig, ob der Mensch Fischgräten hätte. Da das Strafmaß des Lehrers weit überzogen war, informierten meine Mitschüler meinen Bruder, der im zweiten Stock des Schulgebäudes Unterricht hatte. Mein Bruder war sofort bereit, die Familienehre zu verteidigen: Aggressiv ging er auf den Lehrer los und schlug ihn. Für diesen Übergriff wurde mein Bruder ein paar Tage in den Karzer verbannt. Ein Schulverweis war nicht möglich, da es in der Umgebung keine anderen Schulen für Flüchtlingskinder gab.

Nachtragend war der Lehrer nicht, später hat er mich sogar in seine Familie eingeladen. 1954 besuchte ich die zweite Klasse des Gymnasiums. Während des Schuljahres erhielt ich die Nachricht, dass mein Bruder und ich zusammen mit vielen anderen Kindern nach Griechenland zurück mussten. Der Abschied fiel allen schwer, viel Gutes hatten wir erfahren, unsere Erzieher und Lehrer waren zu unseren Ersatzeltern geworden und Jugoslawien unsere Heimat.

Heimkehr, März 1954

In Thessaloniki endete unsere Zugfahrt. Schwerebewaffnete Soldaten patrouillierten auf dem Bahnsteig. Schlimme Erinnerungen stiegen beim Anblick dieser Militärs in uns hoch. Wir dachten, es wäre noch Krieg und wollten nicht aussteigen. Schließlich wurden wir in das Heim Agios Dimitrios (für Jungs) in Thessaloniki gebracht, wo viele Eltern auf uns warteten. Da Vater gefallen war, empfing mich und meinen Bruder dort nur Mutter. Nach

sieben Jahren in jugoslawischen Heimen war mir Mutter fremd geworden. Lustlos ging ich auf sie zu. Auch sie war völlig überfordert. Sie umarmte mich kalt, ohne einen Kuss, ohne Wärme, ohne Begeisterung, als ob ich eine weitläufige Bekannte von ihr gewesen wäre. Sprechen konnten wir nicht miteinander, da ich im Exil meine Muttersprache verlernt hatte. Ich war geschockt und ließ sie los. Warum war meine Mutter nach sieben Jahren Trennung so gefühllos? Aufgewühlt ging ich auf die Straße zu den fröhlich feiernden Menschen. Es war Feiertag, Parelasi, der 25. März. Vor der königlichen Familie paradierten Schulklassen und Militärs. Stumm nebeneinandersitzend, fuhren wir abends mit dem Zug nach Florina, wo meine Mutter jetzt wohnte. Hier lauerte schon die nächste böse Überraschung auf uns: Mutter stellte uns einen fremden Mann als ihren neuen Lebenspartner vor. Mein Bruder konnte das alles nicht verkraften, rannte weg und suchte bei Oma Unterschlupf. Ich blieb, um meine beiden Geschwister nach dieser langen Zeit der Trennung kennenzulernen, aber nur meine kleine Schwester, die ich verlassen hatte, als sie sieben Monate alt war, lebte noch bei meiner Mutter. Mutter musste meinen kleinen Bruder in ein Heim geben, da sie ohne Verdienst nicht für zwei Kinder sorgen konnte.

Bald kam ein kleines, blondes, blauäugiges Mädchen auf mich zu. Spontan umarmte und liebte ich sie. Die Kleine schubste mich jedoch immer und immer wieder von sich weg und rief: „Fije!“, was „Geh weg!“ bedeutet. Ich fühlte mich traurig und alleine auf der Welt. Mutter und Schwester waren Fremde geworden. Bei ihnen konnte ich nicht bleiben. Liebe und Geborgenheit bekam ich von meiner Oma und von den Menschen in meinem Heimatdorf, die ich in den Ferien besuchte.

Schule und Ausbildung in Griechenland

Viele Kinder, die der Krieg von ihren Eltern getrennt hatte, teilten mein weiteres Schicksal. Bis zum 21. Lebensjahr verbrachte ich mein Leben in Griechenland wieder in ständig wechselnden Heimen. Wir durften in die Schule gehen und bekamen eine Berufsausbildung. Da ich die griechische Sprache nicht verstand, wurde ich drei Schuljahre zurückgestuft, was ich als Schande empfand. Ich sehnte mich nach Jugoslawien, wo ich bereits in der zweiten Klasse im Gymnasium war. Das Gymnasium stand mir in Griechenland erst nach der 6. Klasse offen. So zog ich eine Ausbildung als Schneiderin vor, die ich 1962 in der Königlichen Berufsschule in Athen beendete.

Deutschland, meine neue Heimat

Mein sehnlichster Wunsch war es, Technische Zeichnerin zu werden, was in Griechenland mit meiner Ausbildung nicht möglich war. Die Vergangenheit hinter mir lassen, ein neues Leben beginnen und meinen Traumjob erlernen, das konnte ich in Deutschland, wohin ich 1962 zusammen mit tausenden anderen Griechen zog. Nach sechs Monaten musste ich leider erschöpft meine Ausbildungsschule in Cuxhaven wieder verlassen, da ich

kräftemäßig nicht mehr in der Lage war, diese Schule zu besuchen, gleichzeitig Deutsch in einer anderen Schule zu erlernen, meinen Lebensunterhalt und mein Schulgeld zu verdienen und Mutter in Griechenland finanziell zu unterstützen.

54 Jahre bin ich nun in Deutschland, war selbstständige Schneiderin und habe nebenher in vielen Jobs gearbeitet, habe schwere Krankheiten überstanden und mich aus einer sehr unglücklichen Ehe gelöst. Meine Stütze im Alter und meine ganze Freude sind heute meine Kinder Sabine und Mario, mein Schwiegersohn Toni und meine Enkel Domenico, Luana, Marlon und Josie.

Polyxeni, August 2016

(Der Text wurde von Christel Banghard-Jöst redigiert)

Ravinder Salooja: Vielschichtige Religiöse Identität (Indien; geb.1966 in Deutschland)



Meine Mutter ist Christin, mein Vater Sikh, sie Deutsche, er Inder. Religiöse Identität entdecke ich in der Wahrnehmung von Unterschieden wie im Erleben von Übergängen.

Die Sikhs sind eine um 1500 in Indien in der Begegnung von Hinduismus und Islam im Nordwesten Indiens entstandene Religionsgemeinschaft. Zu ihren Kennzeichen gehört die Betonung der Gleichberechtigung der Gläubigen, was sich in der gleichberechtigten Stellung von Männern und Frauen ebenso wie in der Ablehnung des Kastenwesens äußert. Mein Vater: ein Sikh aus dem Punjab, der nach der Unabhängigkeit in Neu Delhi aufwuchs.

Aber war mein Vater überhaupt ein echter Sikh? Äußerlich gesehen sah man nichts: Er hatte kurze Haare und rasierte sich seinen Bart (das ungeschnittene, gepflegte Haar kes ist eines der fünf äußerlichen Kennzeichen), trug deshalb keinen Turban, konnte also darin weder Schwert (kirpan) noch Kamm (kangha) befestigen (übrigens waren schon mein Großvater und Urgroßvater glatt rasiert und turbanlos). Allerdings hatte er den eisernen Reif (kara) um den Arm.

Mitte der 1960er Jahre kam mein Vater zum Studieren nach Deutschland, lernte hier meine Mutter kennen und blieb. Nicht der erste Inder in Deutschland, war ihre Zahl damals dennoch überschaubar. In Braunschweig, wo meine Eltern lebten, gab es keinen Sikh-Tempel (gurdwara), so dass mein Vater mit seinem Glauben ziemlich allein war. In meiner Wahrnehmung war er dennoch religiös, betete jeden Morgen das moool mantra, die Anfangsworte des Guru Granth Sahib, der Heiligen Schrift der Sikhs, und weitere Sikh-Gebete. Auch war Singh („Löwe“) Teil seines Namens.

Woran würde es sich eigentlich fest machen, daß jemand ein „echter“ Sikh ist? Ich glaube nicht, daß mein Vater Zeit jemals in Amritsar, dem Ort des Harmandir Sahib, des Goldenen Tempels der Sikhs war. Ich erinnere mich auch nicht, daß er es als Bedürfnis formuliert

hat, uns, seine Familie, einmal dorthin zu führen. So kam es, daß ich selber erst vor zwei Jahren nach Amritsar reiste, mich in Besucherschlange am Eingang zum Zentrum des Tempels einreihete und dann der beständigen Rezitation des Guru Granth Sahib lauschte.

Bei einem meiner Besuche der indischen Verwandtschaft in England lernte ich als Jugendlicher übrigens selber das Mool Mantra und rezitiere es heute noch gerne: „Gott ist Eins. Schöpfer. Wahrheit der Name...“ Bin ich ein Sikh?

Meine indische Großmutter Bibiji trägt den Sikh-Namen Kaur („Prinzessin“), das weibliche Gegenstück zum „Singh“ der Männer. In ihrem Haus (sie lebt mittlerweile 97-jährig in den USA) hängt ein Bild von Guru Nanak, dem ersten der zehn Sikh-Gurus und Gründer der Glaubensgemeinschaft. Dort erlebe ich, dass wir uns bei wichtigen Anlässen, z.B. dem Antritt einer größeren Reise, etwa meiner Rückreise nach Deutschland, vor dem Bild versammeln. Meine Großmutter spricht dann ein Gebet.

Zweimal hatte ich als Jugendlicher die Gelegenheit, meine indischen Großeltern in den USA und die dortige Verwandtschaft zu besuchen. Ich erinnere mich daran, wie sich die Sikh-Familien in und um Boston an den Wochenenden reihum in Privathäusern trafen zu gemeinsamem Gebet und Rezitation aus dem Guru Granth Sahib. Bei diesen Andachten fand ich mich unter den Gläubigen wieder, zog meine Schuhe aus und bedeckte mein Haupt mit einem Tuch. Auch am anschließenden langar, dem öffentlichen Gemeinschaftessen, von dem niemand ausgeschlossen wird, nahm ich teil. In den USA ist diese Form gemeinschaftlichen religiösen Lebens als Sikhs möglich, die meinem Vater in Deutschland in den 60er und 70er Jahren mangels einer Sikh-Gemeinschaft in seinem Umfeld nicht möglich war.

Meine Großmutter ist weiterhin ins Netzwerk der Sikh-Gemeinschaft in den Neu-England-Staaten eingebunden, wenn auch die Begegnungen aufgrund ihres Alters nun weniger häufig sind. Zuletzt nahm ich wahr, dass sie mit ihrer Tochter neo-hinduistische Versammlungen besuchte und an Lesungen mit Auslegungen aus indischen heiligen Schriften teilnahm. Ich glaube, das tat ihnen gut, auch wenn die Vorträge sich nicht um die Sikh-Religion drehten.

Als einer meiner Onkels 1999 in den USA starb, vollzog ein Sikh-Geistlicher die entsprechenden religiösen Rituale in der Trauerhalle eines der örtlichen Bestattungsinstitute. Bei der Trauerfeier meines Großvaters Bauji 1984 war ich nicht zugegen; ich weiß aber, dass seine Asche später nach Indien überführt wurde. Auch mein Vater starb 1999; seine Trauerfeier wurde vom evangelischen Pfarrer meiner norddeutschen Heimatgemeinde durchgeführt. Mein Vater hatte dort in den Jahren zuvor einen Gemeindekreis „Herrenfrühstück“ geleitet. Als Sikh hat er nicht häufig, aber doch

manchmal auch am Gottesdienst teilgenommen. Ich fand, dass es eine gute christliche Trauerfeier war, vor allem auch deshalb, weil es dem Pfarrer gelang, meinen Vater nicht christlich zu vereinnahmen. So konnten meine Großmutter und ebenso seine Geschwister gut daran teilnehmen. Meinem Gefühl hatte die Trauerfeier ihm als Sikh voll entsprochen, ihm als solchen religiös gesehen die Ehre erwiesen.

Wie meine Großmutter so sind auch ihre in Indien lebenden Brüder in der Sikh-Religion verortet. Zwar sind auch sie glatt rasiert, aber besonders Bara Mamaji habe ich lebhaft vor Augen, wie er sich für die Rezitation vorbereitet, den Guru Granth Sahibaus dessen „Bett“ hervorholend das Tuch öffnet und ehrfurchtsvoll die Texte rezitiert. Bara Mamajis Sohn Jitendra, bei dem er lebt, ist säkular, Jitendras Frau Ameeta dagegen ist in einer Frömmigkeitstradition rund um die hinduistische heilige Schrift Bhagavadgita beheimatet. An bestimmten Tagen zu bestimmten Zeiten betet sie am kleinen Hausaltar, der auf einer Anrichte im Wohnzimmer eingerichtet ist. Ich nehme wahr, dass Sikh-Traditionen und hinduistische Anbetungsformen in diesem familiären Gemeinschaftshaushalt in eins gehen. Gespannt bin ich darauf, welche Religion für Jitendra und Ameetas ihre Kinder einmal wichtig wird. Zurzeit erlebe ich diese Cousine und Cousin zweiten Grades gegenüber ihrer Religion nicht anders als die meisten ihrer Gleichaltrigen hier in Deutschland, eher locker und indifferent.

Bhupinder, der andere Sohn von Bara Mamaji, lebt mit seiner Familie in London. Sie besuchen gelegentlich Sikh-Gurdwaras, aber auch den hinduistischen Neasden-Tempel im Bezirk Brent. Vor einigen Jahren war ich dort im Herbst zu Gast und hatte die Gelegenheit zu erleben, wie seine Frau Urmil die Zeremonien des Karva-Chauth-Rituals vollzog, bei dem die Frauen für das Wohlergehen ihrer Ehemänner fasten. Weil der Himmel sich bedeckte und so der Mondaufgang nur schwer zu erkennen war, fuhren wir mit den zeremoniellen Gegenständen umher, bis meine Tante den Mond erblickte und die abschließenden Rituale vollziehen konnte. – Eigentlich werden religiöse Rituale im Allgemeinen wie Fasten im Besonderen in der Sikh-Religion abgelehnt. Ich fragte mich, ob diese Familie mittlerweile stärker im Hinduismus als in der Sikh-Religion beheimatet ist. Andererseits: Als ihre älteste Tochter vergangenes Jahr in England heiratete, wurde auch eine Zeremonie durch einen Sikh-Geistlichen vollzogen.

Rakeesh ist der Sohn von Chota Mamaji, dem jüngeren Bruder meiner Großmutter. In seinem Haus in Neu Delhi hat er einen Tempelraum, in dem eine Vielzahl von Götter- und Heiligenfiguren steht. Neben Ganesh, dem Gott mit dem Elefantenkopf, sind auch der Heilige Shirdi Sai Baba, die Göttin Durga auf einem Tiger reitend, das Götterpaar Shiva und Parvati und viele weitere zu sehen. Als ich in den 1990er Jahren einmal den Wunsch äußerte, mit ihnen einen Tempel zu besuchen, führten sie mich nicht in einen der großen

Sikh-Gurdwaras von Neu Delhi, sondern in den von der Industriellen-Familie Birla gestifteten hinduistischen Laxminarayan-Tempel.

Bei einem meiner letzten Besuche schenkte Onkel Rakeesh mir eine 50 Zentimeter große Christusdarstellung. Mir war meine Überraschung wohl anzusehen, und so erklärte er mir, dass er jedem seiner Kunden, die eine Wohnzimmer-Vitrine bei ihm kaufen, die passende Götterfigur als Dreingabe in den Schrank legt. – Onkel Rakeesh ist ein sehr erfolgreicher Geschäftsmann!

Im Dezember 2011 heiratete seine älteste Tochter Neha, und ich konnte eine wahrscheinlich gute Mischung aus Tradition und Moderne erleben: Mehendi-Bemalung der Hände und Füße, roter Fußabdruck der Braut beim Verlassen des Elternhauses, Wasserholen vom nahe gelegenen Tempel durch die weiblichen Mitglieder der Familie, Eintreffen des Bräutigams auf einem Schimmel... – aber auch ein Auftritt der Braut a la Bollywood beim großen Hochzeitsempfang mit 1500 Gästen. Die zentrale Hochzeitszeremonie saptpadi, das siebenmalige Umschreiten des Feuers, wurde anschließend in familiär kleinstem Kreise unter Beteiligung eines Hindu-Priesters vollzogen. – Ich denke, dass dieser Teil meiner indischen Familie vollends im Hinduismus angekommen ist.

„Mutter: Christin, Vater: Sikh“ ist die Kurzfassung meiner religiösen Abstammung. Was bedeutet religiöse Identität eigentlich im Kontext dieser Familiengeschichte, in der ich die „Religionsgeschichte“ meiner deutschen, evangelischen Mutter von Posen über Thüringen und das Saarland nach Niedersachsen der Einfachheit halber einfach mal ausgelassen habe? Was bedeutet religiöse Identität in Indien? Für meine indische Familie scheint der kulturell-geografische Bezug zum Punjab wichtiger zu sein als die religiöse Identitätszuschreibung „Hindu“ oder „Sikh“. In meiner Familie nehme ich Übergänge in den Religionszuordnungen wahr, die vielleicht einer Offenheit gegenüber den unterschiedlichen religiösen Traditionen geschuldet ist, vielleicht aber auch der Tradition, dass indische Frauen sich auch religiös in die Familie ihres Mannes einfügen – oder dass umgekehrt durch die Heirat mit einer im Hinduismus beheimateten Frau die ganze Familie später in diese Richtung tendiert. Vielleicht ist es aber auch die Säkularisierung der indischen Gesellschaft bzw. das Leben in den nicht-indischen Gesellschaften im Westen, die den Traditionen der hinduistischen Mehrheitsreligion zu einer größeren Bedeutsamkeit im Alltag verhelfen? An meiner indischen Familie wird mir die innere Vielfalt ebenso wie die sich wandelnde Landschaft der indischen Religionswelt deutlich. Das ist die Gegenwart der indischen Religionen – oder vielmehr: ein Ausschnitt derselben.

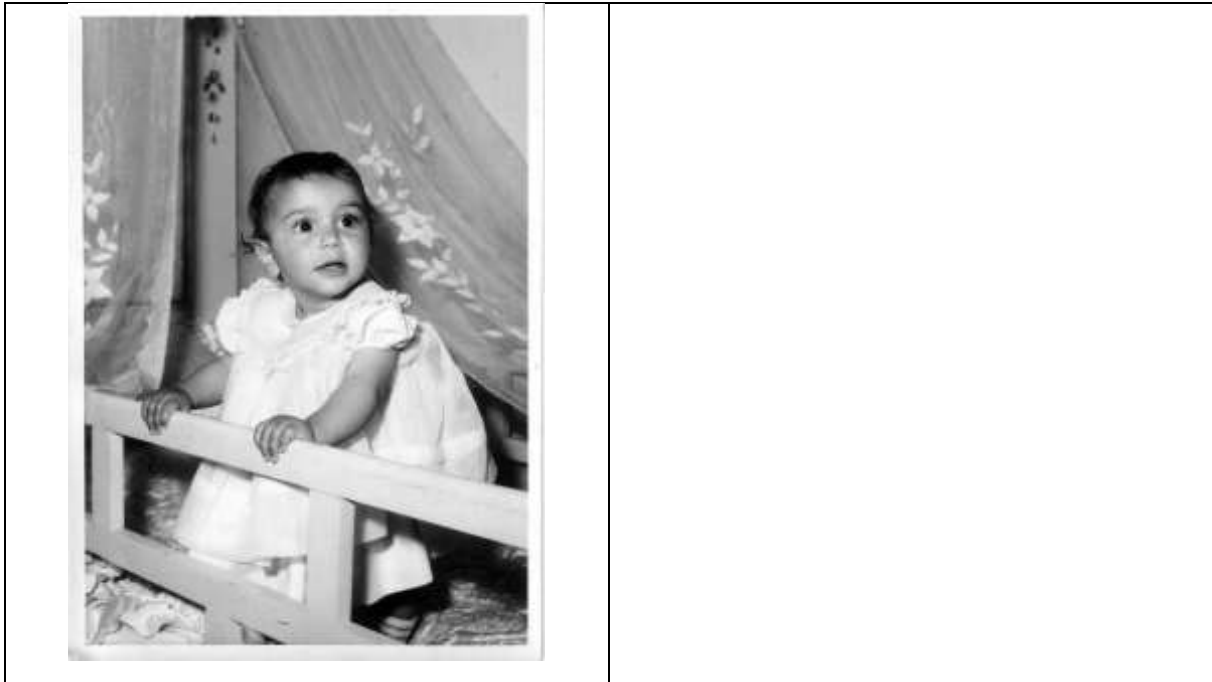
P.S.

Übergänge und Unterschiede: Ich selber bin Christ, Theologe, evangelischer Pfarrer. Lutherisch getauft bin ich im Zuge meiner Konfirmation reformiert geworden und habe

meine theologische und pfarramtliche Ausbildung auch in diesem Kontext erhalten. Ordiniert wurde ich dann auf meiner ersten Pfarrstelle in einer unierten Landeskirche, seit einigen Jahren diene ich nun in einer lutherischen Landeskirche. Bäffchenmäßig also für alles vorbereitet hat mein theologisch-biografischer Weg vor allem meinen Blick geschärft für die Wahrnehmung von Unterschieden ebenso wie für die von Übergängen – und vielschichtig ist wohl jede religiöse Identität. Danke ich.

(Ravinder Salooja ist Prälaturpfarrer im Dienst für Mission, Ökumene und Entwicklung der Evang. Landeskirche in Württemberg, Heilbronn; Bildungsmanager M.A.
Text aus: Jahrbuch: Mission 2014 (missionshilfe verlag))

Farnaz Schäfer: Die wiedergefundene Heimat
(Iran; geb. 1961)



Ich wohne seit 1985 in Deutschland. Ursprünglich komme ich aus dem Iran. Ich habe nie gedacht, dass ich einmal in Deutschland leben werde. Ich kannte das Land bereits aus meiner Kindheit; im Alter von elf bzw. 15 Jahren habe ich hier während meiner Schulferien zwei sehr schöne Urlaube verbracht.

Im Iran genossen wir, meine Familie und ich, einen hohen Lebensstandard, besonders in Teheran, meiner Geburtsstadt. Wir hatten alle Annehmlichkeiten der westlichen Gesellschaft.

An heißen Sommertagen waren ich, mein zwei Jahre älterer Bruder, unsere Freunde, Cousinen und Cousins ständig mit dem Fahrrad unterwegs. Wenn wir nicht Fahrrad fuhren, dann verbrachten wir unsere Zeit im Schwimmbad.

Freitags waren wir oft zusammen mit den Erwachsenen in einem der besten Schwimmbäder Teherans. Aus dieser Zeit habe ich die schönsten Erinnerungen meiner Kindheit und meiner Jugendzeit im Iran. Während die Erwachsenen Backgammon spielten und Tee tranken, schwammen wir, spielten Badminton und Tischtennis. Dabei lernen wir auch viele andere Jugendliche kennen. Einige hatten Musikinstrumente wie Gitarre, Santur und Tombak dabei. Jung und Alt sangen und tanzten wir zusammen bis in die späten Abendstunden. Bei diesen „Picknicks“ im Schwimmbad war das Essen jedes Mal ein kulinarischer Hochgenuss. Jede Familie brachte leckere Gerichte mit, die wir alle miteinander teilten.

Schon auf der ersten Reise nach Europa, als ich elf Jahre alt war, hat mich das Fernweh gepackt. Je älter ich wurde, desto größer wurde die Sehnsucht, auch andere Teile der Welt zu erleben. Dabei haben meine Großeltern eine große Rolle gespielt. Alljährlich bereisten sie einen anderen Teil der Erde. Einmal waren sie in Afrika, ein andermal in China und Japan, ein weiteres Mal in Südamerika. Von jeder ihrer Reisen brachten sie hochinteressante Souvenirs und Bilder mit. Nach der Rückkehr von ihren Reisen luden sie ihre Freunde und Verwandte ein und führten ihnen ihre Erlebnisse in ihrem Wohnzimmer als Diashow vor.

Mein größter Wunsch als Jugendliche war es, als Schülerin für einige Zeit in die USA zu gehen und so das Land kennenzulernen. Jeden Tag fragte ich meine Eltern, ob und wann ich denn in die USA reisen dürfe. An meinem 16. Geburtstag ist dieser Wunsch in Erfüllung gegangen; im Jahr davor war bereits mein zwei Jahre älterer Bruder in die Vereinigten Staaten gereist. Mit einem riesigen Koffer und trunken vor Freude bin ich dann am 17. Mai 1977 in das sogenannte „Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ geflogen. Zu diesem Zeitpunkt ahnte noch kein Mensch, welches Unheil dem Iran zwei Jahre später widerfahren sollte.

Nach landesweiten Demonstrationen gegen sein diktatorisches Regime verließ Schah Mohammad Reza Pahlavi am 16. Januar 1979 den Iran für immer, und Ajatollah Ruhollah Musavi Khomeinis Islamisch-republikanische Partei setzte sich gegen die anderen Oppositionsgruppen durch. Bald darauf proklamierte Khomeini die islamische Revolution im Iran; binnen kurzer Zeit verloren in der Folge insbesondere die Frauen viele ihrer Rechte und Freiheiten.

Da wir zu einer religiösen Minorität, der Bahá'í-Religion, gehören, die unter Khomeini brutal verfolgt wurde und auch weiterhin unterdrückt wird, konnte ich nicht nach Iran zurückkehren. Meine Eltern bekamen als Bahá'í keine Ausreisegenehmigung. Dies führte dazu, dass wir uns acht Jahre lang nicht sehen konnten, was mir extrem schwerfiel, denn ich hatte immer eine sehr innige und vertrauensvolle Beziehung zu meinen Eltern. Ich wurde immer liebevoll von ihnen behandelt und verwöhnt. In der Zeit der Trennung von meinen Eltern waren mein Bruder und ich für einander die größte Stütze.

1984, ich hatte inzwischen in Los Angeles mit dem Studium der Psychologie begonnen, gelang es meinen Eltern und meinem jüngeren, damals 12-jährigen Bruder, mit Hilfe eines Schleusers die Grenze zur Türkei zu überqueren. Mit zwei Koffern in der Hand haben sie all ihr Hab und Gut hinter sich gelassen, um ihr Leben zu retten. Zuvor war mein Vater, der 30 Jahre lang eine Apotheke betrieben hatte, vom Regime enteignet worden. Das hatte für meine Eltern schließlich den Ausschlag gegeben, ihrer Heimat den Rücken zu kehren.

Nach einem sechsmonatigen Aufenthalt in der Türkei durften meine Eltern nach Österreich weiterreisen, um dort auf ihr Visum für die Vereinigten Staaten zu warten. Da es nun keine

Hindernisse mehr gab, meine Eltern wiederzusehen, entschied ich mich, meine Eltern während der Semesterferien in Österreich zu besuchen.

Um das Studium und meinen Lebensunterhalt finanzieren zu können, arbeitete ich tagsüber in Vollzeit; an die Uni ging ich dann erst am Abend. Ausgepowert und zermüht von den vielen Sorgen um meine Eltern und der Doppelbelastung durch Arbeit und gleichzeitiges Studium, entschied ich mich nach der Rückkehr aus Europa, die Arbeit an den Nagel zu hängen. Ich wollte ich mich ganz meinem Studium der Entwicklungspsychologie widmen können und beschloss daher, mir zu dessen Finanzierung eine Teilzeitarbeit an der Uni zu suchen.

Es kam aber alles ganz anders. Während des Besuchs bei meinen Eltern hatte ich auch Deutschland bereist und dort meinen späteren Mann kennengelernt. 1985 haben wir geheiratet, und so wurde Deutschland zu meiner neuen Heimat. Da ich von meinen früheren Urlauben in Deutschland wunderbare Erinnerungen hatte, war es für mich das geringste Problem, mich an die neue Umgebung zu gewöhnen. Neugierig und mit großer Freude habe ich mich daran gemacht, die deutsche Sprache zu erlernen und die Kultur des Landes kennenzulernen.

Zwei Jahre später, 1987, wurde unser Sohn geboren und anderthalb Jahre später, 1989, ist unsere Tochter zur Welt gekommen. Unsere Kinder bereiten uns bis heute sehr große Freude.

Da ich sehr unglücklich war, dass ich mein Studium nach der Übersiedlung aus Deutschland nicht hatte abschließen können, entschied ich mich, es wieder aufzunehmen, als unsere beiden Kinder in die Schule kamen. Allerdings waren die Kinder noch sehr klein, und weder in unserer Stadt noch in der unmittelbaren Nähe gab es eine Universität. Ich entschied mich daher für ein Studium an der Fernuniversität Hagen, die sich für mich als ideale Alternative zu einer Präsenzuni anbot.

Trotzdem war der Weg sehr steinig. Weil die Universitäten in Deutschland und in den Vereinigten Staaten komplett unterschiedlich aufgebaut und strukturiert sind, wurde mein Studium in Deutschland nur teilweise anerkannt. Von den drei Jahren Studium in den USA wurde mir in Deutschland auf mein Studium nur ein einziger Schein angerechnet. Es blieb mir aber nichts anderes übrig, als das zu akzeptieren. Zwischen Kindererziehung und zwei großen Umzügen bemühte ich mich, mein Studium zu Ende zu bringen. Im März 2014 gelang es mir schließlich, einen Magister in den Fächern Philosophie und Soziale Verhaltenswissenschaften zu erhalten, was mich mit Freude und auch mit Stolz erfüllte.

Neben Studium und Familie habe ich mich immer wieder sozial engagiert. Als wir im Jahr 1999 nach Schwäbisch Hall zogen, wollte ich möglichst schnell wieder Freunde finden, um der Einsamkeit zu entkommen, in die ich nach dem Umzug geraten war. Das war immerhin mein fünfter großer Umzug in eine ganz neue Umgebung (nicht zu vergessen die vielen

kleinen Umzüge innerhalb der Städte, in denen ich gelebt habe). Mich packte die Sehnsucht nach meinen alten Freunden. Besonders vermisst habe ich meinen buntgemischten internationalen Freundeskreis in Los Angeles. Da dachte ich mir, dass ein Engagement in einem internationalen Verein die beste Lösung wäre.

Ich begab mich also auf die Suche nach einem internationalen Verein in meiner Wahlheimat Schwäbisch Hall. Doch vergeblich, ein derartiger Verein existierte in Hall nicht. So entschied ich mich, selbst einen zu gründen. Zusammen mit einigen netten und interessanter Frauen aus den verschiedensten Ländern habe ich 2001 den „Internationalen Frauenkreis“ gegründet. Unser Engagement hat uns nicht nur viel Spaß gemacht, es hat auch viele Früchte getragen, und ich konnte viele wunderbare und tolle Menschen kennenlernen. Im Jahr 2008 erhielten wir sogar in einem bundesweiten Wettbewerb in Berlin den dritten Preis. Wir haben uns mit vielen Organisationen vernetzt und einige kleinere und größere Projekte auf die Beine gestellt. Unser Theaterprojekt „Abenteuer Vielfalt“ für Jugendliche beispielsweise, das wir 2009 gründeten, wurde zweimal von der IHK Heilbronn mit einem Anerkennungspreis ausgezeichnet – einem kleinen und einem großen. Weil unsere Themen eigentlich nicht frauenspezifisch sind, haben wir unseren Kreis in diesem Jahr zu einem „Internationalen Kreis“ erweitert, in dem sich alle willkommen fühlen und engagieren können, egal ob Mann oder Frau, jung oder alt.

So kommt es, dass ich meine verlorene Heimat in Hall wiedergefunden habe. Natürlich vermisse ich meine eigentliche Heimat immer noch oft und wünsche mir sehnsüchtig, die Straßen meiner Kindheit wiederzusehen. Meine wunderbaren Freunde zwischen Schwäbisch Hall und Los Angeles helfen mir aber sehr, diesen Schmerz zu lindern.

Was ich über mein Leben im Iran erzählt habe, mag den Eindruck erwecken, dass ich zu der privilegierten Schicht des Pahlavi-Regimes gehörte. Ich betrachte meine Familie aber nicht als eine privilegierte Familie, eher als eine Familie der oberen Mittelschicht. Natürlich gab es viele Menschen, denen es unter dem Schah-Regime schlechter ging, dennoch haben damals viele Iraner so gelebt wie wir. Die wirklich „Privilegierten“ dagegen haben in ganz anderen Verhältnissen gelebt. Dass wir uns Auslandsreisen leisten konnten, hatte damit zu tun, dass wir viele Verwandte im Ausland hatten, die wir besuchen konnten. Da die Bahá'í im Iran auch unter dem Schah in der Arbeitswelt oft keine guten Chancen hatten, sind viele ins Ausland gegangen. Viele wurden erfolgreich in Ihrem Beruf. Dadurch verteilten sich auch meine Verwandten in der ganzen Welt. Meine Großeltern haben oft ihre Geschwister und andere Verwandte in aller Welt besucht. Die zwei Urlaube, die ich in Deutschland verbrachte, waren auch mit dem Besuch meiner Tanten und Onkeln, die in Deutschland lebten, verbunden. Mein Onkel in Wiesbaden war Prof. Nossrat Peseschkian, der Begründer der Positiven und Transkulturellen Psychotherapie. Seine Bücher wurden bis heute in mehr als 20 Sprachen übersetzt, und seine Methode wird an zahlreichen

Universitäten gelehrt. Diesen Erfolg hätte er allein wegen seiner Religion im Iran nie haben können, auch nicht während der Herrschaft des Schahs.

Das zeigt, dass es die Freiheit der Bahá'í im Iran zu Zeiten des letzten Schahs nur eine oberflächliche war. Das hat auch meine Familie hautnah zu spüren bekommen. Mein Großvater Dr. Suleyman Berjis, ein angesehener Arzt in Kaschan, wurde 1950 nach Erlass einer Fatwa gegen ihn brutal ermordet. Aus Angst vor den Geistlichen hat der Schah es versäumt, die Bahá'í zu unterstützen. Nicht nur wurden die Täter ohne jegliche Strafe freigelassen, sie wurden sogar als Helden gefeiert.

Dieses Ereignis ist gut dokumentiert, u.a. in einem Artikel von Nasser Mohajer⁶, der auch ins Englische übersetzt wurde. Zu dieser Zeit gab es im Iran sehr viele Übergriffe auf Bahá'í. Dagegen haben der Schah und sein Regime nichts unternommen. Was Mohajer, ein unabhängiger Wissenschaftler am Ende seiner Darstellung berichtet, ist bemerkenswert. Nach einer Analyse des damaligen Staatsanwaltes der Stadt Kaschan, Mohammad-Taghi Damghani, sei das meinem Großvater zugefügte Unrecht ein Wegbereiter für die sogenannte Islamische Revolution im Iran gewesen. In der Islamischen Republik Iran hat sich die Situation der Bahá'í im Vergleich drastisch verschlechtert. Die zuvor unterschwellige Unterdrückung wurde offensichtlich und sogar gesetzlich sanktioniert, und es gab auch gegen Bahá'í viele Todesurteile. Die Bahá'í werden leider bis heute massiv unterdrückt.

Aufgrund der unerträglichen Situation nicht nur für die Bahá'í, sondern auch für viele andere Iraner, haben in der Folge viele Iraner das Land verlassen. Obwohl der neue iranische Präsident Hassan Rohani angekündigt hat, Gleichberechtigung für alle Iraner schaffen und die Rechte aller Iraner respektieren zu wollen, hat sich die Situation für die Bahá'í im Iran bisher nicht merklich verbessert. Dennoch hegen die Bahá'í die Hoffnung, dass der Präsident sich an sein Versprechen halten wird.

Große iranische Exil-Gemeinden gibt es heute nicht nur in den Vereinigten Staaten, sondern auch in vielen Ländern Europas — zum Glück auch in Schwäbisch Hall, wo ich tolle iranische Freunde gefunden habe, die mich meiner Heimat ein Stück näher bringen. Zusammen reden wir oft über den Iran. Das hilft mir, die schönen Erinnerungen an meine Heimat in meinem Herzen zu bewahren und die Sehnsucht nach ihr, wenn auch nur zeitweilig, zu stillen.

⁶ Baran Journal, Nr. 19 und 20, Frühjahr und Sommer, 1387 (2008), S. 10-24.

**Maria Schuster: Heimat ist auch dort, wo die Gräber der Ahnen sind
(Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1939)**



Eltern von Frau Schuster als Brautpaar (1938)



Brautpaar Schuster

„Werden wir diese schönen Tage nicht irgendwann einmal bezahlen?“, soll meine Tante Sofia gefragt haben, als deutsche Soldaten 1941 in Rumänien eingerückt sind und von den Siebenbürger Sachsen mit großem Jubel und Blumen empfangen wurden. Unter dem Ministerpräsidenten Antonescu war Rumänien einer der wichtigsten Kriegsverbündeten Hitlers gegen den „Bolschewismus“. Antonescu erklärte den Feldzug gegen Stalin zum „heiligen Krieg“. Als jedoch die Russen 1944 als Sieger in Rumänien einrückten, wurde Antonescu von der Opposition gestürzt, die sich nach der Niederlage der Deutschen bei Stalingrad gebildet hatte. Es kam in Bukarest zu bürgerkriegsähnlichen Gefechten zwischen den deutschen Truppen und den Anhängern der neuen Stalin freundlichen Regierung, bei denen die Deutschen unterlagen. Umgehend wechselten die Rumänen nun die Front und erklärten Hitler und Ungarn den Krieg. Da viele Siebenbürger Sachsen Hitler bis zum Ende des Krieges treu geblieben sind und die Mehrzahl der deutsch-rumänischen Männer im waffenfähigen Alter in der Wehrmacht oder der Waffen-SS kämpften, wurde wahr, was meine Tante Sofia prophezeit haben soll: Die Sachsen musste für ihre Schuld „bezahlen“. Die Auswirkungen dieser Koalition mit Hitlerdeutschland hat mein ganzes Leben dramatisch verändert, obwohl ich bei Kriegsende erst sechs Jahre alt war.

Der allzu frühe Tod der Eltern – Mutter wurde 1945 als Zwangsarbeiterin in die UdSSR deportiert

Meine Mutter wurde im Rahmen der Reparationsforderungen von Stalin zusammen mit über 30 000 Sachsen, das waren ungefähr 15% der deutschen Einwohner Siebenbürgens, in die Sowjetunion verschleppt und musste dort unter äußerst harten Bedingungen in einem Kohlebergwerk arbeiten, wo sie sich bei einem Grubenunglück so schwere Verletzungen an der Wirbelsäule und anderen Knochen zuzog, dass sie 1946 entlassen wurde und nach Siebenbürgen zurückkehren durfte. Ich stand als sechsjähriges Kind am Bahnhof und wartete auf sie. Eine mir fremde, stark traumatisierte und verkrüppelte Frau wurde aus dem Zug getragen und anschließend mit dem Ochsenkarren nach Hause gefahren. Bis zu ihrem Tod bekam ich keinen Bezug mehr zu ihr. Todkrank war Mutter natürlich nicht in der Lage, ihre beiden Kinder zu betreuen. So wurde mein Bruder in die Familie des ältesten Bruders meines Vaters integriert und ich von der Tante väterlicherseits an Kindesstatt angenommen.

An den Folgen der Verschleppung starb Mutter (1947)

Immer wenn ich meine Mutter besuchte, weinte sie bitterlich und bettelte: „Maria, warum kommst du nicht zu mir?“, weil sie ihre beiden Kinder schmerzlich vermisste. Unter großen Qualen ist meine Mutter dann nach einem langen Todeskampf mit 27 Jahren gestorben. Über ihre schrecklichen Erlebnisse als Zwangsarbeiterin hat sie mir nie etwas erzählt. Ich erinnere mich noch, dass ich die Beerdigung der Mutter an der Hand der Tante erlebt habe. Leider habe ich viele Ereignisse der Kriegs- und Nachkriegszeit vergessen oder verdrängt, da sie vermutlich so schrecklich waren, dass sie meine Kinderseele überfordert hätten.

Vater überlebte seine Inhaftierung in dem ehemaligen KZ- Majdanek nicht

Meinen Vater kenne ich nur von Fotos. Er hat sich nach dem sog. „Waffen-SS-Abkommen“, das 1943 zwischen dem rumänischen Staat und Hitlerdeutschland abgeschlossen wurde, zu dieser Einheit gemeldet. Ganz legal konnten die „rumänischen Staatsbürger volksdeutscher Zugehörigkeit“ sich unter Beibehaltung ihrer rumänischen Staatsangehörigkeit freiwillig in die Waffen-SS einreihen. Nach Kriegsende wurde er wegen seiner Mitgliedschaft in dieser Heeresabteilung in einem Arbeitslager, das die Russen in dem ehemaligen KZ – Majdanek in Lublin (Polen) eingerichtet hatten, inhaftiert. Die letzte Nachricht erhielten wir von ihm kurz nach dem Tod der Mutter. Er schrieb, dass er zu uns kommen würde, sobald er seine Strafe verbüßt hätte. Dieser Wunsch ging aber nicht in Erfüllung. Er starb wenige Monate nach dem Tod der Mutter. Mein ganzes Leben lang verspürte ich in meinem Herzen große Sehnsucht nach meinen Eltern. Immer wieder habe ich ihr Hochzeitsbild angeschaut und davon geträumt, wie schön ein Leben doch mit diesen beiden gewesen wäre.

Die Erwachsenen schwiegen

Über das Kriegsgeschehen, und wie sich die Deutschen in Rumänien während der Hitlerzeit verhalten haben, wollten die Erwachsenen nicht mit mir sprechen. Wenn ich Fragen stellte, bekam ich meist ausweichende Antworten. Als ich selbst erwachsen war, erkannte ich aber, dass man traumatische Erlebnisse nicht verdrängen darf, sondern darüber sprechen muss, weil man sonst an ihnen erstickt.

Burgberg, meine transsilvanische Heimat

Aufgewachsen bin ich in Burgberg, einem Dorf ca. 30 km von Herrmannstadt entfernt. Es war bäuerlich geprägt, so wie es unsere Ahnen errichtet hatten. Eine zentrale Rolle spielte bei uns die evangelische Glaubensgemeinschaft, die uns in schweren Zeiten Halt gegeben hat. Den Krieg und die dramatische Nachkriegszeit konnten wir nur überleben, weil die Dorfgemeinschaft in Freund und Leid zusammengehalten hat.

Enteignung des deutschen Grundbesitzes und der Häuser

Die Siebenbürgener Sachsen wurden von den alliierten Gremien und der neuen rumänischen Regierung pauschal als Kriegsverbrecher eingestuft, und deshalb wurden 1946 als Strafe ihr Grundbesitz, 1947 ihre Häuser enteignet. Die meisten Sachsen mussten ihr Haus aufgeben, einige durften ihr Leben in einem minderwertigen Zimmer oder auf dem Dachboden ihres Hauses fristen, ohne eigene Rechte. Die neuen Eigentümer waren in unserem Dorf meist Roma, die zuvor am Ausgang von Burgberg in heruntergekommenen Häusern wohnten.

Leben mit einer Roma-Familie (1947-1953)

Meine Tante hatte mit unserer Familie Glück im Unglück. Da mein Onkel schon jahrelang bettlägerig war und sich weigerte, das Haus zu verlassen, erlaubten uns die Behörden, dass wir weiterhin in unserem Haus wohnen durften, allerdings alle zusammen in zwei Zimmern. In die schönen und geräumigen Räume zog eine Roma-Familie mit einem Baby ein. Ein weiteres Kind wurde in unserem Haus geboren. Die Küche war zum gemeinsamen Gebrauch vorgesehen. Wir litten Hunger, da wir nicht auf unsere Vorräte zurückgreifen konnten und die Roma-Frau es meiner Tante verboten hat, unseren Garten zu betreten und etwas von dem Gemüse zu ernten, das die Tante selbst angebaut hatte. „Geht zum Hitler“, war die stereotype Antwort, wenn wir etwas aus unserem eigenen Haus wollten. Über die Religion bekamen Tante Sophia Kontakt zur Roma-Frau. „Der liebe Gott lässt nicht zu, dass ihr uns verhungern lasst“, sagte sie bei jeder Gelegenheit zu der Frau und appellierte an die gemeinsamen christlichen Werte. Das Verhältnis zwischen den beiden

Familien wurde dadurch besser. Noch heute haben wir Kontakt zu dem Roma- Mann, der in unserem Haus geboren wurde.

Überleben in dieser schweren Zeit

Hunger und Angst waren unsere ständigen Begleiter in dieser schweren Zeit. Wir wussten nicht, ob wir auch verschleppt oder vertrieben werden würden, wie viele Sachsen. Rechte hatten wir jedenfalls keine, wir waren „vogelfrei“. Erst 1949 wurden uns von der kommunistischen Partei die Staatsbürgerrechte wieder gewährt. Wie wir es geschafft haben zu überleben, erscheint mir heute rätselhaft. Mit Ährenlesen, Tagelöhnerarbeit bei den Rumänen und Roma, die acht Hektar Land und einen Ochsen und Pflug zugesprochen bekommen haben, haben es die Erwachsenen versucht. Auch wurde von dem enteigneten Land Staatsfarmen und LPG's gegründet, in denen wir später mit sehr geringem Lohn arbeiten durften. 1953 bekamen wir von der Regierung unsere Häuser zurück, allerdings meist in völlig zerstörtem Zustand. Wir hatten Glück, da unsere Roma-Familie keinen Hass auf uns hatte und deshalb unser Eigentum verschonte.

Tante Sofia rettete ein bessarabisches Kind vor dem Hungertod

Meine Tante war eine liebevolle, intelligente und umsichtige Frau, ohne eigene Kinder. Vor dem zweiten Weltkrieg und vor der Enteignung waren sie und ihr Mann wohlhabende Bauern, die immer einen Knecht und eine Magd beschäftigten. Schon vor meiner Geburt hat meine Tante einem Kind das Leben gerettet: In Bessarabien, das damals zu Rumänien gehörte, herrschte 1933 bis 1937 eine so große Dürre, dass viele Menschen verhungerten. Um das Leben von Kindern zu retten, haben Familien in Siebenbürgen bessarabische, deutschstämmige Kinder aufgenommen. Auch Tante Sofia und ihr Mann Peter erklärten sich bereit, ein Mädchen, Alma, in ihre Familie zu holen. Tante Sofia erzählte oft mit Tränen in den Augen, wie sie Alma vom Bahnhof abgeholt habe. Dieses arme, dürre, verlauste Geschöpf habe nur eine Wasserflasche und ein leeres Glas mit Marmelade bei sich gehabt. Fürchterliches Heimweh hätte abends das vierjährige Kind überfallen, das nicht zu trösten war. Erst als Tante Sofia die Kleine in den Stall geführt und ihr das Fohlen gezeigt habe, hätte sich das Kind beruhigt. Bald liebten Tante Sofia und Onkel Peter Alma wie ihr eigenes Kind. Es brach ihnen fast das Herz, als sie Alma nach vier Jahren (1937) wieder in den Zug Richtung Heimat setzen mussten.

Tante Sofia, meine geliebte Ersatzmutter

Neun Jahre später(1946), mitten in einer Zeit, in der wir die schlimmsten Entbehrungen und Verfolgungen auf uns nehmen mussten, gab meine Tante meiner sterbenden Mutter das Versprechen, dass sie mich großziehen und zu einem anständigen Menschen erziehen würde. Dieses Versprechen hat Tante Sofia mehr als erfüllt. Sie hat mich wie ihr eigenes

Kind geliebt und behandelt. Die Tante war der Mittelpunkt unserer Familie. Sie hatte klare Erziehungsziele und Wertvorstellungen. So sollte ich immer die Wahrheit sagen, freundlich sein, alle älteren Menschen grüßen, mich ordentlich anziehen und in der Schule lernen. Da sie eine außerordentlich gute Köchin und Wirtschaftlerin war, konnte ich von ihr viel lernen. Singen und Musik war das Lebenselixier unserer Tante und unserer ganzen Familie. Wir kannten unzählige Volkslieder und Melodien, die wir bei Freud und Leid, bei Wind und Wetter gesungen haben.

Die „russische Krätze“

Wenn ich an die Nachkriegsjahre denke, fällt mir immer ein, wie sehr ich unter der Krätze gelitten habe, die die Russlandheimkehrer in unser Dorf mitgebracht hatten. Wir nannten sie deshalb die „russische Krätze“. Es war eine hochinfektiöse Hautkrankheit, die durch Milben hervorgerufen wurde. Vor allem an den Händen bildeten sich nässende Ekzeme, die fürchterlich juckten und ein schmerzhaft brennendes Gefühl hervorriefen. Mit Kleiebad und Schwefelsalbe erlöste Tante mich von meinen Schmerzen.

Schule

Ich bin gerne zur Schule gegangen und war auch eine gute Schülerin. Da die meisten meiner 16 Mitschüler und Mitschülerinnen durch die Kriegsereignisse zu Waisen oder Halbwaisen wurden und jeder von uns menschliche Tragödien erlebt hatte, mobbten wir uns nicht gegenseitig, sondern behüteten und bewachten einander. Niemandem von uns sollte ein Leid geschehen, darüber waren wir uns alle einig.

Marx, Engels, Lenin, Stalin, die kommunistische Widerstandskämpferin Ana Pauker und das Staatsoberhaupt Petru Groza blickten auf uns Schüler herab und sollten uns Vorbild sein. Die Fotografien ihrer Köpfe waren in den Amtszimmern omnipräsent. In der Schule wurden wir zweisprachig unterrichtet: in Deutsch und Rumänisch. Rumänisch, die Amtssprache, lernten wir nur eine Stunde pro Tag, fast wie eine Fremdsprache. Deutsch war unsere Muttersprache, Sächsisch unser Dialekt, den wir in der Schule aber nicht sprechen durften. Hier war hochdeutsch angesagt. Die Schulpflicht betrug sieben Jahre, dann konnte man eine Aufnahmeprüfung für das Gymnasium in Herrmannstadt ablegen. Leider haben alle meine Klassenkameraden, die sich zu dieser Prüfung angemeldet haben, diese Prüfung nicht bestanden, weil wir in unserer Dorfschule nicht genügend vorbereitet worden waren. Mein Wunsch war es, Pädagogik zu studieren, um Erzieherin oder Grundschullehrerin zu werden. Das Schicksal wollte es aber anders.

Arbeit in der Staatsfarm

Als ich die Schule mit 14 Jahren beendet hatte, gab es für mich nur die Option, als Arbeiterin in der Staatsfarm zu arbeiten. In Burgberg war es nicht möglich, eine Ausbildung

zu absolvieren, da keine Industrieansiedlung vorhanden war. Das Gelände der Staatsfarm gehörte vor Kriegsende einer rumänischen Großgrundbesitzerfamilie, die wie fast alle Großgrundbesitzer im Ostblock enteignet wurde. Im Sommer wurde Getreide, Kartoffeln und Gemüse angebaut. Mit dem Gemüse belieferten wir die Schulen in Herrmannstadt. Dienstantritt acht Uhr, um 12 Uhr bekamen wir ein warmes Mittagessen, um 16 Uhr ein Vesper und um 18 Uhr war unser Job beendet. Meist wurden die Jüngsten von unserem Brigadeführer bei der Arbeitszuteilung bevorzugt, da wir ja fast noch Kinder waren. Gemütlicher war es im Winter. In dieser Jahreszeit sangen wir viele Lieder für einige ältere Herren, die uns besuchten, weil es für sie zuhause zu langweilig war.

Nach Dienstende lockte bei warmer Witterung die Straße

Bis 22 Uhr durften wir uns im Sommer auf der Straße aufhalten. Oft saßen wir auf den Bänken, die vor jedem Haus standen. Hier wurden Lieder gesungen, Spiele gespielt, Neuigkeiten erzählt und nach den Jungs geschaut. Wenn wir etwas geschenkt bekamen, waren wir dankbar. Nicht wie die heutige Welt, die oft für nichts mehr dankbar ist. Obwohl ich viele Entbehrungen auf mich nehmen musste, war ich damals nicht traurig, sondern sah hoffnungsvoll in die Zukunft. Traurig bin ich oft heute, weil die alten Narben wieder aufbrechen.

Spinnstube- Treffpunkt der Jugend im Winter

Im Schein von Gas- und Petroleumlampen haben wir uns abends in der kalten Jahreszeit in der sog. „Spinnstube“ getroffen. Eine „Spinnstube“ war ein geräumiges beheizbares Zimmer in einem Bauernhaus, in dem sich eine Gruppe von ca. acht bis zehn unverheiratete Mädchen mit meist der gleichen Anzahl junger Männer versammeln konnte. Die Mädchen fertigten Handarbeiten an und die jungen Männer trieben ihre Scherze mit den Mädchen. Mit einem Kuss konnte z.B. eine heruntergefallene Nadel, die ein junger Mann flink aufhob, wieder ausgelöst werden. Auch gehörten Stuhl-Spiele zum Repertoire, bei denen viel getobt und gelacht wurden. Die Spinnstube war für die ältere Generation tabu, da sich hier die jungen Leute ungestört kennen lernen sollten.

Heirat

Mit 17 Jahren habe ich meinen Mann, Johann Schuster, der gerade seine Militärzeit abgeleistet hatte, geheiratet. Alle Brautpaare trugen stolz unsere Tracht, die von Generation zu Generation weitervererbt wurde. Der Chor sang uns ein Ständchen und Tante Sofie hat Hühner und ein Schwein geschlachtet, um allen Gästen ein reichliches Hochzeitsessen servieren zu können. Ich weinte, weil ich meine geliebte Familie verlassen musste, und lachte, weil ich endlich mit meinem Johann zusammen sein konnte, den ich von Herzen liebte.

Familiengründung

Das Elternhaus meines Mannes war ziemlich heruntergekommen und musste abgerissen werden. Bald nach unserer Hochzeit haben wir zusammen mit unseren Familien und Nachbarn ein neues Haus gebaut. „Johann, pflanz dir einen Baum oder mach dir ein Kind“, sagte ein Nachbar zu meinem Mann, nachdem das Haus fertiggestellt war. Johann hat diese Aufforderung ernstgenommen und so kam 1959 unser erster Sohn auf die Welt, drei weitere Kinder sollten folgen.

Unsere Haustiere waren unsere Existenzgrundlage

Ziegen, Schafe, Kühe, Schweine, Hühner, sogar ein Büffelkalb hielten wir im Laufe der Jahre in unserem Stall, der von einem sehr großen Garten umgeben war. Die Hühner durften frei im Hof herumlaufen. Am Ende des Winters, wenn die Glucken sich Federn herausrissen und aufgeregt ein Nest bauen wollten, tauschte ich befruchtete Eier mit meinen Nachbarn, um Inzucht zu vermeiden, und legte sie in das Nest der Glucken. So gegen Ostern spazierten die ersten Küken unter strenger Bewachung ihrer Mütter im Hof herum. Unsere Ziegen wurden von den Rumänen spöttisch „Hitlerkühe“ genannt, weil wir 1946 nach der Enteignung unseres Hab und Gutes jahrelang keine Kühe, sondern lediglich bedürfnislose Ziegen halten konnten, die in den schlimmen Hungerjahren für unser Überleben wichtig waren

Hirten bewachten tagsüber unsere Tiere.

Am frühen Morgen holten die Hirten die Schweine, Schafe, Ziegen, Kühe, Büffel ab und trieben sie auf die Allmende. Jede Tierart wurde von ihren Hirten durch einen anderen Ortsausgang zu ihrer speziellen artgerechten Weide geführt. Die Tiere ließen sich nicht lange bitten. Sobald das Pfeifen ihrer Hüter ertönte, waren sie verschwunden. Mit derselben Energie lösten sie sich am Abend wieder von der Herde. Jedes Tier eilte zu seinem Stall, da es wusste, dass dort das Futter wartete. Lediglich die Schafe blieben bis zum Einbruch der kalten Jahreszeit auf der Weide. Die Hirten haben die Schafe versorgt, gemolken und den leckeren Ricotta Käse hergestellt, den jeder Schafbesitzer gerecht zugeteilt bekam. In unserer Dorfgemeinschaft war genau festgelegt, welche Familie zu welchem Zeitpunkt den Hirten ein warmes Essen zu ihrer kleinen Molkerei bringen musste. Auch die Hütehunde durften nicht vergessen werden. Sie bekamen täglich eine große Schüssel mit Maisbrei, was ihnen sehr mundete.

Die Büffel, eigensinnige und schwierige Gesellen

Die Büffel liebten es, in einem Quellabfluss zu baden, in den auch das Abwasser floss. Wenn sie in das schlammige Wasser eintauchten, sah man oft nur noch ihre Nasenlöcher

und ihre Hörnerspitzen aus dem Wasser herausragen. Im Gegensatz zu den Kühen, die sehr gutmütig sind, waren die Büffel äußerst eigenwillig und hatten nicht immer Lust, auf die Kommandos ihrer Besitzer zu hören. Ich erinnere mich daran, dass ein Büffel Wagen und Bauer in ein kühles Nass gezogen hat, da er es satt hatte, schwere Arbeit zu verrichten, während die anderen Artgenossen faul im Wasser suhlten. Auch das Melken war nicht einfach, jeder Büffel hatte so seine Marotten. Eines dieser Tiere gab nur Milch, wenn der Bauer beim Melken seine Schildmütze verkehrt herum aufsetzte, eine andere Büffelfrau wollte ihre köstliche Milch nur dann spenden, wenn ihr jemand zärtlich den Rücken kraulte. Ich hatte so großen Respekt vor diesen Tieren, dass ich keine in unserem Stall haben wollte.

Umzug nach Herrmannstadt (1977)

Mein Mann arbeitete als Kapo in der Maschinenbaufirma Independenta, die vor der Enteignung der deutschen Familie Rieger gehörte, deren Namen sie bis dahin auch trug. Als Vorarbeiter in einer Elektroabteilung dieser renommierten Firma war er so gefordert, dass ihm das tägliche stundenlange Pendeln von Burgberg nach Herrmannstadt und zurück einfach zu viel wurde. Da sich auch die Ausbildungsplätze unserer Kinder in Herrmannstadt befanden, stellte mein Mann bei seiner Firma einen Antrag auf eine Wohnung für unsere Familie. Bald wurde uns eine Wohnung in einem Mehrfamilienhaus in Herrmannstadt zugeteilt, wohin wir zusammen mit Tante Sofia alsbald zogen. Ich selbst fand Arbeit als Haushaltsgehilfin und zeitweise in einem Kindergarten.

Nur raus aus diesem Land

Ceausescu (1967-1989) hatte Rumänen tief verschuldet, um es zu modernisieren. Ab Beginn der 80er Jahre wollte er durch drakonische Sparmaßnahmen diese Schuldenlast zurückzahlen, was eine enorme Verknappung aller Güter hervorrief, die die Menschen zum Leben brauchten. Die Folge war, dass die Läden wie leergefegt waren und die Menschen manchmal fast die ganze Nacht über Schlange stehen mussten, um z. B. ein Stück Fleisch zu bekommen. Das Elend verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr, die Korruption wuchs. Es war einfach zu entbehrungsreich, in Rumänien zu leben. Vor allem für unsere Kinder sahen wir in dieser Situation keine Zukunft mehr, obwohl die Siebenbürgener Sachsen in Rumänien ein hohes Sozialprestige hatten, da die meisten von ihnen gut ausgebildete Fachkräfte waren. Unser fester Wille war es, nach Deutschland, in das das Land unserer Ahnen, auszuwandern. Wir stellten deshalb einen Ausreiseantrag, der von den rumänischen Behörden aber erst 1988 bewilligt wurde. Zwei unserer Kinder konnten Rumänien bereits verlassen und hatten sich in Heilbronn niedergelassen.

„Maria, du ziehst nicht nach Deutschland, bis ich beerdigt bin.“

Diese dringliche Bitte, die Tante Sofia oft wiederholte, sollte sich erfüllen. Kurz nach der Bewilligung unseres Ausreiseantrages bekam Tante Sofia, die bei uns wohnte, einen Schlaganfall und verstarb im gesegneten Alter von 90 Jahren innerhalb von drei Wochen. Ich dankte Gott, dass ich nicht wortbrüchig gegenüber Tante Sofia werden musste und sie in der Heimerde beerdigen konnte.

Die Ausreise

Im April 1989 war es soweit. Von unserem Hab und Gut durften wir pro Person 100 kg mitnehmen, jeweils eine große Kiste verpackt. Im Zollamt von Bukarest wurde der Inhalt der Kisten überprüft und zur Ausfuhr freigegeben. Ein frisch geschlachtetes Zicklein in zwei Hälften geteilt, eine für den Chef der Abteilung, die andere für den kontrollierenden Beamten, Zigaretten, Schnaps und Bakschisch für die übrigen Beamten sorgten dafür, dass die Kisten die Kontrollen passieren konnten, ohne durchwühlt zu werden. Bald darauf saßen wir im Zug nach Deutschland, einem Land, von dem wir keine konkreten Vorstellungen hatten, aber von dem wir dachten, dass Milch und Honig in ihm fließe. Allerdings glaubten wir nicht, dass gebratene Tauben uns in den Mund fliegen würden.

In der neuen Heimat

Dank unserer Kinder konnten wir uns schnell in unserer neuen Heimat eingewöhnen. Nach 18 Tagen Übergangswohnheim in Nürnberg und drei Tagen in Raststatt, wo wir viele Formulare ausfüllen mussten und auf den Arbeitsmarkt vorbereitet wurden, durften wir sieben Monate lang bei unserer Tochter wohnen, sieben Personen in drei Zimmern. Es dauerte nicht lange, bis wir alle eine Arbeitsstelle gefunden hatten. Mein Mann arbeitete wieder als Elektriker, ich als Haushaltsgehilfin.

Sehnsucht nach den Gräbern der Ahnen

Obwohl ich in meiner neuen Heimat gute Freunde gefunden habe und meine ganze Familie hier wohnt, überfällt mich zuweilen die Sehnsucht nach Siebenbürgen, und vor allem die Sehnsucht nach den Gräbern der Ahnen. Wir fahren deshalb alle zwei Jahre zurück in unsere alte Heimat und besuchen vertraute Menschen und Orte, die mit vielen Erinnerungen verbunden sind. Es beruhigt mich, dass ich in Heilbronn nun auch die Gräber von drei alten Damen besuchen kann, mit denen ich sehr verbunden war, denn Heimat ist auch dort, wo die Gräber vertrauter Menschen sind.

(Die Geschichte wurde von Christel Banghard-Jöst weitererzählt.)

Rosa Speidel: Eine Kindheit als Geächtete
(Serbien; geb. 1943)

Vertreibung, Internierung, Verlust der Heimat. Schicksalswege vertriebener Frauen



Frau Speidel während einer Lesung im Kurzentrum von Bad-Birnbach/Bayern (2010)



Frau Speidel: "Tag der Heimat", Liederhalle Stuttgart (2012)



Der zum Vortragssaal umfunktionierte Innenhof des Palais Epstein war zum Bersten voll. Viele Menschen standen in den Gängen oder verfolgten das Geschehen aus den Fenstern der oberen Stockwerke.



Rosa Speidel erzählt von ihrer frühesten Kindheit in einem Internierungslager für arbeitsunfähige Deutsche im ehemaligen Jugoslawien und von ihren Erfahrungen als Schulkind mit deutschem Namen in einer serbischen Schule.

Menschliche Brutalität ist gnadenlos, vor allem, wenn sie durch Rachefeldzüge geistig irregeleiteter Staatsmänner legalisiert worden ist. Die anvisierten Opfer haben keine Chance. Wer Massaker und Gewalt überlebt hat, wird nie wieder zu seinem ursprünglichen Leben zurückfinden. Bei Kindern hinterlassen derlei Erfahrungen bleibende Irritationen, da sie nur schwer ein normales Verhältnis zu ihrem Dasein aufbauen können. Ich war so ein Lager- und Kriegskind, das mit sich und der Welt auf Kriegsfuß stehen musste, kaum dass es stehen konnte. Im Laufe meines Lebens habe ich versucht, mir alles Leid von der Seele zu schreiben. Das war und ist meine Therapie, um weiter-leben zu können.

Ich heiße Rosa Speidel und bin 1943 in der Batschka im heutigen Nordwestserbien geboren. Für diejenigen, die sich dort auskennen: mein Geburtsort hieß Batsch-Sentivan oder Prigrevica Sveti Ivan – heute heißt er nur noch Prigrevica.

Als ich Anfang 1945 mit meinen beiden Großmüttern in das Vernichtungslager Gakovo kam, war ich knapp zwei Jahre alt. Meine Mutter wurde bereits Ende Dezember 1944 in die Sowjetunion zur Zwangsarbeit deportiert. Mein Vater entschied sich für die ungarische Armee, da die Batschka von 1941 bis 1945 vollständig zu Ungarn gehörte und unsere Familie sich ohnehin von Hitler-Deutschland distanziert hatte. Wie wir später erfuhren, befand sich mein Vater ab Ende Okt. 1944 in sowjetischer Gefangenschaft. Er hat nicht überlebt.

In Gakovo wurden damals alle deutschen Waisenkinder eingesammelt, mit falscher Identität ausgestattet und in verschiedene Kinderheime Jugoslawiens verteilt. Um mir dieses Schicksal zu ersparen, erklärte meine Oma Eva (Großmutter mütterlicherseits) mich kurzerhand zu ihrer Tochter. Ich trug ihren Familiennamen bis zu meinem neunten Lebensjahr.

Meine frühen Erinnerungen aus den Jahren 1945/46 sind punktuell, nicht kontinuierlich, jedoch so präzise, dass gravierende Ereignisse als scharfe Bilder und kurze Szenen fest in meinem Gedächtnis, vor allem aber auf der Gefühlsebene haften.

Unsere erste Behausung in Gakovo war ein dunkler, schmaler Raum ohne Möbel mit vereisten Wänden. Auf dem Fußboden lag eine dünne Schicht Stroh, die sich immer feucht und kalt anfühlte. Die Eingangstüre, ursprünglich mit Glasfüllung, und das Fenster waren mit Latten und Brettern zugenagelt. An Türe und Rahmen steckten anstelle des ausgeschlagenen Schlosses zwei krumme Nägel; die Türe wurde mit einer Schnur notdürftig verschlossen. Wenn die Partisanen hereinstürmten, trat immer einer mit dem Stiefel dagegen. Dieses Geräusch vergesse ich nicht. Eine Stimme schrie „Stoj!“, und wir beeilten uns, so aufrecht wie möglich zu stehen. Ich zitterte. Oma Eva raffte mich in die Falten ihres Rockes und hielt mir den Mund zu, weil ich mit den Frauen mit schrie, die von den dunklen Gestalten herausgeholt wurden. Ich sehe noch heute die Öffnung des Gewehrlaufes – das Loch war stets auf meiner Augenhöhe. Dieses Loch verfolgte mich jahrzehntelang. Im Traum wurde es größer und größer – meine Angst schwoll zur Panik, bis ich im Sog dieses dunklen Loches verschwand und aufwachte. Manchmal bildete ich mir ein, getroffen worden zu sein, und glaubte für Sekundenbruchteile, mein Kopf sei nicht mehr da. Ich sah meinen eigenen kopflosen Hals. Ich sah so aus, wie die Männer, denen die Partisanen mit dem Gewehrkolben den Schädel zertrümmerten. Mit weiteren Details werde ich Sie verschonen, es wäre zu makaber.

Bereits damals hat mein Instinkt einen „Gegenpol“ zu den Alpträumen entwickelt. Wenn ich große Schmerzen ertragen musste, wurde ich ohnmächtig und ich begann im Traum zu

fliegen. Ich sah die Erde aus der Vogelperspektive. Auch hier kann ich mich an viele Details erinnern, obwohl ich mein Umfeld noch nie zuvor in der Vogelperspektive gesehen hatte. Das Gefühl, fliegen zu können, wurde so realistisch, dass ich bei Tag meine Arme ausbreitete und hochsprang wie ich es im Traum tat. Ich hob aber nicht ab und sehnte mich danach, wieder einzuschlafen, um wegfliegen zu können.

Das große Sterben setzte im Winter 1945/46 ein. Typhus, Ruhr, Malaria, Unterernährung, Ungezieferplage – die Verantwortlichen hatten den Tod aller eingesperrten Donauschwaben bewusst herbeigeführt. Man kann es sich heute nicht vorstellen, dass Menschen so etwas überhaupt überleben. Wir bekamen kein frisches Stroh, hausten wie verwaarloste Tiere in stinkenden Räumen, da viele es nicht mehr rechtzeitig nach draußen schafften. Hinter jedem Haus befand sich ein Misthaufen mit Donnerbalken, der für uns Kinder viel zu hoch war. Eine Beschreibung dieser Örtlichkeit erspare ich Ihnen.

Wir lagen immer dicht nebeneinander, um uns gegenseitig zu wärmen. In der oberen Reihe fünf/sechs Gestalten und unterhalb ebenfalls fünf/sechs. Wir Kinder krochen irgendwo dazwischen unter. Wer morgens tot war, wurde hinaus in den Gang gezerrt. Dafür kamen spätestens am nächsten Tag andere Leute dazu. Für mich waren alle fremd.

Socken, Strümpfe oder gar Schuhe besaß niemand. Unsere Füße steckten zwischen Fußlappen und Stroh in derben selbstgeschnitzten Holzschuhen (sogenannten Klumpen). Das Stroh wurde steif, wenn man die Klumpen aus-zog. Wer keine Klumpen besaß, konnte im Winter nicht vor die Türe. Tags-über war ich die meiste Zeit alleine, oder ich schlich durch den Hinterhof in ein anderes Haus, in dem andere Kinder auch alleine waren. Die Erwachsenen mussten arbeiten oder sie gingen zum Betteln. Es kam oft vor, dass Mütter und Großmütter mehrere Tage außerhalb des Lagers verbrachten. Manche kehrten gar nicht mehr zurück, weil sie erschossen oder erschlagen worden waren.

Die Lagerverpflegung bestand aus einigen Löffeln Wassersuppe ohne Salz mit kleinen dunklen Punkten. Wir nannten diese Suppe „Popelsuppe“, vermutlich waren es winzige Käfer. Hin und wieder bekamen wir einen undefinierbaren Brei und oder ein Stückchen „Steinbrot“, das nach nichts schmeckte und erst hinuntergeschluckt werden konnte, wenn man es eine Weile im Mund aufweichen ließ. Es gab auch tagelang gar nichts. Wir Kinder suchten in allen Ecken, selbst auf Misthäufen, nach Essbaren.

Hierzu ein Auszug aus meinem ersten Büchlein, das den Titel „Prügelmädchen“ trägt. Der Text heißt

Lagerkinder

Sie sind wie streunende Hunde, immer unterwegs auf der Suche nach Essbarem, die Kinder im Internierungslager des zweiten Weltkrieges.

Wenn sie müde sind, kauern sie in einer Ecke, in der sie sich notfalls ein-igeln, wenigstens hinterrücks geschützt.

Sie keifen, knurren und sie beißen und prügeln sich um jeden Bissen.

Der Bissen ist viel zu mager für alle und deshalb wird er den Stärkeren unter ihnen gehören. Deren Stärke wird wachsen, weil sie etwas zu beißen haben. Dafür werden die kleinen Schwachen kleiner und schwächer. Wen wundert's, wenn sie hässlich und krank sind, wenn sie eingehen?

So lange sie können, ziehen sie mit den Großen durch die Gassen, wühlen in Misthaufen, buddeln immer nach etwas und finden meistens nichts. Ihre Haut gleicht einem erloschenen Vulkan, dunkel und leblos. Der Staub von Monaten bröckelt von ihr ab. Es gibt kaum sauberes Wasser. Und wenn sie welches finden, ist es viel zu kostbar zum Waschen. Sauberes Trinkwasser!

Sie lachen nicht, sie weinen nicht. Sie schreien höchstens. Sie haben keine Mimik mehr. Ihre Gesichter hängen versteinert an den Köpfen. Ihre Seelen liegen irgendwo. Kinder, die zufällig auf die Welt gekommen sind und die im Krieg niemand brauchen kann. Sie stören, sind lästig, über-flüssig, zu nichts nütze. Sie wollen essen. Was? Es gibt nichts!

Vertrieben, weggescheucht, vor die Tür gesetzt werden sie. Das Fell der Kleinen sträubt sich, die Augen triefen, die Kräfte schwinden. Irgend-wann klappt ihr Kartenhäuschen zusammen. Was übrig bleibt, sind Knochenruinen.

Niemanden kümmert es, wenn sie (ein)gehen, wenn sie gegangen sind.

Ein hungriges Maul weniger!

Im Winter war der Schnee unser Trink- und Waschwasser. Niemand besaß Heizmaterial. Nachts trippelten Ratten auf der Suche nach Nahrung über unsere Körper. Wer sich länger nicht bewegte, wurde angeknabbert. Läuse, Flöhe, Wanzen bissen sich an uns fest. Ich kann mich an Pusteln am ganzen Körper erinnern, die schrecklich juckten und bluteten, weil ich ständig kratzte. Mein Haar war grau und verfilzt. Oma schnitt mit einer stumpfen Schere alles von meinem Kopf, was nach Haaren aussah. Es muss die Zeit der Typhus-Epidemie gewesen sein, denn im offenen Gang vor den Zimmern stapelten sich Leichen. Manche waren nackt, manche in zerlumpte Decken gewickelt. Es war eine Selbstverständlichkeit, dass ein Toter keine Kleidung mehr brauchte.

Im Hinterhof unseres Hauses befand sich eine Scheune, in die man die Leute hineinlegte, die sterben mussten. Sie lagen dort auf gefrorener Erde. Niemand kümmerte sich um sie. Ab und zu gingen Männer zwischen den Reihen hindurch und sammelten Gestorbene ein. Dass Tote mehrere Tage zwischen den noch Lebenden lagen, war keine Seltenheit. So lernte ich in meiner frühesten Kindheit Tod und Verwesung als einen natürlichen Prozess kennen.

Eines Tages schleppten zwei Männer meine Resibase in diese Scheune. Jemand hatte ihr die Jacke gestohlen. Resibase war nur noch in eine gestreifte Lumpendecke eingerollt, so habe ich sie in Erinnerung. Sie war meistens krank und lag schlafend in unserer Stube. Wie man mir später erzählte, war sie eine Nachbarin von zu Hause, die mich bereits als Baby beaufsichtigte. Ich wollte Resibase nicht verlieren. Obwohl niemand in diese Scheune durfte, saß ich stundenlang neben ihr auf der eisigen Erde und wartete, bis sie die Augen öffnete. Wenn sie mich erkannte, sagte sie jedes Mal: „Geh weg! Du darfst nicht hier sein, hörst du, geh jetzt!“ Ich konnte nicht verstehen, warum sie mich wegschickte und ging erst, nachdem es draußen dunkel geworden war und ich zurück in unser kaltes, dunkles Gemäuer musste.

Ich war dabei, als zwei Männer meine Resibase aus dem Schuppen zerrten und auf eine Karre warfen. Den Schmerz spüre ich noch heute. Ich ging oft zu jenem Schuppen, setzte mich an die Hauswand und sah zur Scheunentüre hinüber, obwohl ich wusste, dass Resibase nicht herauskommen konnte, weil sie gar nicht mehr drin war. Diese Trauer um Resibase war die schmerzlichste Zeit meiner Erinnerungen an das Vernichtungslager. Alle anderen Grausamkeiten, wie zerschlagene Gesichter, blutende Wunden, verwesende Menschen, das krabbelnde Kleingetier habe ich als „normalen Lageralltag“ abgespeichert, aber diesen Verlust, das Gefühl des Alleine-gelassen-seins, konnte ich lange nicht verarbeiten. Obwohl meine beiden Großmütter, Eva und Anna, immer wieder da waren, bedeutete mir Resibase am meisten. Sie war eine der wenigen Bezugspersonen meiner frühen Kindheit. So etwas wie Geborgenheit gab es in Gakovo ohnehin nicht.

Waisenkinder waren lästig, und es war gefährlich, verwaiste Kinder nicht in die Kinderhäuser zu bringen. Folgende Begebenheit scheint dies zu unterstreichen:

Als Oma Eva tagelang nicht vom Betteln zurückkam, dachten alle im Haus, sie sei nicht mehr am Leben. Eine alte Frau schrie mich an, ich solle verschwinden, packte mir etwas in meinen Wollumhang, band mir das Bündel auf den Rücken und schickte mich auf die Straße hinaus. Ich ging. Es dämmerte, wurde kühl aber nicht kalt, und ich wollte mir ein Nachtquartier in einer der zur Ruinen am Ortsrand suchen. Unterwegs dorthin begegnete ich Oma Anna, die gerade vom Arbeitseinsatz kam. Sie brachte mich zurück, obwohl ich nicht in das Haus zurück wollte. In der Zwischenzeit war aber Oma Eva wieder da. Sie hatte schrecklich geweint, damals konnte ich nicht verstehen, warum.

Da alle Häuser und damit auch die Straßen durch die Gärten miteinander verbunden waren, hatten wir trotz des Ausgangsverbotes einen recht großen Aktionsradius. Wir Kinder schlichen durch die Gärten bis zu den Ruinen am Ortsrand und von dort zum Friedhof, weil wir wussten, dass auf dem Friedhof immer was los war. So makaber dies heute klingen mag, aber unsere Kinderstube war nun mal das Vernichtungslager, Tote spielten in unserem Lagerleben eine alltägliche Rolle. Wir versteckten uns im Gebüsch oberhalb der Massengräber und sahen stundenlang zu, wie die Leichen in die Gruben

verfrachtet wurden. Ich kann mich auch noch an Männer erinnern, die nackt und völlig abgemagert ein Loch graben mussten und dann hineingeschossen wurden. Einmal rutschte ein Partisan in das Loch, weil er mit dem Stiefel einen Erschossenen hineinstoßen wollte. Ich lachte.

Kinder unter zwei Jahren hatten so gut wie keine Überlebenschancen. Hierzu ein Auszug aus meinem Buch „Überdosis“, in dem ich Erzählungen vieler Zeitzeugen zu einem Roman zusammengefasst habe. Fünf Familien durch-leben exemplarisch für viele Tausend die Torturen der Deutschstämmigen am Rande des zweiten Weltkrieges.

„[...] Während der nächsten Wochen rollen in Gaumarkt täglich Kindertransporte aus anderen Lagern an. Die Kinder sind verdreckt, verlaust und halb verhungert. Sie liegen wie wertloser Plunder übereinander auf Heuwagen. Bei manchen baumeln die Köpfe über dem Bretterverschlag, bei anderen die Füße. Die Kleinen hängen quer da-zwischen. Die Säuglinge unter ihnen sind fast alle tot. Sobald sich Lagerinsassen um die Kinder kümmern wollen, schlägt die bewaffnete Miliz zu. In den provisorischen Kinderhäusern sortieren vier angebliche Ärzte die Todgeweihten eines jeden Transportes aus und lassen sie in Scheunen bringen. Die anderen sollen in verschiedenen Kinderheimen des Landes zu guten Staatsbürgern erzogen werden. Man beginnt damit bereits in Gaumarkt. Noch bevor die Kinder ausreichend zu essen bekommen, lernen sie serbische Lieder auf deutsche Melodien „Unsere Eltern waren feige und wertlose Menschen, darum mussten sie sterben. Wir wollen leben. Unser Körper und unsere Seele gehören Tito, nur Tito und dem Kameraden Stalin.“ Da bei den Kindern das natürliche Wachstum gestört ist, schätzt man viele Dreizehn- bis Fünfzehnjährige auf zehn oder zwölf, gibt ihnen und allen Kleineren passende einheitliche Geburtsdaten und serbisch klingende Namen.

Die Gescheitesten werden auf die Offiziersschule geschickt, heißt es, die Zweitbesten zu Facharbeitern ausgebildet, alle anderen sollen als Bauern und Arbeiter der Gemeinschaft und dem Staat dienen. Wir füttern diese Faschistenbrut nicht umsonst durch. Sie müssen uns alles zurückzahlen, was ihre Eltern kaputt gemacht haben.

Die Kindertransporte von Gakovo zu den Heimen außerhalb verlassen das Lager fast immer nachts, während tagsüber neue Ochsenkarren und Heuwagen voller kleiner Menschenleben hereinpölnern. Die Größeren, die noch gehen können, marschieren neben den Wagen her und singen „Wir sind junge Partisanen ...“

Auch Marie Schaller zieht mit einer Gruppe von etwa dreihundert Kindern durch die Hauptstraße. Allesamt verkrustet und voller Ungeziefer, aber sie singen aus vollem Hals „Die Vögel ziehen nach Süden, dort ist es schöner als hier, dort erwartet uns Tito, dort erwartet uns Stalin.“ Zuerst warten aber vor dem Bahnhof mächtige fensterlose Transportwagen. Bewaffnete Miliz stopft die Kinder in die grauen Gefängnisse. Die

Kinderstimmen verstummen. Blechtüren krachen ins Schloss. Rostige Riegel schieben sich in die Verankerung. Motoren lärmen los. Soldaten treiben Zuschauer von der Straße. ...“

Unsere Haut war grau verkrustet. Ich erinnere mich, dass ich über meine rosa Haut staunte, nachdem ich die graue Kruste an meinen Armen weggekratzt hatte. In meiner Erinnerung ist alles aus jener Zeit grauschwarz. Vielleicht gab es damals wirklich keine Farben.

Farben bekamen meine Erinnerungen erst, nachdem Milizionäre in dunkel-blauer Uniform für das Lager zuständig waren.

Es muss Sommer 1947 gewesen sein. Oma Eva nahm mich mittlerweile immer öfter mit hinaus zum Betteln. Wir liefen barfuß, ich stolperte, hatte blutende Zehen. Evas Schritte hörte man nicht, obwohl sie selbst schwerhörig war. Sie steuerte zielsicher ganz bestimmte Bauernhöfe an. Bitte Brot!, sagte sie, wenn eine Stimme hinter dem Tor fragte Wer ist da? Was willst du?, und wenn wir etwas bekamen, bedankte sie sich mit Vergelt's Gott und bekreuzigte sich. Manchmal sagte sie auch Gott segne euer Haus und zeichnete mit der Hand ein Kreuz in die Luft. Ich kann mich aber auch an Bettelgänge erinnern, bei denen derbe Stimmen Hunde auf uns hetzten. Ich rannte weg und versteckte mich im Graben. Eva blieb stehen, zog ihren „Bettelsack“ mit beiden Händen vor die Brust, dabei ging sie ganz langsam rückwärts, manchmal redete sie leise auf die knurrenden Hunde ein, bis diese entweder von selbst umkehrten oder der Bauer sie zurückpiff. Eva wurde nie von einem Hund gebissen. Später habe ich mich dabei ertappt, dass ich mich in ähnlichen Situationen instinktiv genauso verhielt wie Eva.

Was muss damals in meiner Großmutter vorgegangen sein. Daheim war sie eine wohlhabende Bäuerin, die mit Gesinde und Erntehelfern Haus und Hof führte, den Leuten Arbeit und Brot gab; diese Bäuerin musste nun in zerlumpter Kleidung betteln gehen, um nicht zu verhungern. Eva hat die Tortur überlebt. Zerbrochen an Leib und Seele starb sie mit 68 Jahren und sah aus wie 98.

Wir verdanken unser Überleben jenen Bauern auf den Höfen um Gakovo.

Es muss ebenfalls im Sommer 1947 gewesen sein, als ich Eva einige Male aus dem Gefängnis holte. Die blau Uniformierten schossen meist in die Luft und verpassten uns Kindern nur ab und zu ein paar Ohrfeigen. Die Wachen kamen nicht mehr in die Häuser, um uns etwas wegzunehmen. Und sie waren nicht immer betrunken wie die Partisanen. Wenn die Blauen jemanden erwischten, der vom Betteln in das Lager zurückkehrte, schlugen sie nicht gleich zu, und sie nahmen den Leuten das Essen nicht weg. Man wusste immer, wer wo erwischt und eingesperrt worden war. Evas Schwester schickte mich mehrere Male ins Gefängnis, um nachzusehen, ob Oma wirklich dort war. Den Kindern tun sie nichts, du brauchst keine Angst zu haben, hämmerte sie mir ein. Am Anfang hatte ich große Angst. Ich hatte aber gelernt, mit der Angst zu leben, denn sie war Hauptbestandteil meines

Daseins. Die Männer in den dunkelblauen Uniformjacken mit den goldenen Knöpfen trugen meisten Schirmmützen und beeindruckten mich schon deshalb, weil die Uniformen immer sauber waren. Also schlich ich ins Gefängnis und wurde prompt jedes Mal erwischt. Ich habe damals bereits recht gut serbisch gesprochen, weiß aber nicht, wo ich es gelernt habe. Zu einem dieser Wachposten „in blau“ soll ich gesagt haben, als er mich am Arm packte und fragte, wo ich hin wolle, meine Oma holen, die du eingesperrt hast, nur weil sie Essen für mich besorgen wollte.

Jener Mann in blauer Uniform nahm mich an der Hand, ging mit mir den langen Gefängniskorridor entlang, blieb vor jeder Türe stehen, hob mich hoch, damit ich durch das Oberlicht in den Raum schauen konnte und fragte ist das deine Oma? In einer der letzten Kammern saß Oma Eva mit gesenktem Kopf auf dem Fußboden neben ihrem Bündel. Auch dies sind Bilder, die ich nie vergessen werde. Ich sehe die Sonnenstrahlen, die durch die Öffnung im oberen Teil der Türe den dunklen leeren Raum in Licht und Schatten teilten. Der Milizionär sperrte die Türe auf und ging. Ich schlich hinein. Oma hob den Kopf. Ich stürmte auf sie zu. Das Gefühl, du bist wieder da, du lebst, du bringst etwas mit, kann man nicht beschreiben. Denn über Jahre hinweg zu hungern, ist heute bei uns schwer vorstellbar.

Ein andermal war Eva mit vielen Lagerleuten in einem großen Raum eingesperrt. Vom Korridor aus konnte man durch ein Schiebe-Fenster schauen, das für mich nur einzusehen war, wenn ich mich am Fenstersims festhielt und auf die Zehenspitzen stellte. Ich rief Evas Namen durch das geschlossene Fenster. Die Leute sagten, sie sei nicht da, ich solle wieder gehen, bevor mich die Miliz erwischt. Ich klammerte beharrlich am Sims und rief immer wieder Eva Weißgerber. Plötzlich stand sie hinter dem Fenster mit Tränen in den Augen. Die anderen Frauen weinten mit.

Wie ich die Türe öffnete, weiß ich nicht mehr. Die Leute strömten heraus. Eva kam auch, packte mich und zerrte mich in eine Ecke. Bei dieser Begebenheit fielen Schüsse. Es gab Tote. Die Hintergründe weiß ich nicht. Eva und ich entkamen durch Hinterhof und Gärten.

Bei schönem Wetter streiften wir Kinder ständig in kleinen Gruppen umher. Wenn wir Hunger hatten, lutschten wir Steine, knabberten Gras und Blätter, kneteten aus Staub, Wasser und Fantasie kleine Brotlaibe, trockneten sie in der Sonne und aßen unser selbstgebackenes Brot mit Genuss. Nachdem wir aus dem Vernichtungslager entlassen worden waren und es mehr zu essen gab, versuchte ich es wieder mit dem Brotbacken aus Staub und Wasser, aber es schmeckte mir nicht mehr. Ich fand's irgendwie schade.

Im Herbst 1947 nahm Eva mich auch mal über Nacht mit auf einen Bauernhof. Während sie arbeitete, durfte ich so viel Brot essen und Milch trinken, wie ich wollte.

Im Vernichtungslager habe ich gelernt, mich unsichtbar zu machen, zu schweigen, auch wenn mir schreckliche Schmerzen zugefügt werden. Ich habe gelernt, nichts wert zu sein,

mich nicht zu beschweren, mir selbst zu helfen, denn ich war überzeugt, dass Schwaben minderwertig sind und niemand ihnen helfen darf.

Gegen Ende 1947 Anfang 1948 wurde niemand mehr totgeschlagen, aber wir lagen immer noch alle auf dem Fußboden. Und wir waren definitiv weniger wert als alle anderen.

Ein einziger Herd im Haus für 30 Leute und mehr. Wir haben nie in einem Haus gewohnt, dessen Brunnen noch Wasser führte. Immer mussten wir irgendwo bei Nachbarn unser Wasser holen.

Erst ab 1947 gab es öfter warmes Essen aus eigener Küche, aber nur, wenn man es sich selbst organisierte. Wir sammelten außerhalb des Lagers Holz oder Reisig, trockenes Gras und trockenen Kuhdung und schleppten es ins Lager. Die Miliz drückte allmählich beide Augen zu.

Als wir aus dem Lager entlassen wurden, besaßen wir nichts – gar nichts. Meine Großmutter versuchte mit primitivsten Mitteln ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen. Unsere erste Behausung war ein zerschossener Sallasch in der Nähe der Provinzhauptstadt. Dort hatten wir zum ersten Mal einen eigenen Brunnen vor der Türe. Ein einziger Raum war bewohnbar, die Mäuse schauten durch die Löcher der Zimmerdecke, denn die war auch zerschossen. Im Herbst zogen wir in einen ehemaligen Schafstall direkt hinter dem Donaudamm. Der Schafstall hatte ein Strohdach. Wenn es regnete, hingen Omas Henkeltöpfe und Schüsseln an den Balken, um das Wasser aufzufangen. Der Vorteil hierbei war, wir brauchten kein Trinkwasser aus dem einige Hundert Meter entfernten Brunnen zu holen.

Ich war nicht gewohnt, mit Besteck zu essen, einen eigenen Teller zu haben, mich täglich zu waschen, mir regelmäßig den Po zu putzen.

All das, was ein Kind normalerweise mit zwei oder drei Jahren lernt, musste ich mit fünf Jahren lernen. Wir sind doch kein Gesindel, betonte Oma immer wieder, als sie versuchte, mir die einfachsten Manieren beizubringen. Worauf ich prompt fragte, ob wir denn im Vernichtungslager Gesindel gewesen seien.

Als wir in jenem Schafstall hausten, waren die Donau und die Sümpfe zum Greifen nah. Schlangen krochen zu uns in den Stall, wenn wir nicht aufpassten, und die Stechmücken saugten uns aus.

Später als wir wieder in Prigrevica wohnen wollten, bot man uns nur Ruinen an. Immer, wenn wir einen oder zwei Räume in einer Ruine bewohnbar gemacht hatten, mussten wir wieder ausziehen.

Man holte uns nachts das wenige Heizmaterial aus dem Schuppen, die Hühner aus dem Stall und die Eier aus den Nestern. Wir durften uns nicht beschweren. Nur ein bissiger Hund rettete unsere Habe, aber auch er wurde vergiftet.

Vorurteile sind Gift für menschenwürdiges Zusammenleben. Und doch sind Vorurteile in jedem Land, in jedem Volk populär.

Hierzu ein Auszug aus einem meiner noch unveröffentlichten Manuskripte.

„Das Schuljahr hatte begonnen, ich kam in das Klassenzimmer der ersten Klasse in Prigrevica. Vor mir saß ein Mädchen mit langen blonden Zöpfen. Die Läuse krabbelten durch ihr dichtes Haar. Das Mädchen kratzte sich ständig. Ich beobachtete die Läuse. Seit Gakovo hatte ich keine Läuse mehr, denn Eva puderte mich fast täglich ein. Es war die Zeit, als Eva mir zu erklären versuchte, dass wir besser seien als diese verlausten Schafhirten aus den Bergen.

Eines Tages besuchten wir ein Klassenzimmer, in dem ältere Schüler saßen. An einer Wand hing eine breite schwarze Tafel, daneben ein großes Papier mit Wörtern, darüber ein eingerahmtes Bild von einem Partisanenführer, der auf uns her-unter schaute. Er muss mindestens ein Kommandant sein, dachte ich, weil er statt des Schiffchens eine Schirmmütze trägt mit einem blank polierten roten Fünzfack.

„Das ist unser Präsident Kamerad Tito“, sagt Lehrerin Anka. „Und das“, sie zeigt auf das Papier mit Wörtern neben der Tafel, „das heißt wie?“ Die Lehrerin fixierte die Klasse. Alle strecken zwei Finger nach oben. Ein Junge in der vorderen Bankreihe wurde aufgerufen.

„Tod dem Faschismus – Freiheit dem Volke!“, schrie er.

Ich erschrak, weil er so schrie.

„Hast du das verstanden?“, fragt die Lehrerin ausgerechnet mich. Ihr Gesicht war weit oben und drohte.

Ich zog meinen Kopf ein, wusste nicht, was ich sagen sollte und schaute auf den Boden.

„Wiederhole!“

„Tod ...“ mehr fiel mir nicht ein. Meine Stimme war sowieso weg, selbst wenn ich etwas gewusst hätte, hätte ich es nicht sagen können. Der Tod erschreckte mich nicht, aber die Lehrerin mit dem drohenden Gesicht flößte mir Angst ein.

Wir bezogen regelmäßig Kollektiv-Schläge mit der Rute quer über unsere Köpfe. Tatzen waren die häufigsten Einzel-Strafmaßnahmen, je nach Strafmaß zehn oder zwanzig Rutenschläge entweder auf den Handrücken oder auf die Handinnenflächen. Wer seine Hand zurückzog, erhielt die doppelte Ration. Die ganze Klasse zählte mit.

In der ersten Klasse stand ich häufig vorne in der Ecke zwischen Tafel und Kachelofen, das war die Strafe für zu vieles Reden, nicht aufrecht sitzen oder nicht wissen, was die Lehrerin gesagt hatte.

In der Pause gab es oft Prügeleien, nicht nur unter den Buben, auch die Mädchen hieben aufeinander ein, bisßen, kratzten und spuckten.

In der zweiten Klasse traute ich mich nicht, meinen richtigen Namen zu sagen. Wenn mich Schüler aus anderen Klassen nach dem Namen fragten, erfand ich einen serbischen. Ich sagte meinen deutschen Namen nur, wenn es sich nicht vermeiden ließ. Wenn dann die Größeren erfuhren, dass ich eine Schwabiza bin, zerrten sie mich während der Pause hinter die Kirchenmauer, warfen mich zu Boden und spuckten mich an.

Spuck sie an, das ist eine Schwabiza! diesen Satz werde ich nie vergessen. Dass ich in Prigrevica geboren bin, glaubte mir damals kaum jemand von den Mitschülern, denn man erzählte, hier hätten Faschisten gelebt, die alle aus Angst vor den Partisanen geflohen seien, deshalb die leeren Häuser. Ich wusste lange nicht, welches mein Geburtshaus war. Ich nehme an, Oma Eva hat es mir ganz bewusst nicht gesagt, damit ich mir in meiner kindlichen Naivität nicht mehr schade, als dies durch meinen Namen ohnehin schon der Fall war.

Als ich in der Klasse einmal von Gakovo erzählte und dass die Partisanen dort Leute geschlagen und umgebracht hätten, verpasste mir die Lehrerin so lange Tatzen auf den Handrücken bis meine Haut platzte. Wenn ich noch ein einziges Mal solche Lügen verbreite, werde sie dafür sorgen, dass ich von der Schule fliege. Ich sollte froh sein, überhaupt auf eine serbische Schule gehen zu dürfen. Damals habe ich all diese Dinge geglaubt, und ich war überzeugt, dass wir Schwaben weniger wert sind als andere.

In der dritten Klasse hatten wir eine Lehrerin, die Ungarin war, sie half mir, wenn sie sah, dass ich von anderen verprügelt oder angespuckt wurde. Danach wurde ich auf dem Nachhauseweg verhaun. Ich hatte in den ersten Jahren meiner Schulzeit panische Angst vor anderen Kindern.

Etwas besser wurde es erst in der vierten und fünften Klasse. Der Hass auf Schwaben steckte jedoch tief. Am Ende der Vierten fand eine Art mündliche Prüfung in serbischer Grammatik bei der Direktorin der Schule statt. Ich wusste auf alle Fragen die richtigen Antworten. Die Direktorin sagte sehr gut, wie heißt du? Als ich meinen Namen nannte, zog sie die Augenbrauen hoch, sah mich an und meinte Was, du bist eine Schwabiza? Dann bekommst du die Note „gut“, es kann nicht sein, dass eine Schwabiza in Serbisch die Note „sehr gut“ hat, weil Serbisch nicht deine Muttersprache ist.

Dieselbe Lehrerin prophezeite mir ein Jahr später, als ich immer noch „sehr gut“ in Serbisch war und die Note „gut“ bekam, dass ich mich anstrengen könne so viel ich wolle, eine Schwabiza wird nie einen Platz in einem serbischen Gymnasium bekommen, ich sollte mir da gar keine Hoffnungen machen.

Gegen Ende des Schuljahres wurde von der fünften und sechsten Klasse eine Ausstellung der besten Arbeiten in Handarbeit und Kunst gemacht. Mein Beitrag dazu war ein weißes Deckchen, auf das ich mit roten Kreuzstichen ein selbst entworfenes Muster gestickt hatte. Zwei Tage vor Ausstellungsende war das Deckchen verschwunden. Eine Mitschülerin aus

der Parallelklasse hatte es mit nach Hause genommen, weil es ihr so gut gefiel. Ich ging zu ihr, um mein Deckchen zu holen, sie wollte es mir nicht geben. Ihre Mutter war der Meinung, dass Schwaben nichts besitzen dürften, und das Deckchen somit ihnen gehöre. Ich behauptete, die Lehrerin habe mich geschickt, weil sie das Deckchen unbedingt wieder an seinem Platz in der Ausstellung sehen wolle. Die Mutter gab mir das gute Stück, ich musste aber versprechen, es vor den Ferien wieder zu bringen.

Damals litt ich sehr darunter, Deutsche zu sein, ich wollte einfach zu den anderen gehören und tat alles, so zu sein wie sie. Als ich mein erstes rotes Pioniertuch feierlich überreicht bekommen hatte, verpasste mir meine Mutter eine Ohrfeige. Sie war aus Russland über Deutschland nach Jugoslawien gekommen, als ich knapp neun Jahre alt war, sie fand keine Arbeit, wurde immer mit dem gleichen Satz abgewiesen Was bist du, eine Schwabzia. Wir haben keine Arbeit. Meine Mutter hasste alles, was mit den Kolonisten aus den Bergen zu tun hatte.

Ich sang inzwischen aus vollem Hals die jugoslawische Nationalhymne und alle anderen Tito-Lieder, die die jugoslawische Jugend sang. Ich strampelte mich bei Turnwettbewerben ab, redete den Dialekt der Leute aus der Lika. Irgendwie schaffte ich es, dass ich zu Titos Geburtstag in die Stafetten-Läufer-Elite aufgenommen wurde. Ich war so stolz. Meine Mutter bekam ein rotes Gesicht vor Wut, aber sie wagte es nicht, mir die Teilnahme zu verbieten. Ich wurde als Schlussläuferin eingeteilt und durfte die Stafette mit all den guten Wünschen auf dem Schulhof an Titos Gesandten übergeben. Es war der stolzeste Moment meiner Schwabiza-Karriere in Prigrevica. Damals hatte ich das Gefühl, endlich dazu zu gehören. Als wir 1954 kurz vor Ferienbeginn mit dem Zug nach Deutschland fuhren, kamen fast alle aus meiner Klasse zum Bahnhof. Eine meiner Mitschülerinnen meinte, ich könne ja wieder zurückkommen, wenn ich in Deutschland zu sehr hungern müsse, denn Deutschland sei doch so dicht besiedelt, dass es für all die vielen Leute bestimmt nicht genug zu essen geben wird.

Jahrelang habe ich mir gewünscht, wieder zurückzukehren. Denn in Deutschland waren wir Flüchtlingskinder und wieder die Gebrandmarkten. Wir sprachen ein ganz anderes Deutsch, waren Fremde, obwohl wir Deutsche waren. Anfangs lebten wir auch hier in Baracken-Lagern. Aber wir schliefen in sauberen Betten, konnten uns waschen, bekamen regelmäßig zu essen.

Ich hatte das Glück, aus dem Lager in ein Kinderheim zu kommen. Die Zeit dort war hart, wir mussten in jeder freien Minute arbeiten, da wir alles, was wir zum Leben brauchten, selbst anbauen mussten. Die deutsche Sprache zu erlernen, hatte jedoch Priorität, so dass ich ein solides Fundament zum Aufbau mitbekam. Später traf ich auf einen Klassenlehrer, der es gut mit mir meinte. Ihm verdanke ich den Schlüssel zu meiner Integration. Seit meinem 18. Lebensjahr besitze ich die deutsche Staatsbürgerschaft. Ich weiß nicht, ob eine richtige Deutsche aus mir geworden ist – irgendwie fühle ich mich immer noch

schuldig und manchmal minderwertig – dieses Brandmal aus meiner frühesten Kindheit werde ich nicht los.

Ich danke meinem Schicksal für die Milde, die es für mich bereithielt, nachdem ich Vernichtungslager und Kommunismus überlebt hatte. Ich danke aber auch all den Menschen, die damals auf den Höfen um Gakovo herum wohnten und uns Kindern auch dann etwas zu essen gaben, wenn sie selbst nicht viel besaßen. Ich danke den Männern in blauer Uniform, die uns wie Menschen behandelt haben.

Als Abschluss ein Text ist aus meinem Buch „Nebelwild und Wellenherzen“ mit dem Titel

SELBSTGEMACHTES

Ich ging hin (aus)schauend
suchend
Spät kehrte ich zurück
brachte Freiheit mit
und ein bisschen Selbstgemachtes:
Gleichheit, Brüderlichkeit
Gelegentlich hebe ich ab
- immerhin -
und ich ziehe davon mit Flügeln aus Wachs
bis zum Mond
Ich verbrenne nicht
Den Sturz verkrafte ich
den Bissen Freiheit schlucke ich hinunter
und die Niederlagen
und das bisschen Selbstgemachte
unzerkaut
assimiliert es sich im Verdauungsprozess
Ich bin viele
der Weg ist unser
am Checkpoint gibt es Proviant
und ein bisschen Selbstgemachtes
Die Einfluss-Reichen laufen über und vorbei
zum Meeting in die VIP Lounge
feiern unter ihres gleichen
während ich improvisiere
mit dem bisschen Selbstgemachten
Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit
Die Zielgerade führt zum Richtungspunkt

Bestandsaufnahmen sind nicht zu umgehen
Gedopt wird überall
Die Siegerehrung lässt sich Zeit
Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit
Doch
ganz oben steht nur einer!

Lyrische Collagen von Rosa Speidel

Erbsünden

1 Wieso geht es uns heute so schlecht?

Jeder sagt ...
Keiner hört zu
Der Weg zur Selbstverwirklichung
Überfordert
Die Richtung geht verloren
Wahlfreiheit und Selbstbestimmung
Die Qual der Wahl wird zur Tortur

Ich bin verwirrt
Meine Freunde kenne ich nicht mehr
Auch ich bin unkenntlich geworden
Ich lebe satt
Nicht alle sind es
Wenn ich mein Essen verschenkte
Fräßen es die Hunde der Korruption auf
Bevor die Hungrigen den Tisch erreichen

Wären aber alle satt
Lebten wir dann in einer besseren Welt?

Ich bin da, wo ich bin, ohne mein Zutun
Wieso bin ich satt?
Es schmeckt mir, ich kann es nicht leugnen
Ginge es anderen gut, wenn ich verhungerte?
Wer überlebte statt meiner?

Ich habe Glück und teilte es gerne
Jedoch die Hände, die am lautesten betteln, sind gefälscht
Bedürftige schreien nicht mehr nach Almosen

Oder doch?

Woran erkenne ich Bedürftige?

Zufällig hier angespült im schützenden Hafen

Sorge ich mich um jene auf hoher See

Hilft es ihnen

Wenn ich hinaus schwimme in den Orkan

Bereit, unterzugehen?

Solidarität?

Wer lacht, ist schadenfroh

Hat seinen Freund übers Ohr gehauen

Und prahlt

Die ihm nach dem Munde reden

Schleimen

Schon morgen werden sie ihr Ohr hinhalten müssen

Degradiert zum schlagenden Argument

Sie werden es nicht einmal bemerken

Ich darf sprechen oder schweigen

Wofür soll ich mich entscheiden?

Ich fürchte, es ist egal

Sich damit abfinden, was unveränderbar

Ist das weise?

In sich ruhen und abgeklärt irgendwo stehen

Ist das Weisheit?

Furcht habe ich keine mehr

Soll ich

Alles wagen?

Mich aus allem heraushalten?

Meine Wünsche sind gegenwärtig

Wenn ich sie begrabe, tauchen ihre Geister auf

Böses mit Gutem vergelten, kann ich nicht

Gewalt verabscheue ich

Ich erwürgte sie mit bloßen Händen

Ich habe schon blutigere Zeiten erlebt

Vergessen kann ich nicht

Vergeben?

2 Wieso war damals alles so blutig?

Als ich kam, war Krieg
Mann nannte ihn, den Zweiten Weltkrieg
Ich trug den falschen Namen – einen deutschen

Sie schlugen auf uns ein:
Zuerst die Nazis, weil wir uns versteckten
Dann die Russen, weil wir für sie Nazis waren
Die Partisanen schließlich
Nahmen unser Land und unser Recht

Nach jeder Invasion schrumpfte unsere Zahl
Wir waren aber da

Hitler-Deutschland hatte den Krieg verloren
Titos Rache trieb uns aus den Häusern

Viehwaggons verschluckten unsere Jugend
Und spuckten sie im Tiefschnee wieder aus
Vor Sowjet-Kohlegruben

Folterkammern
Vernichtungslager
Für den wehrlosen Rest

Wanzen, Läuse, Flöhe vermehrten sich dort
Wir nicht

Ruhr, Typhus, Malaria für uns
Unsere Kleider für die Mörder

Wir waren aber immer noch da

Todesmühlen klapperten im Partisanentakt
Aus Massengräbern ragten Knochen
Ausgegraben und verbrannt
Verwischte Spuren
Menschenasche, Menschenstaub

„Auf dem Schinderplatz liegt nur Kadaver“
Sagten sie

„Erschießen werden wir euch
Wenn ihr sagt, was ihr gesehen
Ihr habt ja nichts gesehen, oder?“

Die Meisten, die gesehen hatten
Waren tot
Ich war noch ein Kind
Wir bettelten um Brot
Es gab Barmherzigkeit hinter vorgehaltenen Händen

Die Herrschenden erklärten uns für vogelfrei
Wir hatten keine Flügel
Ihre Kugeln trafen uns am Boden
Wir gruben Gräber
Unsere eigenen

Nach drei Jahren Genozid
Waren wir so gut wie frei
Als Bergweragslager-Sklaven
Zwölf Stunden Schwerstarbeit
Sechs Tage in der Woche

Arbeitskinder-Stimmen
Erstickten in den Tiefen
Unter Kommandanten
Die keine Buchstaben kannten

Blut klebte an Mörderuniformen
Sie wechselten die Farbe
Kaschierten die Geschichte
Schrieben rote Bücher
Voller Helden

Und die Welt glaubte ihnen

Ich war noch ein Kind
Wir bettelten um Brot
Es gab Barmherzigkeit hinter vorgehaltenen Händen
Ich habe überlebt

3 Kann der Mensch sich ändern?

Ihr seid geboren in einer besseren Zeit
Ihr müsst nicht mehr betteln um Brot, weil ihr Deutsche seid
Ihr kennt keinen Hunger
Ihr habt jedoch eine Vergangenheit, weil ihr Deutsche seid
Erbsünden
Die Katholiken deren zwei

Die eine wird von Gott vergeben
Die andere zwingt ins Büßerhemd
Auf Ewigkeit

Die Qual knurrender Eingeweide ist euch allen fremd
Die Qual der Wahl, die euch täglich plagt
Könnt ihr kaum ertragen
Sie ist zuweilen ätzender als Hunger
Ihr sitzt im prallen Nest
Schlagt übermütig mit den Flügeln
Und lasst euch hin und wieder schlagen
Weil ihr Deutsche seid

War doch alles, was war, in euren Augen verwerflich
Asche über unser Haupt
Aber auch an (schein)heiligen Händen klebt Blut
Den ersten Stein wirft immer die Unschuld
Und die ist längst begraben

Was sind schon ein paar Hunderttausend
Lebend zerstückelter deutscher Kinder
Auf dem Balkan
Gegen Millionen anderswo?
Sie spielen keine Rolle

Trotzdem erinnere ich an sie
Vielleicht gelingt es euch
Über uns, euch selbst zu finden
Unsere Fehler als Zeichen zu deuten

Wenn ich erzähle
Spreche ich vielleicht eine fremde Sprache
Ich werde euch schreiben
Zwischen den Zeilen ist viel Platz für eure Gedanken

4

Euer Internet kokst um die Welt
Ihr müsst damit umgehen
Mit der Globalisierung und mit eurem Krieg
Und dem Rad
Das ihr neu zu erfinden versucht
Es ist euer Kampf um die Macht an der Basis

Ihr müsst euch nicht überfahren lassen
Ihr dürft auch überleben
Selbst wenn ihr Deutsche seid

Vielleicht werdet ihr Kinder haben
Die wieder betteln müssen um Brot
Weil ihr Deutsche seid

Wenn euch Menschlichkeit begegnet
Neben der Qual der Wahl, dem Rausch
Und dem Schwindel im Rad
Lasst eure Seele entscheiden
Egal wo und wer ihr seid

5

Für meinen Vater und die unzähligen toten deutschstämmigen Zwangsarbeiter, die Ende 1944/45 aus Rumänien und Jugoslawien in Viehwaggons in die sowjetischen Kohlereviere nördlich des Schwarzen Meeres transportiert wurden. Ihre Grabstätten in Bombenkratern und Schützengräben mussten 1949 eingeebnet werden. Das Gebiet gehört heute zur Südukraine und es gibt dort neue Bombenkrater und Schützengräben.

tot im Donetsbecken

Wildgänse kreischen über der Steppe
Jahr für Jahr
Ankunft – Aufbruch – Flucht – Gefahr.
Geister schlagen Nummern
aus dem Blech der Identität.
Der Refrain von Zwangsarbeit und Tod
ist lange schon verstummt,
verschollen, das Lager von einst.
Der Letzte, der noch wusste wo,
ist gestern auch gegangen.
Die Steppe hat ihn aufgefangen.
Es ist noch Platz im Schützengraben.
Bei minus dreißig Grad
waren sie gekommen
neunzehnhundertfünfundvierzig
zum Aufbau der Sowjetunion.
In einundzwanzig Tagen Fahrt

gepfercht in Viehwaggonen.
Schnee an den Wänden
Schnee zu essen
Schnee zu trinken
tief gefroren ihr spärlicher Kot.

Ihre Gebeine stecken im Geröll
und in den Bombenkratern.
Wildernde Hunde graben
mit hungrigen Pfoten.

Ausgelaugt von Eis und Regen
und vom Steppenwind
schreitet die Vergangenheit
in Fünfer-Reihen zum Schacht Roter Oktober,
in dem das Wasser sie täglich ertränkt.
Der Fünf-Jahresplan ist brüchig.
Die Norm wird wieder nicht erfüllt.
Es gibt kein Geld und nichts zu essen.
Die Bohlen knicken ein,
der Stollen bricht in sich zusammen.
Mumien versinken.
Ertrinkende
Larven in wässriger Suppe.

Wanzen und Läuse saugen ihre Reste auf,
und die Hyänen der Savanne
verdauen die letzte Erinnerung,
währen Wildgänse zum Aufbruch mahnen
und zur Flucht.

Muttersprache

Mit Verachtung strafen sie mich
Weil ich den falschen Namen trug
Und
Dass ich mich zum Teufel scheren sollte
Riefen sie mir nach

Ich war ein Kind
Verstand kein Wort

Obwohl ich ihrer Sprache mächtiger
Als sie selbst

Später jagten mich andere davon
Mit Gespött
Weil ich die falsche Sprache sprach
Ich solle erst mal reden lernen so wie sie
Bevor ich mich hier nieder lasse
Aber – das ist doch meine Muttersprache
Versuchte ich, mich freizusprechen
Sie lachten über mich

Ich begriff
Lernte reden so wie sie

Und erschrak

Denn mir wurde klar
Es ist ein Fehler, so wie sie zu reden

Beitrag von Rosa Speidel

**Elena Steblau: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein
(Kasachstan; geb. 1963)**

Land und Leute

Ich kam in Tschimkent zur Welt. Diese Stadt liegt im Süden von Kasachstan, an der Grenze zu Usbekistan.

In Kasachstan ist die Amtssprache Russisch, aber die Bevölkerung spricht im Wesentlichen Kasachisch, eine Turksprache. Die Religion ist muslimisch. Das Aussehen der Menschen ist teilweise asiatisch, denn es leben dort verschiedene nicht europäische Stämme.

Die Hitze im Sommer ist kaum erträglich; in den Städten kann sie dann über 50 Grad im Schatten betragen. Baumwollfelder sind charakteristisch für diese Gegend.

Vor dem Krieg lebten die Deutschen in Russland an der Wolga oder in dem Gebiet um den Don. Unter Stalin wurden sie deportiert, zum Teil in Zwangslager geschickt, wo mein Großvater umkam. Meine Mutter war erst ein Jahr alt, als sie mit ihren Eltern zwangsumgesiedelt wurde.

Unsere Vorfahren kamen ursprünglich aus dem Schwäbischen, in der Gegend von Ravensburg.

Meine Kindheit

Als Kind verbrachte ich die meiste Zeit bei meiner Großmutter, die für mich sehr prägend wurde. Meine Mutter, die studiert hatte, war in der Erwachsenenbildung tätig. Meine Großmutter sprach nur Deutsch mit mir. Aber als ich sieben Jahre alt war, schämte ich mich in russischer Umgebung, Deutsch zu reden.

Ausbildung

Ich besuchte eine Schule mit bilingualem Zug, wo ich neben Russisch auch Englisch lernte. Deutsch durfte in Großstädten nicht gelehrt werden. Meine große Liebe galt der französischen Sprache, die ich an der Universität in Taschkent drei Jahre lang studierte.

Leider war es mir in der Zeit des Kalten Krieges nicht möglich, nach Frankreich zu reisen, um mit Muttersprachlern zu reden. Mit 23 Jahren schloss ich mein Studium mit einem Masterdiplom in Literatur, Englisch und Französisch ab.

Wir hatten schon immer brieflichen Kontakt mit Verwandten in Deutschland, wo mein Großonkel mit seiner Familie lebte. Er war schon während des 2. Weltkriegs dorthin ausgewandert. Im Jahr 1987, zur Zeit der Perestroika, war es mir zum ersten Mal möglich, Deutschland zu besuchen. Die Begrüßung am Frankfurter Flughafen, wo mich meine

Verwandtschaft abholte, und die Fahrt nach Aichstätten war lustig, da ich zwar Deutsch verstand, aber es kaum mehr sprechen konnte, und meine Cousinen und Cousins natürlich kein Russisch sprachen.

So wichen wir eben zwei Stunden lang auf das Englische aus.

Aussiedlung

Nachdem ich nach Kasachstan zurückgekehrt war und inzwischen geheiratet hatte, zogen wir nach St.Petersburg, wo mein Mann seine Doktorarbeit schrieb. Für mich als Deutsche war es dort sehr schwierig, eine Arbeit zu finden. Deshalb entschlossen wir uns, nach Deutschland auszusiedeln. Eigentlich wollten wir ursprünglich nach Kanada auswandern, aber diese Pläne zerschlugen sich.

Unsere erste Station war Magdeburg, wo wir sehr freundlich aufgenommen wurden. Dort mussten wir nicht lange unsere Situation erklären. Wir wurden sofort als Deutsche und nicht als „Russen“ akzeptiert. Danach zogen wir nach Reinfeld in Norddeutschland um, und mein Mann fand in Hannover Arbeit in seinem Beruf. In Reinfeld lebten wir zunächst sehr beengt in einem Übergangswohnheim mit vielen anderen Nationalitäten zusammen, bis wir eine größere Wohnung fanden. Die Menschen in Norddeutschland sind keineswegs kühl, wie sie oft beschrieben werden. Sie suchten Kontakt zu uns, der z.T. heute noch besteht. Der berühmte Dichter Matthias Claudius, der aus Reinfeld stammt, hat mit seinen Werken auch dazu beigetragen, dass wir die deutsche Sprache lieben lernten.

Da das Angebot an Arbeit in dem Arbeitsgebiet meines Mannes im Süden attraktiver war als im Norden, zogen wir nach Heilbronn. Ich fühlte mich anfangs etwas verloren, denn der schwäbische Dialekt ist für Nichtschwaben nicht leicht zu verstehen. Auch ist die Mentalität der Schwaben von der der Norddeutschen ziemlich verschieden.

Die Situation der Kinder

Unsere Töchter waren 5 Jahre alt, als sie in Norddeutschland in den Kindergarten kamen. Sie durchlebten dort eine schwierige Zeit, bis sie die Sprache richtig verstanden. Es dauerte eine gewisse Zeit, bis sie nicht nur geduldet, sondern als gleichwertig anerkannt wurden. Man gab sich wenig Mühe, die Mädchen zu trösten, wenn sie weinten, ja, eine Erzieherin lernte nicht einmal ihre Namen. Für sie waren es „die Mädchen mit den langen Haaren“. Zum Glück konnten sie sich als Zwillinge gegenseitig unterstützen.

Im privaten Rahmen war die Situation viel besser. Die beiden Mädchen wurden ganz selbstverständlich zu Kindergeburtstagen eingeladen. In Heilbronn kamen sie in die dritte Grundschulklasse. Der Übergang von der Schule in Norddeutschland in die Schule hier gelang ohne Schwierigkeiten. Die Mädchen sprachen und lasen Deutsch so gut, dass sie sogar an Vorlesewettbewerben teilnehmen durften. Die Mitschülerinnen und Mitschüler

„schwäbelten“ doch zu sehr. Sie hatten nicht den Vorteil, Deutsch, wie man es in Norddeutschland spricht, gelernt zu haben.

Später durfte eine meiner Töchter sogar an der Fremdsprachenolympiade teilnehmen. Auch spielten beide im Jugendblasorchester der Musikschule mit und schlossen sich verschiedenen Sportvereinen an. Für sie ist Integration vollständig gelungen. Das zeigt sich u.a. daran, dass auch sie „schwäbeln“ können.

Der Wert der Freiheit

Wie wichtig das Gefühl der Freiheit ist, wurde mir besonders bewusst, als ich in St. Petersburg und Taschkent meine alten Freunde besuchte.

Ich war so enttäuscht, dass ich ein Drittel meines Urlaubs nur mit Behördengängen „verplempern“ musste. Bei An- und Abmeldungen wurde ich unentwegt von hier nach da geschickt. Das Ausfüllen von Formularen nahm kein Ende. Es war zum Verzweifeln. Auch denke ich, dass in Deutschland mehr Gerechtigkeit und weniger Willkür herrscht.

Wie man sich das Leben leichter macht

Um akzeptiert zu werden, sollte man nicht zu Hause sitzen, sondern selbst die Initiative ergreifen. Man muss sich öffnen und auf die Menschen zugehen.

So habe ich inzwischen gute Freunde gefunden, nicht nur unter den Einheimischen, sondern auch unter Nichteinheimischen. Ich bin inzwischen mit Menschen verschiedener kultureller Hintergründe befreundet. Ich freue mich über die Bereicherung, die mein Leben dadurch erfahren hat.

Wir sollten nicht so sehr darauf schauen, welcher Nationalität jemand angehört, sondern was für ein Mensch er oder sie ist. Freundschaften zu knüpfen und zu halten und Vorurteile abzubauen, das ist meiner Ansicht nach der Weg zum Frieden.

Die Knöpflesrunde (ehrenamtliche Tätigkeiten)

In einem Seniorenheim, in dem ich mich ursprünglich als ehrenamtliche Vorleserin gemeldet hatte, wurde ich zur Leiterin eines Handarbeitskreises befördert. Handarbeit ist bei älteren Leuten sehr beliebt, denn man betätigt sich dabei sinnvoll und hat zudem die Gelegenheit, sich zwanglos zu unterhalten.

Auch in der Kirchengemeinde mache ich mich nützlich, wo ich mich in der Nachbarschaftshilfe engagierte, wobei ich hauptsächlich ältere Menschen in ihrem Alltag unterstützte. Diese Tätigkeiten, neben meinem Beruf als Lehrerin, geben mir Zufriedenheit und Selbstvertrauen und stärken so mein Selbstwertgefühl.

Ausblick

Ich bin glücklich, hier zu sein. Ich traure nicht dem nach, was in der Vergangenheit war. Heimat ist für mich dort, wo meine Kultur, Sprache und Tradition gepflegt wird und wo auch meine Religion ihren festen Platz hat.

(Die Lebensgeschichte wurde von Rudolf Holzwarth weitererzählt.)

Subramaniya Suresh: Pendelndes Leben zwischen Morgen- und Abendland (Indien; geb. 1950)

„Wie soll ich ihn ansprechen?“

Die Deutschen wissen oft nicht, wie sie mich ansprechen sollen, wenn ich mich mit Suresh Subramaniya SURESH vorstelle, wie es in meinem Ausweis steht.

Mein vollständiger Name ist:

Suresh Subramaniya Raghava SURESH

Suresh – Rufname

Subramaniya – Name meines Großvaters

Raghava – Name meines Vaters

SURESH – Familienname

Ich reagiere auf beide Vornamen, Suresh und Subramaniya. In Indien wird der Rufname, in diesem Fall Suresh, als Familienname geführt. Einige Freunde nennen mich liebevoll Subra.

Da in Indien viele Menschen ähnliche Namen tragen, hat man die Namen der Eltern und Großeltern mit in der Liste aufgenommen, um eine Person genauer zu bestimmen.

Bei Frauen werden die Namen der Mutter und Großmutter zum Namen der Frau hinzugefügt und bei Männern der des Vaters und des Großvaters.

Früher pflegte man auch den Beruf der Familie hinten anzuhängen.

Mein Großvater, väterlicherseits, hieß Subiah Subramaniyan Asan (der Mediziner), seine Frau wurde Bhavathy Maruthuwa Ammal (die Kräuterfrau) genannt.

Meine Mutter trug den Namen Nellarusi Thayammal Leelavathy (weil meine Großmutter, mütterlicherseits, Reishandel betrieb).

Meine Urgroßmutter besaß große Reisfelder. Die Engländer, als Besatzungsmacht, wollten von den Erträgen einen großen Anteil als Steuer eintreiben. Als Protest gab meine Urgroßmutter den Wellakaran (weißen Leuten) kein Geld und nahm nur Reis als Zahlung von den Pächtern an. Manchmal „bezahlten“ die Pächter und Bauern sie auch mit Fisch, Gewürzen und Kräutern. Aus den Kräutern erzeugten die Frauen Siddha-Naturheil-Medizin.

Während der Kolonialzeit wurde die Berufsbezeichnung nicht mehr verwendet, weil sie mit der Kastenzugehörigkeit⁷ verwechselt wurde. Obwohl unsere Familie Hindutraditionen befolgte, unterlagen wir nicht der Kastenordnung, wurden jedoch aufgrund der Berufe, die meine Vorfahren ausgeübt hatten, respektiert, und von manchen auch gefürchtet.

⁷ Es mag sein, dass das Kastensystem, als es entstand, seine Existenzberechtigung hatte.

Respektiert wurde die Familie, weil viele Mitglieder Waithiyar-Heiler waren und Heilmedizin herstellten. Gefürchtet wurde sie, weil sie sich der Obrigkeit, dem Raja (= dem Fürsten / Regierenden), nicht unterordneten und sich mit ihrer Kampfkunst (Kalaripayattu) zu wehren wussten. Sie waren nicht sonderlich zimperlich dabei. Auch dem Kastensystem beugten sie sich nicht.

Es wird erzählt, dass die Hofärzte die Fürstin vom Freistaat Trivancore nicht wiederbeleben konnten, als diese von der Schaukel gefallen und in tiefe Ohnmacht gesunken sei.

Daraufhin sei Subramonian Siddha-Vaidhyar (Siddha Mediziner) herbeigerufen worden. Mein Großvater habe mehrere Neembaum-Zweige mit jungen Blättern genommen und diese in Tulsiwasser (Basilikumwasser) getaucht. Nun habe er die Mägde beauftragt, die Füße, die Hände und das Gesicht der Fürstin mit den Zweigen zu schlagen und fest zu reiben. Er selbst soll kräftig die Zehen der Fürstin massiert und gezogen und dabei mit lauter Stimme und in befehlendem Ton die Fürstin aufgefordert haben: „Ezhu, Mozhae, Ezhu, Urakkam theernu!“ („Steh auf, Tochter, steh auf, genug geschlafen!“). Die Fürstin sei ganz verwundert aus ihrer Ohnmacht erwacht. Als Dank habe der Fürst meinem Großvater den Titel Vaidhyar-Aasaan (Meisterheiler) verliehen und einen Stock aus Silber geschenkt. Mein Großvater behielt den Titel, aber den Stock habe er in die Ecke gestellt, weil er der Meinung gewesen sei, starke Hände zu haben und alle Marma-Punkte⁸ zu kennen, die notwendig waren, um den Gegner in Schach zu halten. Es gibt insgesamt 108 Marma-Punkte (Vitalpunkte) – sie sind das Zentrum des Lebens.

Zum Vergleich: Die heute sehr bekannte Ayurveda-Behandlung ist im Gegensatz zur Siddha-Behandlung eine sehr sanfte Therapie und eine angenehme Heilmethode. Bei Siddha Behandlungen werden die Faszien besonders kräftig massiert, was Schmerz verursachen kann.

Vom Reisenden zum Rentner

Heute bin ich Großvater, Vater, Partner, Freund, Berater, Freidenker, Parteiloser und Reisender. Über 42 Jahre berufliche Tätigkeit berechtigten mich, Rente zu beziehen. Eigentlich lebe ich erst richtig, nachdem ich Rentner geworden bin. Ich war Elektromechaniker, Computertechniker, Programmierer, Trainer, Manager, technischer Leiter, Berater. Aufgrund meiner beruflichen Leistungen konnte unsere Familie gut leben.

Meine indische Familie

Indien ist ein großes Land mit vielen Kulturen und Bräuchen. Wie in vielen Ländern gibt es ein Nord-Süd-Gefälle. Die Menschen im Norden haben üblicherweise eine hellere

⁸ Quelle: http://wiki.yoga-vidya.de/Ayurveda_Marma_Massage

Hautfarbe und sprechen Sprachen, die wir im Süden nicht verstehen. Ich gehöre der drawidischen Volksgruppe an, die einen dunkleren Teint hat. Meine Familie stammt aus dem Kanyakumari-Distrikt an der Südspitze Indiens, umgeben von drei großen Meeren, dem Golf von Bengalen, dem Arabischen Meer und dem Indischen Ozean. Es ist ein wunderbarer, mystischer Ort. Im Laufe der Zeit wanderte meine Familie bis in die südindischen Städte Chennai, Bengaluru und Thiruvananthapuram. Ich wuchs in einer Großfamilie auf und habe ein riesiges Netzwerk von Verwandten. Wir sprechen meist Tamil, die älteste Sprache der Welt, und Malayalam. Diese Sprachen sind ähnlich, allerdings hat die Sprache Malayalam mehr Sanskritwörter und einen nasaleren Klang. Es ist interessant zuzuhören, wenn meine Verwandten aus den Bundesstaaten Tamil Nadu und Kerala miteinander kommunizieren. Mal spricht der eine Malayalam und der andere antwortet in Tamil, aber beide verstehen sich gut. Die Frauen haben bei uns in unserer Familie mehr zu sagen und sie verwalten auch das Erbe. Die Männer gehen in der Regel leer aus. Auch heute, im Zeitalter der Gleichberechtigung, hat sich nicht viel an dieser Struktur geändert. Die Frauen bestimmen, wer wen heiratet – die Männer sind lediglich das ausführende Organ. In unserer Siddha-Gesellschaft dürfen die Frauen ein eigenes Geschäft oder eine Schule gründen. Die Einnahmen gehören ihnen allein. Auch die Mitgift, die sie in die Ehe mitbringen, ist ihr Eigentum. Das indische Rechtssystem erkennt dieses System unter dem Hindu-Marriage-Law offiziell seit der indischen Unabhängigkeit (1947) an. Während der Kolonialzeit verachteten die indischen Frauen die Engländer, weil diese die bestehende matriarchalische Gesellschaft nicht anerkannten. Bei Konflikten bildeten die Frauen blitzschnell ein Team und es wurde unendlich viel diskutiert, politisiert und manipuliert.

Heute wird nicht mehr von Siddha als Familientradition gesprochen, weil sie nicht mehr in der alten Form praktiziert wird. Mit Massageöl und Medizin aus Kräutern verdient man mehr als früher. Viele junge Frauen studieren und verfügen über eine bessere Ausbildung als die Männer. Es ist inzwischen ganz normal, dass die Frauen Abschlüsse wie BSC, BA, MA haben oder als Siddha-Ärztinnen (BAMS, Bachelor of Ayurveda Medical Science) arbeiten. Die Männer sind entweder Lehrer oder Computerfachmänner (so wie ich). Ich persönlich bedauere diese Entwicklung, weil die jahrtausendalten Kenntnisse der Siddha-Heilmedizin verloren gehen. Meine Familie hat mir das handgeschriebene Rezeptbuch meines Großvaters anvertraut. Aber wer soll die Geheimnisse der Aufzeichnungen dekodieren und der Welt zur Verfügung stellen? An einer Stelle schrieb mein Großvater poetisch und mehrdeutig: „Verabreiche diese Rezeptur einem Mädchen, das dreimal sechs Jahre alt ist!“ Gemeint ist eine junge Frau mit mindestens 18 Jahren.

In unserem Siddha-Stamm herrschen immer noch strenge Normen und eine strenge Ordnung. Zum Beispiel wird kritisiert oder gerügt, wer körperliche oder seelische Schmerzen in der Öffentlichkeit zeigt. Tadelloses Benehmen und stolzes Verhalten wird

erwartet. Falls man sich in der Öffentlichkeit unangemessen verhält, wird dies als Schande für den ganzen Familienklan betrachtet und im schlimmsten Fall wird die entsprechende Person aus der Familie ausgeschlossen. Ein Onkel, der Ehefrau und Kind hatte, nahm einmal eine außereheliche Beziehung auf. Als dies herauskam, forderte die Familie ihn auf, die Liaison mit sofortiger Wirkung zu beenden. Da er sich nicht beugen wollte, wurden Frau und Kind in die Heimatstadt geholt und es folgte der Ausschluss des Mannes aus dem Familienverband. Er durfte nicht mehr zurück in den Stadtteil, aus dem seine Frau stammte und verlor alle seine Rechte.

Religiöse Bräuche

Es wird den „Andersgläubigen“ verwundern zu erfahren, dass vielen Kindern im Hinduismus nicht die „religiösen“ Vorstellungen ihrer Erzieher aufgezwungen werden, denn diese können sich ja irren. Jeder soll seinen eigenen Weg erkunden, um seine Wahrheit zu erlangen bzw. zu erfahren.

Es wurde uns beigebracht, dass man den anderen Menschen von seinen religiösen Praktiken und von seiner Suche nach Wahrheit oder Gott nicht ablenken soll. Denn alle Religionen haben das gleiche Ziel. Sie versuchen, dem Leben einen Sinn zu geben.

Ich selbst habe das Göttliche im Universum gefunden. Das Universum, das man sich nicht vorstellen kann, ist für mich das Göttliche.

Es wäre auch nicht falsch, wenn man sagen würde, der Hinduismus sei keine Religion, sondern eine Weltanschauung. „Einheit in der Vielfalt“ ist ein wichtiges Merkmal des Hinduismus.

Es gibt kein heiliges Buch wie die Bibel im Hinduismus, aber unzählige heilige Schriften. Die Gita ist eine heilige Schrift der Hindus, verfasst in Sanskrit als Gesang oder Gedicht. Es ist eine Anleitung zum Leben in Form eines Frage- und Antwortgespräches zwischen einem Prinzen und dem Avatara, einer der Gottheiten der Hindus. Somit ist sie quasi die erste FAQ-Liste der Welt!

Das Leben in Indien ist Religion, denn alles, was man tut, hat irgendwie mit Religion zu tun. Seit Jahrhunderten haben die Inder ihre Lebenseinstellung und Lebensweise an die Natur angepasst, so dass die Religion fest verwurzelt ist und ein wichtiger Teil der indischen Kultur ist. Dabei werden zum Teil auch die Sitten und Bräuche anderer Religionen in den Hinduismus integriert.

Trotz der Vielfalt der Götter und Göttinnen ist jedem erwachsenen Hindu klar, dass es hier um Göttlichkeit geht und nicht um Figuren, Namen oder heilige Schriften.

Mit folgender Geschichte, die ich mir ausdachte, möchte ich den Begriff „Göttlichkeit“ beschreiben: Ein Schüler fragte seinen Guru, wann er denn die Göttlichkeit erkennen

werde. Der Guru riet ihm, zunächst einmal alles anzunehmen und die Rituale zu praktizieren. Der ungeduldige Schüler bohrte weiter und wollte dennoch eine schnelle Erklärung haben. Daraufhin antwortete der Meister: „Du fragst eine Ameise auch nicht, wie groß der Berg ist. Die Ameise kann es sich nicht vorstellen. Genauso wissen wir Menschen nicht, wo genau sich unsere Erde im Weltall befindet, weil wir uns dessen Größe nicht vorstellen können.“

Meine Tante hat einen kleinen Altar in der Küche für die Göttin Maariamamma (Maria). Sie hat die christliche Mutter Gottes einfach in ihre Gebete aufgenommen.

Die hinduistischen Götter finden ihr Zuhause im Poojaraum (Gebetsraum). Buddha steht im Wohnzimmer oder im Vorraum.

Jeden Freitag marschierte unsere ganze Familie um den fünf Meilen entfernten Ulsoor Lake zum Ganeshatempel. Ich bin sehr gerne mitgelaufen – nicht nur, weil ich den elefantenköpfigen Gott Ganesha mochte, sondern weil es an diesem Tag nach der Zeremonie leckere Süßigkeiten gab. Außerdem kamen lustige Musikanten und Sänger und erzählten sehr spannende und interessante Geschichten aus der Mythologie. Die Sänger rezitierten und sangen die Sanskritverse und interpretierten diese in den dravidischen Sprachen. Ach, ich vermisse sie. Viele dieser Geschichten über Götter, Dämonen, Fabelwesen und wie sie mit weltlichen Problemen fertig wurden, imponierten mir sehr und halfen nicht nur im privaten, sondern auch im beruflichen Leben, Erfolge zu erzielen. Die meisten dieser Geschichten, Erzählungen, Gedichte und Gesänge berichten vom Mut einzelner Menschen und davon, wie man mit Wut fertig wird, wie man sich beherrscht und nicht beherrschen lässt, was man List und Tücke entgegensetzen kann, welche Aufgabe jeder Mensch in der Familie, in der Gesellschaft oder im Beruf hat, usw. Diese Lebensart und Spiritualität prägen mein Leben noch heute.

Hier zum Beispiel eine Geschichte aus der Götterwelt: Der Gott Shiva und seine Gemahlin Parvathi hatten einmal Ehestreitigkeiten. Shiva erkannte, dass er nicht unschuldig war und wollte sich wieder mit Parvathi versöhnen. Parvathi war jedoch noch verärgert und sprach nicht mehr mit ihm. Shiva begegnete Narada, dem himmlischen Geschichtenerzähler, und nahm ihn mit nach Hause. Parvathi wollte nicht, dass Narada von der Missstimmung in ihrem Hause erfahre und anderen Personen davon erzähle. Sie zeigte sich deshalb von ihrer freundlichsten Seite und sprach wieder mit Shiva!

Einmal war ein trickreicher Lokalpolitiker bei einer solchen Erzählveranstaltung mit Musik und Gesang anwesend. Der Sänger rezitierte gefühlvoll und dramatisch die Geschichte eines Tyrannen aus der indischen Mythologie, der zuletzt wegen seiner Gräueltaten von der Natur mit Krankheit bestraft wurde. Die Botschaft zeigte Wirkung – der Gast besserte seine Politik zugunsten der Einwohner.

Meine Kinder kennen inzwischen sehr viele dieser Geschichten und meinen Enkelkindern erzähle ich hin und wieder eine, wenn sie möchten. Es ist manchmal interessant, wie Kinder solche Geschichten aufnehmen und welche Gedanken sie dabei haben. Nachdem ich eine Geschichte vom vierköpfigen Gott Brahma erzählte, dachte mein Enkelkind eine Weile nach und sagte: „Thatha (Opa), dann braucht ja der Gott Brahma keinen Rückspiegel, weil er ja in alle Richtungen sehen kann.“ Ich musste schallend lachen, denn so etwas war mir in den letzten sechs Jahrzehnten nie in den Sinn gekommen. Mein Enkel schaute mich nur fragend an.

Missionsschulen

Ich besuchte während meiner Kindheit nur christliche Missionsschulen, denn die Hinduschulen waren nicht systematisch organisiert. Zuerst ging ich in die gleiche Schule, in der meine Mutter auch ihre Schuljahre verbracht hatte. Diese CSI Schule (Church of South India) wurde von europäischen Nonnen geleitet. Meine Mutter hatte als Kind dort Englisch gelernt und half mir, als ich zur Schule ging, bei den Hausaufgaben. Jahrzehnte später, als ich meine Mutter aus Deutschland besuchte, erzählte sie mir von den netten Nonnen. Ich fragte sie, ob sie sich noch an die Namen der Nonnen erinnern könne. „Ja“, sagte sie, „das waren Engländerinnen. Eine hieß Gertrude und meine Lieblingsenglischlehrerin hieß Brigitte“, und nannte noch weitere Namen. Als ich ihr erklärte, dass, wenn die Nonnen deutsche Namen hätten, sie auch aus „Germany“ stammen könnten, war sie erstaunt und fügte hinzu: „Ja, ab und zu haben sie untereinander komisch gesprochen.“

Meine Lehrer in der Methodist Mission School in Bangalore waren nicht nett. Sie schlugen uns, wenn wir vergaßen, den Stirnpunkt oder die Stirnfarben nach einem Tempelbesuch abzuwischen. Um solchen Schlägen mit den canes (Bambusstöcken) zu entgehen, nahm ich an den Sonntagsschulen der Missionare teil. Ich lernte viele Bibelverse auswendig und sagte sie laut auf, bevor ein Lehrer zum Stock greifen konnte. Unterstützung bekam ich von der Geschichtslehrerin (Chandra Teacher), sie war zwar eine Hindu, durfte aber keinen Stirnpunkt tragen. Sie kleidete sich meist in weiße Saris, der Farbe der Missionare. Diese Lehrerin legte für mich immer ein gutes Wort bei Headmaster Wilfred ein. Wenn die Klasse ihm nicht folgte, wurde er wütend und schlug alle, die ihm im Weg standen, mit einem dünnen Stock, aber stoppte, wenn ich an der Reihe war, und ihn anstarrte.

Die Zeit im St. Aloysius College in Cox Town (Bangalore) war sehr angenehm. Wir hatten einen großen Sportplatz und ein gut ausgestattetes Labor. Das College war erzkatholisch. Einmal bekamen wir hohen Besuch. Die ganze Schule wurde herausgeputzt und unsere khakifarbenen Uniformen mussten sauber und gebügelt sein. Dann kam der Bischof, gekleidet in eine rote Robe. Ausgesuchte Schüler durften in einer Reihe stehen, sich vor ihm verbeugen und seinen Ring küssen, denn er hatte eine Reliquie, ein kleines Stück

Knochen von Jesus, bei sich, wie uns die Lehrer sagten. Warum gerade ich die Ehre hatte, verstand ich nicht, denn die Lehrer wussten, dass ich einer Hindu Community angehörte, obwohl sich unsere Familie in Bangalore integriert hatte. Wir nannten uns nicht mehr Siddha, was man hier in der Großstadt auch bestimmt nicht verstanden hätte. Als ich an die Reihe kam, sah ich seinen goldenen Ring mit rotem Stein, aber keine Spur von Knochenstücken. Ich zögerte, da ich sowieso keine Knochen küssen wollte. Daraufhin schnappte mich der Sportlehrer am Kragen und zog mich zur Seite. Aus Schreck wurde meine Hose nass. Eine Segnung habe ich leider nicht bekommen.

Lernen gehörte nicht zu meinen Leidenschaften. Ich war in einer Clique, den „Pandawas“, mit der ich immer großen Spaß hatte. Wir dachten uns wunderbare Entschuldigungen für Eltern und Lehrer aus und schauten uns die Matinee-Vorstellungen in den nahe gelegenen Kinos an, anstatt in die Schule zu gehen. Als Teenager waren wir sorgenfrei und fühlten uns cool, aber die Prüfer hatten keine Verständnis für unsere Einstellung. Diese Spießer haben einfach einige von uns durchfallen lassen. Daran waren die Matineen Schuld – wir bestimmt nicht, niemals. Zwangsläufig löste sich die Clique irgendwann auf und ich musste das College wechseln.

Jedes Jahr bekamen im Joseph's College Studenten, die besonders fleißig waren, Preise und Auszeichnungen. Nun half alles nichts. Ich musste büffeln, täglich, oft spät bis in die Nacht. Mir wuchs langsam ein Schnurrbart und ich lachte seit langem schon nicht mehr laut. Wenn ich das PUC (Pre-University College) nicht schaffen würde, war ich verloren. Meine Eltern sagten nichts, kümmerten sich um mich liebevoll. Ich schämte mich und schwor, die Prüfung mit Bestnoten zu absolvieren. Mein Vater garantierte mir seine Unterstützung für die Uni. „Wenn du es nicht schaffst“, warnte er mich aber, „dann musst du eine Lehre anfangen, hart arbeiten, und zwar körperlich, und du wirst dir im späteren Leben keinen Luxus leisten können.“

Das Schicksal wollte es aber anders. Mein Vater war Superintendent in der Personalabteilung, hatte Einfluss und konnte mir eine Mechaniker-Lehrstelle bei Hindustan Aeronautics Limited besorgen. Die Ausbildung war hart, sehr hart. Ich beschloss nun, Elektromechaniker zu werden. Diese Ausbildung verlangte mehr Kopfarbeit und das lag mir besser. Zufall oder Faulheit? Wie dem auch sei, dieser Beruf eröffnete mir später die Welt der Informationstechnologie.

Lehrzeit

Meine Lehre als Elektromechaniker absolvierte ich bei zwei Firmen. Eine produzierte Fahrzeuge, mit denen man Erdbewegungen durchführen konnte, und Zugwaggons, bei der anderen wurden Flugzeuge gebaut. Ich genoss die Ausbildung, lernte jeden Tag was Neues dazu. Mr De Souza, ein Angloinder (so nannte man damals die Nachkommen der indo-britischen Ehen), war mein Mentor während der Ausbildung. Seine Muttersprache war

Englisch, obwohl sein Name Portugiesisch klingt. Als ich meine Zeugnisse mit Auszeichnung bekam, suchte ich ihn auf, er sagte nur „Okay, very good, follow me“ und brachte mich zur Planungsabteilung. Dort sollte ich unter der Anleitung eines erfahrenen Mitarbeiters für die Planung der Materialversorgung eingesetzt werden. Da fragte man nicht, da widersprach man nicht, da sagte man: „Thank you, Sir, I will not disappoint you, Sir.“ Mr De Souza antwortete kurz: „Of course not“, und ging weiter.

Es war spannend, durch alle Hallen zu laufen und sich um die Materialversorgung zu kümmern. Da alle Hallen mit Kränen ausgestattet waren, wollte ich mich unbedingt ganz nach oben hochheben lassen, um einen besseren Überblick über die Versorgungsinfrastruktur zu bekommen. Der Kranführer war beeindruckt: „Endlich mal jemand, der sich Gedanken macht“, sagte er und zählte alle Missestände auf, erklärte, wie man die Mehrfahrten reduzieren könne, warum die Großteile draußen vorbereitet werden sollten, usw. Es waren Tipps eines erfahrenen Kranfahrers, die Gold wert waren. Ich machte eine Luftskizze und optimierte die Versorgung. Dafür bekamen ich und der Kranführer Lob. Allerdings wurden wir beide auch getadelt. Denn mir war es verboten, den Kran zu besteigen, und er durfte mich ohne Genehmigung nicht in die Höhe fahren. Es war eine aufregende Zeit!

Mein Fahrrad und ich

Die Monsunzeit begann: Die Straßen waren in miserablem Zustand – überall dreckiges Wasser, die Busse fuhren nicht regelmäßig und die Regenschirme gingen ständig kaputt oder flogen weg. Da blieb nur eines, Regenmantel überziehen und aufs Fahrrad. Mein Vater und ich waren ein Team, wir zerlegten Fahrräder in alle Einzelteile und reparierten sie. Aus zwei defekten Rädern bauten wir ein gutes, stabiles Rad, indem wir die Kugellager auseinanderschraubten und schmierten, Kugeln einsetzten und alles zusammenschraubten.

Mein Vater war ein Fan von „German Products“ aus der GDR (German Democratic Republic). „Sie sind sehr stabil und man kann sie leicht reparieren“, sagte er immer.

Die „Fahrrad-Ausbildung“ bei meinem Vater half mir mein Leben lang bei vielen technischen Arbeiten. Nach fünf Jahren Aufenthalt in Deutschland besuchte ich meine Familie in Bangalore. Als ich meinem Vater erzählte, dass ich nicht in der DDR, sondern in der Federal Republic of Germany wohnte, war er überrascht. Ich hatte damals meine Freundin mit nach Indien genommen und wir erzählten vom Leben in West Germany. Oft musste ich für meine Freundin aus dem Tamilischen ins Deutsche dolmetschen. Mein Vater sprach Englisch mit meiner Freundin. Bei diesen Gesprächen merkte ich einmal nicht, dass ich vergaß, die Sprache zu wechseln, und erzählte ihm von irgendeiner Begebenheit auf Deutsch. Er grinste nur und schaute mich freundlich an. Es waren angenehme, herzliche und schöne Wochen mit meiner Familie.

An einem dieser Monsunregentage war ich auf dem Weg zur Schule spät dran. Ich fuhr schnell und waghalsig durch Bäche und nasse Abkürzungen. Es musste ja passieren, mein Fahrrad warf mich aus der Bahn. Ja, das Fahrrad war schuld, wer denn sonst? Ich musste es nach Hause schieben, ziehen, tragen und schleppen. Ich saß zwei Stunden auf dem nassen Boden, reparierte es notdürftig und mein Vater bekam nichts davon mit. Mutter versorgte liebevoll meine Wunden. „Möge Ganesha mit dir sein!“, war alles, was sie sagte.

Bei unserer Nachbarin fügte sie jedoch hinzu: „Es stimmt, junge Kälber haben keine Angst. Aber Ganesha wird ihn beschützen.“ Seit dieser Zeit fuhr ich vorsichtig und mit mäßiger Geschwindigkeit.

Meine Mutter beauftragte mich, als Dank zu Ganesha in den Tempel zu gehen und als Opfergabe eine Kokosnuss auf dem Boden aufzuschlagen. Das tat ich auch, allerdings musste ich auf das köstliche Fischcurry meiner Mutter verzichten, denn am Tempeltag durfte nur vegetarisch gegessen werden. Es war einfach wunderbar, wie meine Mutter Fischcurry in Kokosmilch zubereiten konnte. Dieses Aroma, dieser Geschmack von sanften Chemmeen (Süßwasserlachs), gekocht in Kokos-Curry aus sieben Zutaten und angereichert mit der Paste aus süß-sauren reifen Tamarinden-Früchten, ist ein Gedicht.

Warum Deutschland?

Nein, ich wollte nicht weg von Indien, es gab keine Notwendigkeit! Anfang der siebziger Jahre war Indien ein vielversprechendes Land. Die Fünf-Jahres-Pläne der Kongresspartei waren realistisch und Indien begann, selbstständig und selbstsicher zu werden.

Ich hatte damals gerade meine Teenagerzeit hinter mir und glaubte, erwachsen zu sein.

An einem Sonntagabend rief mein Vater nach mir. Wenn er anstatt „Suraeesh“ nur „Dah!“ („Komm her!“) sagte, wusste ich, dass es etwas Ernstes war. Ich dachte bei mir: „Ich habe doch gar nichts getan: Das Fahrrad ist wieder repariert, ich gehe regelmäßig in die Abendschule, an Sonntagen besuche ich vormittags einen Kurs, in dem ich das Schreibmaschinenschreiben erlerne, und nachmittags schleppe ich mich noch zur Fahrschule.“ Ich ging davon aus, dass es die Nachbarin gewesen sei, die mich bei Vater angeschwärzt hätte. Ich hatte eine heftige Diskussion mit ihr gehabt und ich glaubte, die Alte sei sauer auf mich. Stattdessen forderte Vater unmissverständlich: „Füll dieses Formular sauber aus, schön schreiben, besonders schön und alles deutlich lesbar!“ Es ging um ein Auswahlverfahren für eine Praktikumsstelle in Germany. Da fragte man nicht, da widersprach man nicht. Ich sollte ab sofort anfangen, mich für die Prüfung vorzubereiten. Als meine Mutter Wind von der Sache bekam, folgten heftige Diskussionen mit Vater mit vielen Vorwürfen und Fragen, da sie mich bei sich behalten wollte. Oh je, dicke Luft. Ich nahm die Formulare und ging auf die Veranda, wo mein Schreibtisch stand. Mehrere Fragen tauchten auf: „Wo liegt Germany? Wo ist mein Atlas? Meine Schwester hat ihn

bestimmt verlegt! Warum muss ich nach Germany?“ Einige Tage zuvor hatte ich einen weißen Jungen am See gesehen. Ich dachte: „Solche Menschen, die so komisch sprechen, kommen bestimmt aus Germany.“ Kein Wort hatte ich verstanden.

Als ich zur Assessment-Prüfung ging, verabschiedete meine Mutter mich nicht, sie blieb in der Küche. Es waren genau 400 Prüflinge, die Fragen waren gar nicht schwer, allerdings hatte ich zweimal die Hälfte von dem, was der deutsche Ingenieur sagte, nicht verstanden. Sprach er Englisch oder Deutsch?

Vier Wochen später, als ich von der Arbeit nach Hause kam, hörte ich, dass meine Eltern wieder einmal in eine heftige Diskussion verwickelt waren. Meine Schwester empfing mich mit einem breiten Grinsen und flüsterte: „Du fliegst nach Germany mit einem Aeroplane.“ Offenbar hatte ich die Prüfung bestanden. „Germany“, dachte ich. „Wieso eigentlich? Wo ist nochmal Germany? Wo ist mein Atlas?“

Mr De Souza war nicht enttäuscht, als ich mich von ihm verabschiedete. Er gratulierte mir, lachte und freute sich. „Don't forget us, my dear boy“, sagte er zum Abschied. Er hatte mich noch nie vorher „my dear boy“ genannt. „Yes Sir, I will not forget you, Mr De Sousa, Sir.“ Nein, ihn, meinen Mentor, vergessen.. niemals!

Meine Mutter hat meinem Vater nie verziehen, dass er mich nach Deutschland schickte.

Sieben Jahre später starb mein verehrter Vater. Ich erbe sein Tagebuch, seine Armbanduhr und diverse Unterlagen. Darin fand ich mein Horoskop, erstellt kurz nach meiner Geburt, und es stand darin: „Dieser Mensch wird in einem von seinem Geburtsland weit entfernten Staat sein Leben verbringen.“

Bei uns gibt es ein Sprichwort: Maatha, Pitha, Guru, Dhaivam. Es ist ein sehr alter, aber bekannter Spruch in Sanskrit aus der vedischen Zeit.

Zuerst kommt die Mutter, denn sie hat dich geboren, sie kennt den Vater und beide suchen einen Lehrer, der dir wiederum durch seine Lehre und sein Wissen den Weg zu Gott zeigt.

Ich hatte viele Lehrer, Berater, Mentoren und Gurus, aber mein Vater war mein Freund, Berater, Trainer, Mentor, also auch mein Guru. Vor allem aber war er mein Vater. Heute bin ich selbst Vater und Großvater, aber meinen Vater verehere ich noch immer.

Die Firma Trafo Union, eine Fusion zwischen AEG und Telefunken, sponserte für uns 40 Praktikanten warme europäische Kleidung, Schuhe, Deutsch-Unterricht, Kurse fürs Benehmen und Informationen über Deutschland. Außerdem finanzierte sie bereits in Indien ein sechsmonatiges Vorbereitungstraining und Deutschunterricht bei Max Mueller Bhavan (Goethe-Institut).

Ankunft in Deutschland

in halbes Jahr später landeten 40 indische Praktikanten in Stuttgart. Wir sollten eine zweijährige Ausbildung absolvieren und danach wieder zu Hause in Indien eingesetzt werden.

Es war ein warmer Tag im Juli 1972. Wir wurden von Mr. Kai am Flughafen Stuttgart freundlich empfangen. Er war unser Dolmetscher, Manager, Landsmann, Freund und Berater in einer Person. Schon die Fahrt in dem breiten, sich geräuschlos bewegenden Flughafenbus war ein Erlebnis. Die Straßen waren sauber und leer. Alles war neu, während der Fahrt schauten wir von links nach rechts und zurück, überall gab es Schilder mit merkwürdigen Bildern darauf. Urplötzlich sahen wir, wie uns ein sehr breiter Bus entgegenkam und – Oh nein! Er fährt direkt auf uns zu und der Fahrer weicht nicht aus! – Doch der entgegenkommende Bus fuhr einfach links an uns vorbei. Ein erleichterndes Seufzen und einer von uns sagte: „Die fahren ja auf der falschen Straßenseite!“

Kurz nach unserer Ankunft in der Burgstallstr. 75 in Stuttgart zeigte Herr Kai uns unsere Zimmer. In jedem Apartment standen fünf Feldbetten, ein Tisch mit sechs Stühlen und eine kleine Küche. Im Keller befand sich eine Dusche, für 3 Minuten Warmwasser mussten wir 10 Pfennige einwerfen.

Leben im Schwabenland

Das Wetter war im Juli warm und die Tage lang, so konnten wir uns schnell einleben. Der Tengelmann-Filialleiter wunderte sich, dass die Reiskochbeutel auf einmal zu den Bestsellern gehörten. Keiner von uns konnte kochen.

Wir experimentierten herum und brachten bald einigermaßen Essbares zustande. Nach einigen Wochen entdeckten wir einen Laden, in dem indische Produkte verkauft wurden. Fortan kochten wir um die Wette, die Kochanleitungen kamen per Aerogramm von besorgten Müttern, Tanten und Freunden. Wir dachten, die Deutschen würden kein gescheites Rezept kennen, alles schmeckte für uns gleich und nach gar nichts. Manches roch so komisch. Auch das Bier hatte einen bitteren Geschmack. Nun improvisierten wir verschiedene Gerichte.

Egg-Pilaw war ein Hit. Man schlägt ein paar Eier in den kochenden Reis, dazu ein halber Teelöffel Salz, ein Esslöffel Curry, ein Löffel Butter. Fertig in zehn Minuten. Dazu Limonen oder Mango Pickles. Lecker – na ja, wenn du Hunger hast. Ist der Pilaw zu salzig oder ist dir das Curry ausgerutscht, mische ihn mit drei Esslöffeln Joghurt und nenne das Ganze "Indo-German Pilaw!"

Wir wurden in der Firma in verschiedenen Abteilungen eingesetzt, um zu lernen und um zu arbeiten. Obwohl wir die Prüfungen des Goethe-Instituts in Bangalore mit Erfolg absolviert

hatten, verstanden wir unsere Arbeitskollegen nicht immer. Die deutschen Kollegen sprachen mit uns langsamer, aber untereinander redeten sie manchmal in einer geheimen Sprache, die wir später als Schwäbisch kennen lernten. Einmal sagte der Meister: „Gaangamaa!“ und lief weiter. Wir rätselten, aber wir lernten schnell. Nach einigen Monaten verstanden wir die Schwaben und riefen fröhlich „Heidanai“, „jetztle“, „ha noi“, „Des goht fai net“ und bei „Gaangammaa!“ gingen wir mit.

Der Auftrag der Familie

Die Landesgirokasse brachte die erste Plastikkarte für den Geldautomaten heraus. Diese hatte keine Magnetstreifen als Kennung, sondern Löcher!

Bald schmeckte das Bier und die Diskos waren bunt. Wir konnten das andere Geschlecht ohne Hemmungen ansprechen und am Ende des Monats waren wir pleite.

Eines Tages, es muss im Sommer 1973 gewesen sein, erinnerte ich mich an die Worte der jüngeren Schwester meiner Oma, als ich sie zum Abschied in Südindien besuchte. Sie saß auf der Veranda und unterhielt sich angeregt mit ihrer Freundin. Obwohl ich bereits 21 Jahre alt war, strich sie mir liebevoll über den Kopf und wünschte mir alles Gute für meine Ausbildung in Europa. Dann wurde sie ernst und formulierte ihren Auftrag als Mitglied des obersten Familienrates: „Du wirst sieben Meere und sieben Berge überqueren. Nimm sieben unserer Künste mit zu den Menschen dort und wenn du in die Heimat zurückkehrst, bring sieben Künste von dort hierher.“ Danach segnete sie mich für meinen weiten Weg. Ihre Freundin ergänzte: „Vergiss es ja nicht, es ist ein Auftrag und wir erwarten dich zurück, wenn du diesen Auftrag erfüllt hast.“

Die tamilische Sprache ist die älteste der Welt und hat Wörter mit hohem Gehalt und tiefer Bedeutung. Ich hatte die Worte der beiden Frauen bis zu diesem Tag nur als gute Wünsche zweier älterer Damen und nicht als Auftrag betrachtet. Warum ich diese Worte auf einmal so ernst nahm, weitere Kurse belegte und freiwillig aktiv an Veranstaltungen des Deutsch-Indischen Vereins teilnahm, kann ich nicht erklären, aber der Auftrag meiner Verwandten begleitete mich seit dieser Zeit.

Weiterbildung zum Computer-Techniker

Es sind, meiner Meinung nach, nicht die Politiker, die schnelle Entscheidungen treffen oder sich über die kulturellen Schranken der Gesellschaft hinwegsetzen und die Menschen zusammenbringen, sondern die Geschäftsleute.

Es waren die klugen voraussehenden Wirtschaftskapitäne, die Menschen aus dem Ausland nach Deutschland holten, zum Beispiel im Rahmen des Zusammenschlusses von AEG-Telefunken und NGEF (New Government Electric Factory) in Bangalore. Nach dem

zweijährigen Praktikum sollten wir zurückkehren nach Bangalore, um die dortige Produktion nach deutschem Standard zu steuern.

Nach zwei Jahren stellten wir fest, dass die Wirtschaft andere Gesetze hat. Die zusammengeschlossenen Firmen lösten ihre Verträge auf und wir standen da, wie bestellt und nicht abgeholt. Allerdings erhielt ich Unterstützung von der Firma, die uns nach Deutschland geholt hatte. Der Praktikumsvertrag wurde in einen Arbeitsvertrag für ein weiteres Jahr umgewandelt.

Ich erinnerte mich an die Schulzeit in Indien. Wir mussten zweimal umsteigen, wenn wir mit dem Bus in die Stadt fuhren, um von der Bücherei des British Council Bücher und technische Zeitschriften ausleihen zu dürfen. Es kostete uns viel Zeit, um an Wissen zu gelangen.

Deutschland war, in Bezug auf Bildung, ein Schlaraffenland. Abendkurse, Sprachkurse, technische Ausbildung, alles war möglich. Man musste sich nur anmelden und eine geringe Gebühr entrichten. Man konnte alles Erdenkliche lernen. Die Bücherei war kostenlos und eine Unmenge an Wissen stand zur Verfügung.

„Was macht man mit diesem erweiterten geschenkten Jahr?“, fragte ich mich. „Bildung ist die Lösung“, sagte mein Verstand. „Das ist die Basis für deine Zukunft“, erklärte meine Vernunft.

Mit einem Studium und einem akademischen Titel sei ich ein gemachter Mann, dachte ich. Aber die Uni erkannte meine indischen Zeugnisse nicht an. Man riet mir, das Kultusministerium anzurufen. Dort erteilte man mir eine Absage, weil meine Zeugnisse und Bildungskenntnisse für das hiesige Bildungssystem nicht ausreichend seien, was mich nicht überraschte. Was ich nicht wusste, war: Auch die indische Kultusbürokratie erkannte ausländische Zeugnisse nicht einfach so an.

Was mich aber überraschte und beeindruckte, war die Form der Absage.

Es war ein langer, höflicher Brief mit der Begründung, warum meine Schul- und College-Zeugnisse in Deutschland nicht anerkannt werden könnten. Das Ganze war mit zwei Unterschriften und Stempel besiegelt, ich empfand Respekt vor dieser Absage. Allerdings musste ich meinen Studentenausweis abgeben.

Ein anderes Mal schrieb mir ein Gremium der IHK, bestehend aus fünf Mitgliedern, ausführlich, warum meine indische Ausbildung nicht dem Standard in Deutschland entspräche, dass sie es bedauerten, mir eine negative Auskunft geben zu müssen und mir für die Zukunft alles Gute wünschten!

Wenn ich etwas nicht verstand und selbst nicht weiterkam, fragte ich andere Menschen. Sharma, ein Freund, informierte mich über eine Ausbildung zum Computer-Techniker. Zu dem Zeitpunkt erschien ein Artikel in der Zeitung, in dem stand, dass ein Taschenrechner

entwickelt worden sei, den sich jeder durchschnittlich verdienende Mensch leisten könnte. Das Tolle war, man konnte diesen Taschenrechner sogar programmieren. Da ich bereits Grundkenntnisse der Elektronik aus Indien mitbrachte, wollte ich spontan eine Ausbildung zum Programmierer absolvieren.

Also bewarb ich mich bei Control Data Institut in Frankfurt. Ein paar Tage später rief ein Herr Schüler aus Frankfurt bei Trafo Union an, wo ich mein Praktikum absolvierte. Er stellte mir mehrere Fragen und schickte mir per Post einen Fragenkatalog. Ich sollte diese Formulare ausgefüllt zur Aufnahmeprüfung nach Frankfurt mitbringen. Da die Programmierer-Ausbildung in englischer Sprache angeboten werden sollte, machte ich mir keinerlei Gedanken. In Frankfurt empfing mich Herr Schüler sehr freundlich und bat mich, weitere mehrseitige Formulare auszufüllen. Dieses Mal waren die Fragen auf Deutsch und es ging um Grundlagen der Mathematik, Physik, Elektronik und Mechanik.

Ich wurde in einen großen Saal geführt. Mehr als 80 Personen waren anwesend. Nach einem Gongschlag durften wir mit der Aufnahmeprüfung für den Programmierkurs beginnen. Keine zehn Minuten später kam Herr Schüler wieder in den Saal und lief direkt auf mich zu. Er schnappte sich die Prüfungsblätter und forderte mich auf, ihm zu folgen. Ich war geschockt, wusste nicht, wie mir geschah, und alle Anwesenden im Saal schauten diesem Geschehen erstaunt zu. Ich ging mit geneigtem Kopf mit Herrn Schüler aus dem Saal. Er brachte mich in einen noch größeren Saal, wo mehr als 200 Personen saßen und fleißig an der Aufnahmeprüfung arbeiteten. Herr Schüler wies mir einen Platz zu und ich entdeckte, dass es sich dieses Mal um die Aufnahmeprüfung für Computertechnik handelte. Alle Fragen waren auf Deutsch. Ich schaute Herrn Schüler fragend an. Er ermunterte mich lediglich leise: „Das schaffen Sie schon!“, und verließ den Saal. Mir blieb gar nichts anderes übrig, also fing ich an, diese Fragen zu beantworten. Einige Tage später rief Herr Schüler mich noch einmal an und teilte mir mit, dass ich die Aufnahmeprüfung bestanden hätte. Ich solle vier Wochen später meine Computertechniker-Ausbildung beginnen. „Es gibt immer eine neue Chance“, stellte ich zufrieden fest, nahm mein ganzes angespartes Geld und investierte es in meine Ausbildung. Da ich weder vom Arbeitsamt noch von anderer Stelle finanzielle Unterstützung bekam, nahm ich einen Kredit auf.

Ohne Hilfe hätte ich das nicht geschafft

Herr Schüler organisierte eine Einzimmerwohnung in der Nähe und genehmigte mir die Ratenzahlung. Meine gesamten Ersparnisse betrugen 7000 DM und der Kurs kostete 8000 DM. Eine ältere Dame aus Stuttgart, die ich durch meinen Klassenlehrer in Indien kennen gelernt hatte, übernahm die Bürgschaft. Nach dem Abschluss wollte ich mir einen Job suchen, aber das Arbeitsamt wollte mir keine Arbeitsgenehmigung erteilen. Dies war die Bedingung für die Aufenthaltsgenehmigung. Ein freundlicher Beamter vom Einwohnermeldeamt wollte mir unter der Bedingung helfen, dass ich zuerst Arbeit fände.

Nach vier harten Wochen und einem Bewerbungsmarathon bekam ich einen Job bei Wang Laboratories. Der nette Beamte vom Einwohnermeldeamt rief das Arbeitsamt an und ich erhielt die Arbeitsgenehmigung. Innerhalb von zwei Jahren konnte ich den Kredit zurückzahlen.

Ohne Herrn Schüler, die hilfsbereite ältere Dame und den freundlichen Beamten wäre das alles nicht möglich gewesen.

Was können meine Freunde in Deutschland von mir lernen? Was kann ich nach Indien mitbringen?

Der Auftrag meiner Chinnaachi (Omas jüngerer Schwester) beschäftigte mich zu dieser Zeit häufig. In Briefen schrieb mir meine Mutter, dass die Familie für mich einen Pooja (Ritual im Ganesha Tempel) veranstaltet hatte. Mutter schickte mir die Relikte dieser Zeremonie in Form von weißer Asche und Sandelholzpaste, die sie vom Priester erhalten hatte. Vierzehntägig schrieb ich Aerogramme, erklärte das Leben in Deutschland und berichtete meist nur positiv. Aber auch die negativen Seiten des Lebens beschrieb ich, z.B. dass es mir in den Wintermonaten sehr kalt war und ich die Familie, die Feste und die leckeren Dosas, Idly, Vadas, Sambars (vegetarische Gemüsegerichte) und den starken South Indian decoction Kaafii (ungefilterten Kaffee) sehr vermisste.

Im Frühjahr 1975 wurde mir klar, dass es nur noch wenige Monate waren, bevor ich in die Heimat zurückkehren würde. Ich fragte mich, was ich mitgebracht hatte und was ich mitnehmen sollte. Die Zeit drängte: Was würde ich meinen Verwandten in Indien erzählen können? Würden meine Erzählungen ihren Erwartungen gerecht werden? Ich musste doch als foreign returned person etwas präsentieren: Bilder vorführen, erzählen, berichten.

Oh Ganesha! Ja, ich musste ihn fragen. Wie viele Kokosnüsse hatte ich schon für ihn aufgeschlagen? Er würde mir bestimmt helfen. An einem Freitagmorgen entschloss ich mich, mein Ganesha Mantra zu rezitieren. Ich stellte die Ganesha Figur gen Osten gerichtet auf den Fenstersims:

*„vakratuNDa mahAkAya
suryakoTi samaprabha |
nirvighnam kuru me deva
sarva kAryeshu sarvada ||...“*

Wie oft ich die Mantra rezitierte, zählte ich nicht mehr. Ich versank in tiefe Meditation. Als ich meine Augen öffnete, war die Sonne untergegangen. Meine Füße schmerzten, denn lange hatte ich nicht mehr in Yoga-Asana gesessen. Ich versuchte, mich zu konzentrieren und fragte mich fortwährend: „Was tue ich? Wo bin ich? Was ist los?“ In solchen Augenblicken trinkt man einen Masala Chai (Milchtee mit Gewürzen), aber nicht alleine. Ich verließ das Haus und ging zu Freunden.

Am darauffolgenden Montag fragten die Kurskameraden: „Was hosch denn g'macht am Wochaend?“

„Nix, hab bissl Yoga g'macht, hab Freunde getroffen, war auf dem See Bootle fahre, so halt.“ Es war eine gemischte Gruppe, ein junger Mann von den Philippinen war der Sohn eines Managers, er hatte keine Geldsorgen, ein anderer kam aus Afrika, ein sympathischer Typ, der immer laut redete und lachte, dann noch ein rundlicher Typ aus Tschechien, der kaum etwas sagte, aber in den Prüfungen immer die besten Ergebnisse erzielte. Die restlichen 18 Leute waren aus Deutschland. Die meisten deutschen Kameraden hatten entweder eine Lehre oder mehrere Jahre Berufspraxis hinter sich. Ein Polizist war auch dabei, er musste sich umschulen lassen und er erhielt finanzielle Unterstützung vom Staat. Dieser sanfte Ex-Polizist wollte von mir mehr über Yoga erfahren. Als ich die Pranayoga (lebendiges Lebensyoga) vorführte und ein paar Asanas (Yogahaltungen) darstellte, war er sehr beeindruckt. Die anderen grinsten zu Beginn meiner Erzählung und lachten, dann wurden sie still und lauschten gespannt, ohne eine Miene zu verziehen und kommentierten nicht. Ab diesem Zeitpunkt musste ich jeden Mittwochnachmittag Yoga-Kurse geben. Da mir langsam das Material für die Kurse ausging, bat ich meine Verwandten um schriftliche Unterstützung. Ich bedauerte, dass ich mir in Indien nicht die Zeit genommen hatte, um mehr über Yoga zu lernen.

Als es bei einer Party nichts „gescheites“ zu essen gab, kochte ich mit der Gastgeberin Sambar und Reis. Sambar ist eine Art vegetarische Ratatouille auf südindische Art. Dieses Gericht war das einzige, das ich einigermaßen gut kochen konnte, und es schmeckte allen Anwesenden. Später hieß es, ich hätte ihnen einen Kochkurs gegeben.

Da fiel mir ein, ich hatte die Menschen ja bereits in zwei indische Künste eingeführt. Ich zählte sie auf, als Drittes könnte ich kleine Vorträge über die Religionen und Weltanschauungen der Inder halten, über die indische Geschichte, über die europäischen und arabischen Besatzer, über die Literatur, Geschichten und Erzählungen der alten Inder und so fort. Es waren alltägliche Dinge, die sich jeder Inder aus dem Ärmel schütteln konnte, alles nichts Außergewöhnliches. Wie ich später erfuhr, taten auch die anderen Inder, die hierherkamen, Ähnliches, ohne dafür von jemandem einen Auftrag erhalten zu haben!

In drei Jahren sammeln sich allerlei Souvenirs, Bilder, Bücher und andere Erinnerungsgegenstände an. Diese Sachen verschiffte ich in zwei großen Koffern. „In sechs Monaten werden die Koffer Madras Port erreichen“, versicherte mir die Spedition. Nun wollte ich die Künste der Europäer kennenlernen, damit ich in der Heimat etwas zu erzählen hatte. Singen war nicht meine Stärke, aber vielleicht tanzen. Westliche Musik, Literatur, Malen, Kampfkunst, Fußball und Kuchen backen standen auf meiner Liste als „noch zu erlernende Künste“. Ich wollte ja keineswegs Meister dieser Künste werden, aber etwas vorführen und erzählen sollte ich schon können.

Die Zeit wurde knapp, also dachte ich: „Beginne mit dem Einfachsten und meldete dich in einer Tanzschule an.“ Das brachte eine gewaltige Wendung in mein Leben.

Es gab nicht viele Tanzschulen in Stuttgart in den Siebzigern. Ein deutsch-dänisches Paar betrieb eine Tanzschule auf der Königstraße. Mein Ziel war, dort nur die Grundkenntnisse der lateinamerikanischen Tänze zu lernen. Meine Tanzpartnerin hatte bereits Erfahrung und konnte Walzer und Tango. Für sie war es ein Auffrischkurs und für mich eine Katastrophe. Sie ließ sich nicht führen, sondern führte mich, irgendwann fügte ich mich ein und niemand bemerkte etwas von unserem Rollentausch. Der Tanzlehrer war auch zufrieden.

In dieser Tanzschule lernte ich zwei schüchterne deutsche Mädchen kennen. Beide sprachen im breitesten Schwäbisch und ich verstand vieles nicht. Eine von ihnen gefiel mir sehr und es dauerte nicht lange, da hatte ich mich „verguckt“. Der Abschlussball war wunderschön und blieb unvergesslich in meinen Erinnerungen.

Dieses Mädchen veränderte mein Leben

Sie war 20, ich vier Jahre älter und wir wurden in den darauf folgenden Monaten ein Paar. Dabei hatte ich nicht an Heirat, Familie usw. gedacht. Das Mädchen veränderte mein Leben, sie schenkte mir nicht nur ihr Herz, sondern auch Zeit und Liebe, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Aber meine Ausbildung zum Computertechniker holte mich nach Frankfurt.

Damals gab es weder Handys, noch Internet oder E-Mails. Da sie in Stuttgart arbeitete, blieben uns nur abendliche Telefonate für unser Liebesgeflüster übrig. Ich in der Telefonzelle, sie in ihrer Wohnung in Stuttgart.

Meine Ein-Zimmer-Dachgeschosswohnung in Frankfurt hatte keine Kochnische und auch kein Bad. Ich musste zwei Stockwerke tiefer zum Vermieter gehen und durfte nur zweimal die Woche duschen. Wenn man gewohnt war, täglich zu duschen, hatte man ein ungutes Gefühl an den Tagen, an denen man nicht duschen konnte. Ich besorgte mir eine Dauerkarte für das nahe gelegene Schwimmbad und ging täglich dorthin. Richtig frühstücken konnte ich in der Einzimmerwohnung nicht, weil ich dort nur Kaffee kochen durfte. Sogenanntes gutes Essen gab es nur dienstags im Restaurant einer amerikanischen Fastfood-Kette. Für sieben D-Mark konnte man sich hier sattessen.

Eines Samstags, als ich meine Wohnung verließ, sah ich jemanden auf den Stufen sitzen. Erstaunt fragte ich: „Was machst du hier? Wann bist du gekommen?“

Sie war mit dem ersten Zug gekommen, um mich zu überraschen. Ich nahm sie mit ins Zimmer und dann gingen wir frühstücken und die Stadt anschauen. Sie übernachtete bei mir auf einem 1,20 m breiten Bett, was zu zweit nicht bequem war. Am Sonntagabend brachte ich sie zum Bahnhof. Als ich zurückkam, fand ich einen Briefumschlag, der an

meine Wohnungstür geklebt war. Der Briefumschlag hatte keine Briefmarken, der Absender war mein Vermieter. Darin wurde mir kurz und bündig fristlos gekündigt. Begründung: Unerlaubte Übernachtung einer fremden Person in meiner Wohnung.

Ich war schockiert und wusste nicht, was ich tun sollte. Niemand hatte mir damals gesagt, dass ein Mieter auch Rechte hatte. Ich rief einen Makler an und eine Woche später hatte ich eine andere Einzimmerwohnung, dort war auch eine kleine Küche. Meine Freundin besuchte mich jedes Wochenende. Mein Leben veränderte sich völlig. Es waren schöne und stressige Zeiten. Da ihre Eltern mit ihrer Wahl nicht einverstanden waren, war sie unglücklich. „Wenn sie mich kennen lernen, wird alles anders“, beruhigte ich sie. Da ich von mir selbst überzeugt war, war ich mir sicher, dass sie mich mögen würden. Schließlich stand ich doch in Indien als Bräutigam hoch im Kurs. Ein paar Heiratsmakler hatten meinen Eltern bereits Angebote unterbreitet und mir einige Bräute mit hoher Mitgift vorgestellt.

Der Antrittsbesuch im Schwarzwald verlief sehr kühl. Die jüngeren Geschwister und die Mutter meiner späteren Frau waren neugierig und nett. Nur der Vater stellte sich quer. Wir hatten nicht nur sprachliche Verständigungsprobleme, wir verstanden uns auch später nicht mehr.

Nein, eine feindselige, fremdenfeindliche Haltung oder ein solches Verhalten habe ich nicht erlebt, aber ich passte nicht in ihre Vorstellung. Ich hatte einfach Pech mit dieser Familie. Schlechtes Karma!

Als ich mit meiner deutschen Freundin nach Hause in Indien ankam, gab es zuerst Missstimmung. Aber die junge Deutsche, die später meine Frau wurde, war so herzengut und geduldig, dass man sie in die Familie integrierte.

Kulturelle Identität meiner Kinder

Wir Eltern, eine Schwäbin und ein Inder, wollten unsere Kinder interkulturell erziehen. Die Kinder kennen nun beide Kulturen und wir haben immer beide kulturellen Festlichkeiten gefeiert. Es gab jedes Jahr einen Weihnachtsbaum, Adventskerzen, das Lichterfest und Durga Puja (Gebetsrituale für die Göttin Durga). Die beiden Sprachen, die zuhause gesprochen wurden, waren allerdings Deutsch und Schwäbisch. Da ich im Außendienst tätig war, konnte ich meinen Kindern die indische Sprache nicht beibringen. Es ist schade, denn Sprachen bereichern die Menschen und erweitern ihren Horizont. Sie fühlten sich eher als Deutsche und nur, wenn sie indische Trachten an hatten, benahmen sie sich wie Inderinnen, aber auch nur zum Spaß. Wir motivierten die Kinder, andere europäische Sprachen zu lernen. Heute sprechen unsere Kinder zwei bis drei Fremdsprachen.

Sie hatten kaum oder nie Probleme wegen meiner Herkunft, vielleicht auch deshalb, weil sie sehr hellhäutig sind. Aber die Gesichtszüge und Haarfarbe lassen erkennen, dass ich ihr Vater bin, wenn wir nebeneinander stehen.

Meine Kinder haben Indien nie als ihr Herkunftsland bezeichnet, ich bestand auch gar nicht darauf. Ich glaube, meine Kinder haben uns vor ihrer Geburt schon als Eltern gewählt. Es mag vielleicht esoterisch klingen, aber so sehe es eben. Außerdem betrachte ich es als ein Privileg, Vater meiner Kinder zu sein.

Was ich in Deutschland vermisse?

Manchmal habe ich Sehnsucht nach den Verwandten in Indien, den regelmäßigen spirituellen Festen, den Gefühlscocktails der Bollywood Filme, den Sprachen, Dialekten, die man alltäglich benutzt, den sinnlosen Diskussionen, die meist zu nichts führen. Es ist besser, dass ich nicht darüber nachdenke, sonst komme ich ins Grübeln und kriege Heimweh.

Auch die Herzlichkeit und die Gastfreundschaft, die man in südlichen Ländern wie der Türkei oder in Italien erfährt, vermisse ich in Deutschland oft. Wenn ich hier von Lifestyle rede, dann denkt man in Deutschland oft an Luxus, an teuren Sport, schicke Kleidung usw. Aber ich rede von Offenheit, banalen oder ernsthaften Gesprächen, davon, einfach nichts Ernstes zu tun, die Zeit zu genießen, in sich zu gehen, vor sich hin zu träumen, laut zu lachen und Quatsch zu reden, auch davon, gemütlich mit Verwandten oder Freunden zu kochen, mit den Kindern zu spielen, Spaß zu haben. Einfach zu leben, zu genießen und nebenbei noch zu arbeiten.

Fremdenfeindlichkeit und rassistische Erfahrungen?

Natürlich gibt es diese Erfahrung. Jeder Fremde in Deutschland, zumal mit einer anderen Hautfarbe, wird irgendwann damit konfrontiert. Ich könnte eine Liste davon erstellen, welche idiotischen Vorstellungen meine Kollegen Günter, Klaus, Micha und Hans-Dieter von Menschen anderer Kulturen haben. Aber es sind immer die gleichen und es ist Zeitverschwendung, sie aufzuzählen. Falsche Erziehung ist der Grund für dieses rassistische Verhalten. Als Beispiel kann man Inder anführen, die ihre Kinder das Kastensystem lehren, obwohl sie wissen, wie menschenverachtend es ist. Als technischer Berater im Außendienst war ich in fast allen Städten in Süddeutschland bei den bekanntesten Firmen tätig. Man lernt die Menschen hier von unterschiedlichen Seiten kennen. Dabei erfährt man oft von ihren Wünschen, Einstellungen zum Leben, ihrer Motivation, Bildung, ihren Familienhintergründen usw. Gebildete Menschen und Menschen, die im Ausland gelebt haben, haben wenig Ressentiments gegenüber Fremden. Dabei möchte ich nicht behaupten, dass ungebildete Menschen von Natur aus Vorurteile haben, aber Vorurteile basieren meist auf Unwissenheit und falscher Erziehung.

Interessant fand ich zwei Bemerkungen, die man sich hinter meinen Rücken zuzuraunen pflegte. Eine davon war der Spruch von Gertie: „Was hat der Tempeltänzer doch für einen komplizierten Bericht erstellt!“ Der andere kam von Armin, einem Monteur aus einer kleinen Gemeinde in Süddeutschland: „Der Angeröstete will von mir, dass ich alles nochmals überprüfe und richtig mache.“ Ich empfand die beiden Sprüche nicht als diskriminierend, denn mein Traumberuf war es, irgendwann einmal ein Tempeltänzer zu werden und in tänzerische Ekstase zu geraten. Ein „Angerösteter“ ist ein sehr weiser und lebenserfahrener Yogi. Weil ich dunkelhäutig bin, werde ich von fremden Menschen meist falsch eingeschätzt, entweder bin ich ein Arzt oder Ingenieur oder ein Rosen- oder Pizzaverkäufer. Wenn die Menschen einen Fremden zu Beginn in eine falsche Schublade einordnen, kann er Vorteile oder Nutzen aus diesen Vorurteilen ziehen. Dies kommt besonders in dem Spruch „Kleider machen Leute“ zum Ausdruck, der seine Wirkung bis heute nicht verloren hat. Wenn man gut gekleidet und zudem rhetorisch ein bisschen gewandt ist, kann man bessere Behandlung und Freundlichkeit erleben. Wird man unterschätzt, ist das möglicherweise auch vorteilhaft: Man hat weniger Stress und kann sich einiges erlauben, hat sozusagen Narrenfreiheit. Durch Hautfarbe, Aussehen, Kleidung, Körpersprache, Stimme und Verhalten lässt sich in Deutschland vieles leichter erreichen, je nachdem, wie man diese Eigenschaften einsetzt und ob man die kulturellen Codes kennt.

Wo ist meine Heimat?

„Wohin gehst du in den Urlaub?“, wollte mein Arbeitskollege wissen. „In die Heimat, wo meine Wurzeln sind“, sagte ich spontan. Aber nach vier Wochen in der alten Heimat bekam ich immer Heimweh nach Deutschland, meiner Wahlheimat, denn dort hatte ich ja auch ‚Wurzeln geschlagen‘. Dort waren meine Familie, Freunde, Bekannte, Orte und vieles, was mir am Herzen lag. Ich fuhr dann immer zum Strand in Kerala, nicht nur, um ein Glas kühles Bier zu trinken, sondern auch um meine „Landsleute“ aus Deutschland zu treffen und mit den vielen Ausgewanderten Deutsch zu sprechen. Dabei trinke ich selten Bier in Deutschland und es war ein eher befremdliches Gefühl, dass ich plötzlich das Bier und meine Wahlheimat vermisste. Seltsam! Ja, zu dem Zeitpunkt waren es bereits zweiundzwanzig Jahre, dass ich in Deutschland lebte.

Einmal, als ich aus Sehnsucht ein Bier trinken gegangen war und die Bar auf der Mahatma Gandhi Road in Bangalore verließ, hörte ich, wie der Kellner nach mir „Sir, Sir!“ rief und zu mir auf die Straße mit der 1,0 Liter Bierflasche mit Schraubverschluss in der Hand lief. „Sir“, er schnaufte: „Sir, die Flasche ist noch fast voll, Sie haben ja kaum etwas davon getrunken, aber bezahlt. Bitte nehmen Sie die Flasche mit!“ Ich dankte und lehnte freundlich ab. Die ersten Schlucke waren wunderbar gewesen, aber bald hatte es mir nicht mehr geschmeckt. Ich hatte „meine Leute“ gefunden und mit ihnen gesprochen, aber ich hatte nichts von meiner Sehnsucht verraten. „Ich bin schon komisch“, dachte ich.

Jahre später sollte ich den Begriff Heimat beschreiben. Sie ist überall dort, wo du dich wohlfühlst, wo du ohne Furcht alles sagen kannst, wo deine Freunde sind, wo du sorglos schlafen kannst, wo man dich versteht und wo du du sein kannst. Ja, das Gleiche empfinde ich auch in meiner Mutterheimat, also habe ich zwei Heimaten.

Heimweh

Man sagt, Heimweh sei schlimmer als Durst. Der Mensch vermisst seine Heimat, auch wenn er Wurzeln in der neuen Heimat geschlagen hat. Sein Horizont erweitert sich in beide Richtungen und plötzlich hat er zwei Heimaten. Dann hat der Mensch immer Heimweh nach der jeweils anderen Heimat. Ich persönlich finde es nicht schlimm, sondern betrachte es als eine Bereicherung. Glück ist, wenn man hin- und herpendeln kann.

Was bedeutet Integration?

Man braucht zwei Hände, um zu klatschen. Bei der Integration von Menschen ist es genauso und beide, der Ausländer und die Einheimischen, müssen sie wollen. Es ist eine Art Assimilation, allerdings ohne kulturelle Verschmelzung. Es ist wie bei der Currywurst: Ich bringe Curry mit, du vegane Wurst und der Freund aus Amerika Ketchup. Das schmeckt doch prima. Wir haben etwas Neues kreiert, das heißt aber nicht, dass wir in Zukunft nur noch Currywurst essen müssen, das wäre ja furchtbar. Die Finger unserer Hände sind verschieden lang und so gehört es sich auch. In den Siebzigern war Deutschland ein Entwicklungsland in Sachen Integration. Heute ist Integration in aller Munde und die Menschen sind aktiv daran beteiligt. Ich sehe diese Entwicklung sehr positiv. Es ist noch verbesserungsfähig, aber die Tendenz geht in Richtung Frieden und Toleranz, und das trotz Pegida und AfD. Das liegt vor allem auch daran, dass die Menschen dank neuer Medien besser informiert sind als noch vor einigen Jahren.

Meinen Lebensabend möchte ich in meinen zwei Heimaten verbringen, mal in Indien, mal hier, solange wie möglich.

Suresh Juli 2016

(Die Lebensgeschichte wurde von Christel Banghard-Jöst redigiert)

**Anna Tomaschko: Erinnerungen an die Schicksalsjahre 1945–1946
(Tschechien; geb. 1927)**

Jahrhundertlang lebten Deutsche in den Randgebieten von Böhmen, Mähren und Schlesien sowie in einigen Sprachinseln im Landesinneren. Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden ungefähr drei Millionen Deutsche aus ihrer Heimat nach Deutschland und Österreich vertrieben. Auf dem Gebiet von Tschechien und der Slowakei blieben nur etwa 200.000 Deutsche übrig.

Die damalige deutsche kleine Sprachinsel in Mähren „Wachtl - Deutsch Brodek“ bestand aus fünf deutschen Dörfern inmitten tschechisch-sprachiger Umgebung.

Erinnerungen an die Schicksalsjahre 1945 - 1946

Wenn im Frühjahr die warmen Maitage kommen, gehen die Gedanken oft zurück in das Jahr 1945, als unsere heile, dörfliche Welt verloren ging und nie mehr zurückkehrte. Die Front rückte näher, schon hörten wir fernen Kanonendonner, Angst und Unsicherheit breiteten sich aus. Auch wir hatten schon erfahren, was Mädchen und Frauen von den russischen Soldaten an-ge-tan wird. Wie sollten wir versuchen, uns zu schützen? Niemand wusste Rat. In den Nowak-Fabriken war es mit dem geregelten Arbeitsalltag vorbei. Als alles stillstand, lag eines Morgens ein Haufen Arbeitsschuhe im Hinterhof. Aber als ehrliche Leute trauten sich nur wenige, ein Paar zu nehmen. Auch in der Hutfabrik herrschte Chaos. Die Türen standen offen, die schönen Damenhüte lagen überall verstreut. Wir jungen Mädchen schauten neugierig in die Zimmer, setzten auch den einen oder anderen Hut auf, aber der Spaß blieb auf der Strecke.

Am 8. Mai 1945 trat die bedingungslose Kapitulation der Wehrmacht in Kraft, der Krieg in Europa war damit offiziell beendet. An diesem Tag kamen deutsche Soldaten auf dem Rückzug in den Ort und machten kurze Rast. Als sie am Morgen weiterzogen, schlossen sich ihnen etliche junge Mädchen an, in der Hoffnung auf Sicherheit. Diese war jedoch trügerisch, denn bald holten sie die Besatzer ein und sie waren ihnen ausgeliefert.

Der 9. Mai 1945 war ein wunderschöner Frühlingstag, doch niemand konnte sich an der Natur erfreuen. Zu groß war die Ungewissheit, was wir an diesem Tag noch fürchten müssen. Nachmittags um drei Uhr waren schon die ersten russischen Pferdewagen durch das Dorf gerollt. Als aber alles ruhig blieb, schöpften wir Hoffnung. Die Nachbarn versammelten sich, um mehr Schutz in der Gemeinschaft zu haben. Als wir uns abends warme Sachen holen wollten, war der Weg versperrt. 15 Soldaten drängten in unsere Stube. Wir mussten Kartoffeln braten, dann schleppten sie eine große Kanne voll Wodka herein, von dem sie sich reichlich bedienten. Dies hatte zur Folge, dass sie meine Schwester und mich immer mehr bedrängten. Gerettet hat uns ein russischer Offizier, der plötzlich in der Tür stand. Die Mutter musste Stroh holen und er befahl den Soldaten, sich

hinzulegen. Zur Mittagszeit des nächsten Tages stolperte ein betrunkenen Mongole zur Tür herein und bedrohte die Mutter mit dem Gewehr. Wir flüchteten, seine Schüsse verfehlten uns. Wir wussten aber nun, dass wir nicht zu Hause bleiben konnten. Bei der Familie in Ölhütten, wo ich das Pflichtjahr gemacht hatte, fanden wir mit anderen Mädchen im Hohlraum des Schüttbodens Schutz und überstanden so die ärgsten Tage. Viele Frauen haben Schlimmes erlebt. Auch Kinder wurden durch die Vergewaltigungen gezeugt. In Panik versuchten mehrere Frauen, sich das Leben zu nehmen. Jeder Tag brachte neue Schrecken. Bürgerschuldirektor Gustav Schmid wurde in seiner Wohnung erschossen. Elf deutsche Fernmeldesoldaten wurden brutal ermordet und verstümmelt vor dem Friedhof abgelegt. Die ganze Bevölkerung musste vom Marktplatz aus an ihnen vorbei laufen.

Bürgermeister Eugen Nowak und der Fabrikant Walter schlossen sich bereits am 7. Mai 1945 einer Wehrmachtsabteilung an, um zu ihren schon geflüchteten Frauen zu kommen.

Seitdem hat niemand mehr etwas von ihnen gehört. Nach einem Gerücht sollen sie in einem Wald bei Stefanau von Partisanen überfallen worden sein. Welche Tragik für die Eltern Nowak. Sie hatten ihren letzten Sohn verloren. Sohn Josef war als Kradfahrer in Polen gefallen, Otto in Stalingrad vermisst.

Im Sommer 1945 wurden viele Männer aus der Sprachinsel nach Littau ins Lager gebracht, wo sie schwer arbeiten und Hunger und Misshandlungen ertragen mussten. Sie wurden zum Teil zu längeren Haftstrafen verurteilt und konnten erst spät zu ihren Frauen aussiedeln. Noch gefürchteter war ein Lager bei Olmütz, als „Hölle von Hodolein“ berüchtigt. 900 Menschen, auch Kinder, wurden dort ermordet. Eine Tafel am Altvaterturm erinnert an die Opfer.

Der erst 14-jährige Oswald Kopal und der alte Herr Nowak sollten das Kriegerdenkmal in Brodek zerstören, für die beiden ein hartes Stück Arbeit. Trotz der schadenfrohen tschechischen Gaffer gelang es dem jungen Oswald, die Gedenkschrift aus dem Jahre 1903, die im Sockel deponiert war, mit einer List in Sicherheit zu bringen. Ein wertvolles Dokument war gerettet.

Schon bald begann auch die Enteignung der Bauern. Josef Gröpl aus Döschna erzählt: „Im tschechischen Nachbarort wohnte eine Familie mit sechs Söhnen, die auch schon Familie hatten. Im Herbst 45 kam der älteste, Bonifatius, und suchte sich den schönsten Bauernhof aus, zwang kurz vor Weihnachten die Bewohner binnen weniger Stunden das Haus zu verlassen, ohne sich um deren Unterkunft zu kümmern. Kurze Zeit später suchte er für seinen Bruder einen Besitz. Am 20. Februar, einem stürmisch kalten Tag, stand er um sieben Uhr vor unserer Tür und forderte uns auf, das Haus binnen drei Stunden zu räumen. In Eile packten wir ein paar Sachen und brachten sie zu meiner Großtante. Um 10 Uhr verwehrte er uns den Zutritt ins Haus. So standen wir draußen in der Kälte und mussten

uns eine Bleibe suchen." Auf diese Weise ergaunerten sich auch die anderen Brüder einen Hof.

Die jungen Mädchen wurden von den Bauern aus den umliegenden tschechischen Dörfern zur Arbeit geholt. Ich durfte erst einen Tag vor der Aussiedelung heim. Täglich zogen die Plünderer durch das Dorf. Alles, was mehr oder minder wertvoll erschien, wurde mitgenommen. Die meisten Bewohner hatten aber ihre Sachen gut versteckt, eingemauert oder vergraben. Mit den anderen Schikanen hatte man sich abgefunden. Das weiße „N“ (steht für Deutscher/Deutsche) zu tragen und mit der Sperrstunde um 21 Uhr. Die Gerüchte über die Vertreibung aus der Heimat breiteten sich aus, aber niemand wollte sie glauben.

Im Juli 1946 war unser Schicksal besiegelt. Der erste Transport verließ Deutsch-Brodek. Erst mit dem Lastauto in das Lager Lutein, wo nochmal kontrolliert und manches liebe Erinnerungsstück weggenommen wurde. Dann, 30 Personen mit je 70 kg Gepäck in Güterwaggons gepfercht, ging es nach langer Fahrt über die Grenze Richtung Württemberg. Vier weitere Transporte folgten. Nach Hessen, Ober- und Unterfranken. Lehrer Kuba erreichte bei den Behörden, dass Familien, Freunde und Nachbarn auf Wunsch zusammen ausgesiedelt wurden. Am schmerzlichsten war die Vertreibung für die alten Leute. Manche hofften bis an ihr Lebensende auf die Heimkehr.

Der Anfang in der neuen Heimat war schwer. Hunger und Wohnungsnot entmutigten die Menschen. Doch nach ein paar schwierigen Jahren wurden die neuen Mitbürger, auch unsere tüchtigen, fleißigen Sprachinsler in ihrer Leistung anerkannt. Sie hatten die erlernten Fähigkeiten gleich wieder eingesetzt, sich eine neue Existenz geschaffen und Häuser gebaut. Ihre Kinder besuchten zum Teil die höhere Schule und studierten. So konnten sich viele ein erfolgreiches Leben sichern.

Dass die Landsleute sich nicht ganz aus den Augen verloren, dafür sorgte wiederum Familie Kuba. Schon 1947 wurden Adressen gesammelt und mit Bleistift auf Postkarten die Einladungen zu einem Treffen der „Sprachinsler“ nach Limburg/ Lahn geschrieben und verschickt. Allmählich wurden alle Aufenthaltsorte bekannt und aus aller Welt strömten die Landsleute zusammen, um alljährlich während unserer „Foahrt“ an Peter und Paul (um den 29. Juni) ein fröhliches Wiedersehen zu feiern. Pfarrer Ma-dea, der alle ehemaligen Pfarrkinder noch mit Namen kannte, hielt mit Pfarrer Pollak den Gottesdienst in der Stadtkirche. Gesungen wurde die vertraute Schubert-Messe.

In diesem Jahr 2014 trafen wir uns nun zum 68. Mal, das 70. ist fest im Blick. Die Liebe zur alten Heimat und die Freude am Treffen sind ungebrochen, wenn auch die Teilnehmerzahl schon sehr bescheiden geworden ist.

Anna Tomaschko

Evropi Tsavdaridou: Evropi, eine schwäbische Griechin, auf Tour (Griechenland)

Mein Geburtsort

Kriege schlagen tiefe Wunden, die oft über Generationen hinweg nicht verheilen. Meine Familie gehört zur ethnischen Gruppe der christlichen Pontos-Griechen, die bereits im Altertum aus Griechenland an die heutige türkische Schwarzmeerküste ausgewandert sind. Von Völkermord sprechen viele Historiker, wenn sie über die blutigen Verfolgungen meines Volkes durch die Jungtürken schreiben. Meiner Familie gelang es, vermutlich 1920, von der Türkei nach Griechenland zu fliehen.

Nach grausamen Jahren der Entbehrung ließen sich meine Großeltern in Nea Nikomidia nieder, was auf Griechisch Neue Heimat heißt. Das Dorf wurde so benannt, weil die meisten seiner Bewohner griechisch-stämmige Flüchtlinge oder Vertriebene aus der Türkei waren.

Unser Dorf liegt in Nordgriechenland und ist ca. zehn Kilometer von Veria entfernt.

Die Pontioi (Pontier) sind ein traditionsbewusstes Volk, gastfreundlich, aufgeschlossen, mit eigenen Trachten, Musikinstrumenten und temperamentvollen Tänzen. Wir singen alte, schwermütige Lieder, die uns das Herz zerreißen.

Meine Großeltern bewohnten dort zusammen mit ihrer Familie ein geräumiges Haus, das inmitten eines großen Gartens mit vielen Obstbäumen und wunderschönen Blumen lag. Später, als mein Onkel Nikolaus heiratete, bekam mein Vater am Rande des Dorfes ein Grundstück, auf das er ein kleines Haus baute. Sobald sich seine Familie vergrößerte, ersetzte er dieses Haus durch ein größeres. Onkel Nikolaus studierte zwei Jahre lang Medizin und war deshalb medizinisch so versiert, dass er alle unsere Wehwehchen heilen konnte.

Die Dorfbewohner halfen sich gegenseitig, wann immer es nötig war. Es war selbstverständlich, dass bei Beerdigungen alle kamen, um Abschied zu nehmen. Ebenso wurden freudige Ereignisse wie Taufe und Hochzeit gemeinsam gefeiert. Wenn die Daouli und die Lyra erklangen, kam das ganze Dorf herbeigeeilt. Hierzu brauchte man keine Einladung. Sonntags stand die männliche Jugend im Mittelpunkt. Mit großer Leidenschaft versammelten sich alle auf dem Fußballplatz, um ihre Favoriten beim Spiel anzufeuern. Beliebt an Sonn- und Feiertagen war auch der Volkstanz vor der Schule.

In Nea Nikomidia kam ich auf die Welt. Bis zu meiner ersten Grundschulklasse wohnten wir in diesem Dorf, dann sind wir nach Veria umgezogen.

Geburt

Ich bin als viertes Kind meiner Eltern geboren, später bekam ich noch zwei Geschwister. Meine Geburt war für meine Mutter alles andere als erfreulich. Nach drei Prachtstücken, so richtig schönen südländischen Kindern, kräftig und lebhaft, erblickte ich, winzig und hässlich, das Licht der Welt. Eine Ratte war vielleicht größer. Meine Oma, die Hebamme, musste sich erschreckt haben über das, was sie da in der Hand hielt. Meine entsetzte Mutter hätte mich wohl am liebsten versteckt, so dass mich niemand sehen konnte. Das war aber nicht zu vermeiden, da bei der Nachricht, dass ein Kind geboren wurde, Verwandte, Nachbarn und Freunde ins Haus strömten, um das Kind zu begutachten. Zwei Nachbarinnen, die täglich bei uns vorbeischaute, sagten zu Mutter: „Aus dem Kind wird nichts, lass es doch einfach heimlich sterben.“

Nach zwei bis drei Jahren hatte ich mich aber erholt, war ein fröhliches Kind und ging auf alle zu. Ich sprach und lachte, nannte alle Tante und hielt sie an den Händen.

Eines Tages hörte ich diese Nachbarinnen tuscheln und bemerkte, dass sie über mich redeten und ein schlechtes Gewissen hatten. Ich fragte später Mutter, was die Damen damit meinten. Lachend, aber auch mit ein bisschen Mitleid und Traurigkeit erzählte mir Mutter, dass ihr die beiden den Rat gegeben hätten, mich verhungern zu lassen. Ich lachte darüber, vielleicht habe ich es auch damals nicht richtig verstanden.

Eine dieser Damen schenkte mir, als ich ca. 4 Jahre alt war, ein rosafarbenes Unterhemd. Es war früher so üblich, dass man einem Kind, wenn es einen neuen Zahn bekam, ein Geschenk machte. Ich denke aber, sie wollte mit diesem Geschenk ihr Gewissen erleichtern. Einige Jahre später wünschte sich die andere Dame, dass ich ihre Schwiegertochter werden sollte. Sie hatte einen Sohn, der trotz bester Verpflegung nicht zunahm und den sie immer zum Arzt schleppte, um nach den Ursachen zu fragen. Heute ist er so rundlich wie ein Fass.

Meine Familie

Oma Maria

Meine Mutter kümmerte sich um mich, aber meine Oma schenkte mir mehr Liebe und Fürsorge, als dies zehn Mütter vermocht hätten. Wir wurden unzertrennlich.

Tagsüber bin ich zwischen dem Haus der Mutter und dem Haus der Oma hin- und hergependelt. Nachts schlief ich aber bei der Oma.

Als ich fünf Jahre alt wurde, wollten meine Eltern, dass ich nicht mehr bei Oma schlafe, sondern bei ihnen zu Hause. Abends im Bett weinte ich fürchterlich, bis ich schließlich doch einschlief. Irgendwann wachte ich auf und bemerkte, dass meine Oma nicht bei mir war. Nun, tief in der Nacht, konnte mich nichts mehr von ihr trennen. Leise stand ich auf

und lief auf die Straße. Alles war menschenleer, bis ich auf eine Horde Hunde traf. Ich hatte fürchterliche Angst vor diesen wilden Tieren. Wie konnte ich an diesen vorbeikommen, ohne gebissen zu werden? Ich kroch auf allen Vieren und hoffte, die Hunde würden glauben, ich sei einer von ihnen und mich deshalb nicht angreifen. Glücklicherweise hatten sie kein Interesse an mir und zogen in die andere Richtung weiter. In Windeseile stand ich vor Omas Türe, die natürlich sehr erschrak, als sie mich mitten in der Nacht in ihr Haus ließ. Am nächsten Morgen gingen wir gemeinsam zu meinen Eltern. Dank ihrer Autorität hat sie erreicht, dass ich auch weiterhin bei ihr schlafen durfte.

Meine Oma war meine Oma. Ich betrachtete meine Oma als mein Eigentum. Meine Geschwister liebten meine Oma auch, und wenn sie selten mal bei Oma im selben Bett schliefen, war ich richtig sauer.

Eine lustige Begebenheit möchte ich noch erzählen: Eines Tages bat ich Oma in der größten Mittagshitze, mir Spiegeleier zu braten. Da Oma kein Fett hatte, ging ich zu Mutter und bohrte aus ihrem Butterfass einen großen Löffel voll Butter. Mutter ahnte, was passieren würde, und lachte. Auf dem Rückweg begann die Butter bei glühender Sonne aus dem Löffel auf die Straße zu tropfen, worüber sich die Passanten freuten. Wieder zurück in Omas Küche befand sich nur noch sehr wenig Butter auf dem Löffel, aber für meine Spiegeleier reichte sie noch.

Meine Oma war eine liebe, gebildete Frau, groß, schlank, mit heller Haut und schwarzen Haaren. Mutter war mit meinem Aussehen nicht ganz zufrieden und sagte manchmal zu mir: „Hättest du nicht das Gesicht und die Größe deiner Großmutter erben können?“ Immerhin habe ich ihren Hallux Valgus geerbt.

Mutter Elpida

Mutter war eine moderne Frau. Ich kann mich noch gut an ihr blau-seidenes Kleid mit den feinen weißen Blümchen, ihre Lackschuhe mit einem Druckknopf und ihre Lederhandtasche erinnern. Ihre blonden Haare hatte sie zu einer Hochfrisur aufgesteckt. Als sie älter wurde, trug sie ein Kopftuch.

Im Haus meiner Eltern waren Gäste stets willkommen. Besonders freute ich mich, wenn Cousinen und Cousins von Athen, Saloniki und Kavala zu Besuch kamen. Die Arbeit hatte Mutter, die immer viel kochte. Wir konnten nach Herzenslust mit unseren Verwandten spielen. Ich war der festen Überzeugung, dass Hausarbeit nur etwas für Erwachsene sei: für meine Mutter, meine Oma und meine ältere Schwester und drückte mich vor dieser Aufgabe, wo ich nur konnte.

Meine Mutter liebte Nea Nikomidia, denn sie hatte dort einen Garten, wie er schöner nicht hätte sein können. Außerdem liebte sie Tiere und davon gab es hier eine Menge: Hunde, Schafe, Katzen, Kühe und zwei widerspenstige Pferde, die nicht zum Reiten geeignet

waren. Mit denen konnten nur mein Vater und meine Schwester Olympia umgehen. Die Pferde hießen Marta und Kitsos. Die anderen Tiere bekamen von mir klangvollere Namen wie Truman, Eisenhower und Churchill. Meine Mutter war eine exzellente Köchin. Vor allem verstand sie es, viele Sorten duftendes, herrliches Brot zu backen. Wenn Mutter das Brot aus der Backstube holte, brach sie vom heißen Brot die Ausbuchtungen ab und gab sie uns mit etwas Butter. Bis heute habe ich diesen köstlichen Geschmack nicht vergessen. Mutter war nie untätig und dies verlangte sie auch von uns. Selbst wenn mich meine Freundinnen besuchten, hatte sie Arbeit für uns. „Ihr könnt euch unterhalten, aber nebenher das Obst kleinschneiden für das Kompott für den Winter“, sagte sie z.B., wenn sie Äpfel, Birnen oder Pflaumen vor uns hinstellte. Mutter trocknete das Obst in ihrem Backofen oder dünstete es ein, damit ihre Familie im Winter etwas zu essen hatte. Gedanken über die Wintervorräte machten wir Kinder uns aber nicht. Wir wollten spielen, und sobald die Mutter im Haus verschwand, verschwanden auch wir. Wenn ich nach Hause kam, meinte Mutter vorwurfsvoll: „Was wird aus dir? Wer wird dich schon heiraten?“ Recht hat sie gehabt, mich hat keiner genommen. Später verkündigte Mutter aber sehr stolz: „Über meine Tochter Evropi mache ich mir keine Sorgen. Sie kommt überall zurecht.“

Als meine Mutter älter wurde, entwickelte sie ein sehr inniges Verhältnis zu ihrer Ziege. Während eines Besuches in Griechenland beobachtete ich, dass die Mutter und ihre Ziege immer nebeneinander saßen und sich unterhielten. Mutter schmeichelte ihr: „Ja, ja, mein Mädchen! Ja, ja, mein Kind!“, worauf die Ziege sehr angeregt und mitteilsam mit: „Mäh, mäh, mäh“, antwortete. Eines Tages besuchte meine Mutter ihre Schwester, was die Ziege nicht verkraftete. Sie vermisste Mutter so sehr, dass sie keine Ruhe mehr gab und den ganzen Tag nur klagend: „Mäh, mäh,...“, rief. Da wir sie nicht beruhigen konnten, schickten wir meinen kleinen Neffen samt Ziege zur Mutter. Den ganzen Weg über soll das arme Tier jämmerlich gerufen haben, bis es von Mutter wieder liebevoll in die Arme geschlossen wurde. Die Wiedersehensfreude muss unbeschreiblich gewesen sein. Als Mutter, der Neffe und die Ziege nach Hause kamen, schmiegte sich die Ziege zärtlich an die Mutter und machte vor Freude kleine Sprünge.

Nehmen nein, geben ja

Meine Mutter war sehr stolz. Sie ermahnte uns Kinder immer wieder, nichts von anderen Menschen anzunehmen. Dieses Verbot zu beachten, war oft sehr schwer.

Eines Tages sollte ich ein Kleid, das Anthi genäht hatte, zu seiner Besitzerin bringen.

Zur Belohnung wollte mir die Dame ein Bonbon geben. „Nein, nein, danke“, sagte ich und hob lachend die Hände, obwohl mir schon das Wasser im Mund zusammenlief, sobald ich nur an dieses Bonbon dachte. Wenn sie es mir noch einmal anbietet, nehme ich es... Die Versuchung war groß. Mehrfach lockte die Dame mit dem Bonbon. Standhaft drehte ich mich um und ging etwas verschmitzt und sehr stolz nach Hause, da ich stark geblieben bin.

Vater Konstantinos

Groß, schlank, gutmütig, großzügig, hilfsbereit und humorvoll, meist mit einem lachenden und freundlichen Gesichtsausdruck, so habe ich meinen Vater in Erinnerung. Immer trug er einen Anzug mit der dazu passenden Schildmütze, die von einem Schneider angefertigt waren. Politik betrieb er leidenschaftlich und wurde deshalb nach Onkel Nikolaus Bürgermeister. Oft besuchten uns seine Politiker-Freunde. Wir Kinder bewunderten dann die schicke dunkelgrüne Limousine, die vor unserem Haus parkte. Heute gibt es dieses exklusive Auto nur noch im Museum. Wir lachten über die gehäkelte Gardine, die an den hinteren Fenstern angebracht war. Gardinen würden nur ins Haus passen, dachten wir. Es war jedes Mal ein Fest, wenn Vater uns zum Einkaufen mitnahm. Der Höhepunkt unseres kleinen Ausfluges war der Besuch der Konditorei von Zacharoplastio. Hier in diesem Schlemmer-Paradies lockten verführerisch viele Pasta-Sorten, Nuss-Schokolade- und Marzipan-Törtchen und viele Sorten mehr, so dass uns die Entscheidung sehr schwerfiel.

Vater gehörte eine Tankstelle und er betrieb Landwirtschaft. Zusammen mit meinem Onkel Alexander besaß er auch ein riesiges Ungetüm von Dreschmaschine (Bultova). Nach der Ernte brachten alle Bauern ihre Korn-Büschel auf den Fußballplatz und schichteten diese zu großen Türmen auf, geordnet nach Getreidesorten und Besitzer. Jetzt hatte sich der Fußballplatz für eine kurze Zeit zu einem gigantischen Abenteuerspielplatz für uns Kinder verwandelt. Wo in aller Welt hätte man besser Verstecken spielen können? Bald jedoch kam ein starkes Kettenfahrzeug angefahren, das unsere monströse Dreschmaschine nach sich zog. Das ganze Dorf war versammelt, wenn die Landarbeiter die Dreschmaschine anwarfen und die Korn-Büschel in ihrem dicken Bauch verschwanden. Der Staub mischte sich mit dem würzigen Duft der Strohhalme und Kräuter und kitzelte uns in den Nasen.

Vater verwöhnte seine Kinder und war ihnen Freund und Vater.

Seine Gutmütigkeit und Hilfsbereitschaft habe ich geerbt. Wenn ich auch seine Größe geerbt hätte, wäre das schön.

Meine fünf Geschwister

Wenn alle Geschwister zusammen in einem Raum waren, gab es oft Streit. Typisch war folgende Szene: Spielzeug, Hefte oder Stifte waren für Eustathios und mich Anlass zu streiten. Alexander grinste verschmitzt. Olympia hob leicht die Hände. Aus Angst, dass die Situation eskalieren könnte, hatte sie einen bekümmerten Gesichtsausdruck. Anthi gab ihre Kommentare ab. Dimitrios saß auf dem Schoß der Mutter, und Mutter rief: „Seid endlich ruhig!“ Wenn Vater den Raum betrat, standen wir alle auf und begrüßten ihn. Nicht aus Angst, er war nicht streng, sondern weil wir alle Respekt vor ihm hatten. Mutter war streng, verständlich, bei sechs Kindern! Oft hörten wir von ihr: „Ich möchte, dass ihr,

überall, wohin ihr geht, den besten Eindruck hinterlasst. Wehe, ich höre etwas Böses über euch!“

Viele schöne Erinnerungen habe ich an die langen Winterabende. Wir Jüngeren saßen neben Vater um den Ofen herum. Vater legte Kastanien auf den Ofen. Sobald es knisterte und die Schalen aufsprangen, bekam jeder etwas von diesen Köstlichkeiten ab. Auch Popcorn, das er in einem Topf zubereitete, war beliebt. Streit gab es nie, solange Vater da war, aber kaum war er weg...

Anthi

Der Stolz meiner Mutters war meine Schwester Anthi. Sie war hübsch, hatte helle Haut, schwarze Haare und große grüne Augen. Schneidern war ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie nähte und strickte für die ganze Familie und versorgte uns mit schönen Kleidern. Wenn ich zu widerspenstig war oder wenn sie eine Situation überforderte, schmierte sie mir zuweilen eine.

Nach und nach entwickelte sie leider starke mütterliche Gefühle für mich, die sie nicht mal ablegen konnte, wenn sie mich in Deutschland besuchte. Anthi bemutterte mich so sehr, dass ich wütend wurde. 2005 ist sie im Alter von 76 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben.

Alexander

In seiner Pfadfinder Uniform sah Alexander richtig gut aus. Er war der Liebling der Familie. Mutter konnte ihm einfach keinen Wunsch abschlagen. Egal, was er anstellte, immer gab es eine Entschuldigung. Nach Abitur und Militärdienst versuchte er, beruflich Fuß zu fassen, was ihm nicht richtig gelang. Schließlich erfüllte er sich seinen Traum und eröffnete sehr erfolgreich zwei Blumenläden, ohne den Beruf eines Floristen gelernt zu haben. Seine Blumensträuße, Kränze und Kreuze waren die fantasievollsten und schönsten in der ganzen Umgebung. Noch nicht ganz 63 starb er 1994 plötzlich in seinem Garten, inmitten seiner Blumen. Seine Frau und seine Kinder arbeiten noch heute in seinem Blumenladen.

Olympia

Olympia war in ihrer Jugend ein sehr gehorsames Kind. Was die Erwachsenen von ihr forderten, machte sie. Als meine Tante Barbara ihr vorschlug, Christos, einen Offizier, zu heiraten, gehorchte sie. Sobald sie geheiratet hatte, entwickelte das ehemalige Mama-Kind eine große Energie. Nicht er verhielt sich militärisch, sondern sie. Vor allem Reisen gehörte nun zu ihren Lieblingsbeschäftigungen.

Das Ehepaar zog ein paar Jahre nach Deutschland, dann gingen sie wieder nach Griechenland zurück, wo Christos 2004 starb. Heute betreut sie ihren Sohn Georgios in

Thessaloniki. Ihr Sohn hat Pharmazie studiert, kann aber seinen Beruf wegen eines schweren Augenleidens nicht ausführen. Olympia ist etwas altmodisch und konservativ.

Eustathios

Als Eustathios ca. zwei oder drei Jahre alt war, besuchten wir fast täglich unsere Oma. Auf dem Weg zur Oma sprachen die Dorfbewohner oft Eustathios an und streichelten ihn, weil er so bildhübsch war: rundlich, mit schwarzen Augen wie Oliven und langem lockigen Haar. Mich ließen sie links liegen. Ich beobachtete das Ganze und hielt ihn dabei fest an der Hand. Ob ich eifersüchtig war oder ob ich es als normal empfand, dass ein Junge einfach mehr Aufmerksamkeit bekam als ein Mädchen, weiß ich nicht mehr. Als er älter wurde, hätte man ihn als sensibel, charmant und verletzlich beschreiben können. Nach dem Abitur und dem Militärdienst nahm er ein Studium in Deutschland auf, litt aber unter sehr großem Heimweh. Ihm fehlte einfach die griechische Gastfreundschaft und Aufgeschlossenheit. In den 60er Jahren hatten die Deutschen noch viele Probleme, da sie die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges noch nicht ganz überwunden hatten. Aus diesem Grund waren sie Fremden gegenüber sehr reserviert. Hätte Eustathios erlebt, wie hilfsbereit die Deutschen sich heute gegenüber den Flüchtlingen verhalten, hätte er bestimmt geglaubt, ein Wunder sei geschehen.

Nach ein paar Jahren in Deutschland, kehrte er nach Griechenland zurück, wurde Beamter und engagierte sich ehrenamtlich. So förderte er die Fußballmannschaft und war als Schiedsrichter tätig. Auf Omas Grundstück baute er ein Haus und bekam fünf Kinder. Den Tod unserer Schwester Anthi verkraftete er nicht und verstarb 2006 ein Jahr nach ihr in seinem Garten mit den großen Birnbäumen.

Dimitrios

Unser Nesthäkchen heißt Dimetrius. Er ist blond, hat blaue Augen wie Olympia und war ein ulkiges Kind, das wir alle liebten. In Olympia fand er eine zweite Mutter. Er erbt die Kochkunst der Mutter und ihre Liebe für den Gemüseanbau und die Tiere. Bereits mit vier oder fünf Jahren lief er durch das Dorf und konnte der Mutter daraufhin berichten, wie viele Katzen, Hunde und andere Tiere die Dorfbewohner dort hatten. In Thessaloniki studierte er Elektrotechnik und machte später in einer Firma Karriere. Er ist ein Familienmensch, bekam vier Kinder, liebt alles Schöne und ist immer schick und edel angezogen. Wehe, jemand hat dieselben Klamotten an wie er.

Unser Freund - apidi (der Birnbaum)

Spielkameraden gab es immer genug, denn Geburtenkontrolle war noch kein Thema. Alle Kinder unserer Umgebung spielten in Veria zusammen auf der Straße. Wenn dies

langweilig wurde, musste nur jemand rufen: „Gehen wir ins Dorf“, dann marschierten alle Kinder los - nach Nea Nikomidia.

Das war für uns gar keine Strecke. Alle zusammen zogen wir die zehn/zwölf Kilometer singend und lachend ins Dorf, niemand hat auf uns aufgepasst, denn es bestand überhaupt keine Gefahr für uns. Nach ausgelassenem Toben auf dem Fußballplatz, besuchten wir meist unseren Freund „apidi“, den alten Birnbaum, der mitten auf einer großen Wiese stand. Alle liebten den „apidi“, auf seinem Stamm kletterten wir hoch, in seinem Blätterdach träumten wir. Manchmal sind wir auch heruntergefallen. Wenn wir müde waren, schliefen wir unter dem Birnbaum im Gras, bis uns die Ameisen gezwickt haben und wir aufgewacht sind. Auch die Bauern liebten diesen Baum. Wenn sie müde von ihrer Feldarbeit zurückkamen, legten sie in seinem kühlen Schatten eine Pause ein. Abends zog die ganze Kinderschaar dann wieder fröhlich zurück nach Veria.

Barba Janis

Der Ersatz-Opa meiner Jugendjahre war der serbische Schäfer Barba Janis, der jedes Frühjahr sein Sommerquartier in Nea Nikomidia aufschlug. Er wohnte in unserem alten Haus und war wie eine Märchenfigur angezogen: Seine Pumphosen und der lustige Turban, den er um seinen Kopf geschlungen hatte, gaben ihm ein exotisches Aussehen. Barba Janis war ein gutmütiger Mensch, der Kinder mochte. Sein Esel allerdings war ein störrischer Geselle, der jeden abwarf, der versuchte, auf ihm zu reiten. Es war uns Kindern streng verboten, auf seinen Rücken zu steigen, da die Verletzungsgefahr sehr hoch war. Aber gerade das reizte uns und so war es von Vorteil, Prellungen oder blaue Flecken vor unseren Eltern zu verstecken.

Damit Barba Janis die Schafe abends melken konnte, mussten sie in einen kleinen Pferch getrieben werden, der mit Holzgattern aus Ästen und Zweigen umzäunt war. Wir Kinder schoben voll Freude die Schafe in den Pferch, weil wir nach dem Melken frische, köstliche Schafsmilch mit unseren Tassen schöpfen durften. Auf dem Nachhauseweg ließen wir uns dieses Geschenk dann schmecken.

Euthimis, genannt Thimios

Eines Tages kam in unser Dorf ein freundlicher, buckliger, junger Mann. Die Dorfbewohner nahmen ihn herzlich auf. Weil er behindert war, bauten sie für ihn ein kleines Haus. Thimios schaffte sich einen Karren mit zwei Rädern an, der von einem Esel gezogen wurde. So fuhr er durch das Dorf. Samstags sammelte er die Schuhe von vielen Dorfbewohnern ein, die er am Sonntagmorgen bereits vor der Kirche wieder verteilt hatte. Ich hatte Mitleid mit ihm, weil ich dachte, dass der Arme die ganze Nacht nicht geschlafen habe. Meine Mutter verglich ihn mit einer Ameise, er sei immer fleißig und immer in Bewegung. Ich bewunderte ihn, und wenn ich ihn auf der Straße traf, begrüßte ich ihn immer mit

Jaaasuuu (Grüß dich). Später wurde Thimios von Tante Maria, genannt Manikutina („die Tante mit dem schönen Rosengarten) unter die Haube gebracht. Seine Ehefrau war eine hübsche, junge Frau, mit der er drei gut aussehende, intelligente Kinder bekam. Oft habe ich in späteren Jahren das Grab von Thimios besucht.

Zery oder die Story im Theater

Eines Tages brachte mein Neffe Konstantin einen kleinen, süßen Mischlingshund mit nach Hause. Er war noch so winzig, dass wir ihn mit der Flasche aufpäppeln mussten.

Alle im Dorf kannten Zery und liebten ihn. Mich mochte er ganz besonders. Sobald er am Telefon meine Stimme hörte, winselte er wie verrückt. Wenn ich nach Griechenland kam, freute er sich so, dass er mir bis auf den Kopf sprang.

Eines Tages führte mein Neffe zusammen mit anderen jungen Leuten ein Theaterstück auf. Zery durfte mit in den Theaterraum und verhielt sich anfangs sehr brav und ruhig. Als es allerdings auf der Bühne eine inszenierte körperliche Auseinandersetzung zwischen meinem Neffen Georgios und einem anderen Schauspieler gab, sprang Zery wild bellend auf die Bühne, ging auf den Angreifer los, um meinen Neffen zu verteidigen. Die Dramatik war plötzlich weg. Schauspieler und Publikum brachen in schallendes Gelächter aus und alle riefen: „Zery, Zery...“

Spitznamen

Die meisten Menschen wurden in unserem Dorf mit ihren Paratsukli (Spitznamen) gerufen. Diese Namen konnte man sich sehr gut merken, da sie vom Aussehen, der Art des Redens oder den Verhaltensweisen der Personen hergeleitet wurden. Von Tarzan bis Kolutiri (der Aufdringliche) hörte man. Bei dieser Namensgebung gab es keine Verwechslungen, wenn auch Alexander, Sokrates, Aristoteles klangvoller gewesen wären.

Schimpfwörter

In Deutschland wunderte ich mich über die vielen Schimpfwörter, die im Umlauf waren. Mein Gott, bei uns gibt es auch welche, aber nicht so viele. Von der Jugend wird häufig das Wort Malaka benutzt, das übersetzt ungefähr Wichser bedeutet.

„Ela Malaka“ (komm Malaka), „doch Malaka“, „ja Malaka“, „nein Malaka“ hört man überall, aber keine weitere Steigerung. Gleicht das nicht eher: „Hallo, Herr“ oder noch besser: „Hallo Sir“?

Läuse

Mein Onkel Nikolaus war Bürgermeister von Nikomidia und wohnte in Veria. Oft durfte ich seine nette Familie in Veria besuchen. Voraussetzung aber war, dass ich mich als Erstes bei

Ihnen gebadet habe. Anschließend hat mir meine Tante die Läuse entfernt. Mir war dies etwas peinlich. Ich glaube, dass sich meine Tante ein bisschen geekelt hat, denn sie drehte bei ihrem Bemühen, mich zu entlausen, zuweilen den Kopf und spukte auf den Boden. Sehr routiniert befreiten mich aber meine Eltern und meine Oma von meiner Läuseplage. Kaum hatten sie jedoch diese Blutsauger beseitigt, krabbelten schon wieder neue auf meinem Kopf. Niemand konnte sich erklären, weshalb meine fünf Geschwister gänzlich von diesen Viechern verschont geblieben sind.

Als Erwachsene unternahm ich einmal eine Reise nach Zypern und Israel. Nach dem Urlaub juckte mein Kopf ganz fürchterlich. Die Kolleginnen meinten, das sei das Salzwasser, das die Haut ausgetrocknet hätte. Welch ein Irrtum? Wie so oft in meinem Leben hatte ich leider wieder eine ganze Menge dieser Tiere magisch angezogen.

Schulzeit

In Veria erwarb mein Vater das Haus gegenüber von Onkel Nikolaus. Nach und nach kauften die Dorfbewohner von Nea Nikomidia ein Grundstück in Veria, und so entstand dort eine größere Pontioi-Siedlung.

Die erste Schulzeit verbrachten wir in Militärbaracken, da die Schule mit Flüchtlingen belegt war. Woher diese Flüchtlinge kamen, weiß ich nicht. Dann wurden Häuser für diese Menschen gebaut und wir konnten in der Schule unterrichtet werden.

Wir Kinder gingen gerne zur Schule, da wir uns vor Schulbeginn in eine Reihe stellen durften und alle Kinder eine Tasse Milch und ein Rosinenbrot erhielten. Die Familien waren durch Vertreibung und Flucht, den Zweiten Weltkrieg und die Bürgerkriege so verarmt, dass viele Kinder hungern mussten. Vermutlich haben ausländische Hilfsprogramme diese Speisungen bezahlt.

Nach Unterrichtsende stand der Lehrer in der Tür und verabschiedete uns und wir mussten ihm unsere Hände entgegenstrecken. Er schaute, ob wir saubere Hände und Nägel hatten – gut, dass der Lehrer nie meinen Kopf kontrollierte, der ja immer voll Läuse war. Die Schulzeit war schön, wir lernten fleißig, spielten, trieben viel Sport und lernten im Fach Handarbeiten Nähen, Stricken und Sticken. Am Schluss des Jahres stellten wir diese Handarbeiten in einer Art Ausstellung vor. Sie wurden von den Besuchern bewundert und wir bekamen viel Lob, worauf wir sehr stolz waren. Das Schuljahr endete mit vielen Sportaktivitäten im Stadion. Diese Veranstaltung füllte das Stadion, da keiner dieses Sportereignis versäumen wollte.

Nach der sechsten Klasse Volksschule kam ich ins Gymnasium in Veria, wo ich das Abitur abgelegt habe. Ich bin immer gerne zur Schule gegangen.

Bürgerkrieg (1940-46)

Die Partisanen kamen meist nachts in unser Dorf und brachten Schrecken und Todesangst mit sich.

Sie suchten in den Häusern nach Mädchen und jungen Männern, um diese unter Gewaltanwendung in ihre Lager und Stellungen in den Bergen zu verschleppen. Ein mutiger junger Mann, der selbst Opfer der Partisanen geworden war, rettete meine Schwester Olympia vor der Zwangsrekrutierung. Mein Vater und meine Mutter waren in dieser Nacht mit meiner Schwester Olympia alleine zu Hause und hörten, wie ein Partisan den Jungen fragte, ob in unserem Haus jemand wohne. Der Jugendliche riskierte viel, als er den Partisan anlog und ihm erwiderte, dass wir nicht hier, sondern in Veria leben würden. Der Partisan glaubte ihm und drang nicht in unser Haus ein.

Da Olympia groß und etwas korpulent war und so älter ausgesehen hatte, als sie in Wirklichkeit war, hätte sie keine Chance gehabt, einem schlimmen Schicksal zu entkommen. In dieser Nacht mussten mehrere Jungen und Mädchen aus unserem Dorf mit diesen Monstern in die Berge ziehen.

Irgendwann gelang dem einen oder anderen der Entführten die Flucht, und das war dann immer ein großes Ereignis. Ich kann mich noch daran erinnern, als Theodor zurückkam. Er versteckte sich in den Feldern und bat einen Dorfbewohner, der ihn erkannte, seine Mutter zu benachrichtigen. Obwohl Theodor keinesfalls freiwillig zu den Partisanen gegangen war, hatte er große Angst vor der regulären Polizei, die mit Partisanen oft kurzen Prozess machte.

Als es dunkel wurde, suchten seine Familie und das ganze Dorf nach dem stark traumatisierten jungen Mann. Irgendwann ist Theodor aus seinem Versteck herausgekommen. Die Dorfbewohner bildeten entlang der Straße ein Spalier und begrüßten ihn. Viele weinten. Ich selbst stand vor unserem Haus und sah die Menschen vorbeilaufen. Die Situation war so emotional, dass auch ich weinte, obwohl ich nicht alles begriff.

Wenn die Nachricht ins Dorf kam, dass ein gekidnappter Jugendlicher bei den Partisanen umgekommen war, wurde es gespenstisch still im Dorf. Alle menschlichen Laute verstummten und es legte sich eine tiefe Trauer über das ganze Dorf.

Evakuierung unseres Dorfes

Eines Tages spielte ich mit meiner Cousine, als wir von Weitem Schüsse vernahmen, die wir aber zuerst nicht bedrohlich fanden. Zwei Dorfbewohner kletterten auf einen Holzstapel, um zu sehen, woher die Schüsse kamen. Auf einmal brach Panik aus und alle Dorfbewohner rannten zum Kanal. Das war die entgegengesetzte Richtung, aus der wir die

Schüsse hörten. Meine Cousine und ich stürzten in die Menge, wo ich meinen Vater fand. Um den Partisanen zu entkommen, mussten wir den Kanal überqueren. Es war ein gefährliches Unterfangen, da der Kanal eine sehr hohe Uferböschung hatte und ca. 30-35 m breit war. Das Wasser war schmutzig und niemand wusste, wie tief es war. Die Schüsse kamen näher und deshalb sprangen viele in höchster Not ins Wasser. Der Vater nahm mich und meine Schwester unter den Arm und trug uns auf die andere Seite. Wir waren gerettet, aber es fehlten noch meine Mutter und Großmutter und andere ältere Menschen. Vater und Georg, ein kräftiger junger Bursche aus der Nachbarschaft, schafften es schließlich, alle Omas und Opas ans sichere Ufer zu bringen.

Nach einem Marsch durch Felder und Wiesen, vorbei an dem Dorf Likojani erreichten wir schließlich Taramoni. Dort versammelten wir uns alle um die Kirche herum. Die gastfreundlichen Dorfbewohner von Taramoni kochten für uns in großen Töpfen pilafi - das ist Bulgur. Nicht alle konnten jedoch essen, da sie zu erschöpft waren.

Schließlich kamen wir im Zentrum von Veria in einem großen gelben zweistöckigen Haus unter. Es gehörte Charilaus, einem Händler, der mit zwei großen Körben häufig unser Dorf besuchte, aus denen er Bonbons und andere Kleinigkeiten verkaufte. Wir Kinder freuten uns immer, wenn er auftauchte, weil Vater uns dann Bonbons kaufte. Charilaus war ein Freund meines Vaters und ziemlich oft bei uns. In seinem Haus fühlten wir uns nun sicher. Charilaus nahm alle Menschen, die bei ihm Schutz suchten, auf.

Helena, die behinderte Tochter des Lehrers, musste im Dorf zurückgelassen werden, da sie nicht in der Lage war, so weit zu laufen. Alle hofften, dass die Partisanen einem behinderten Kind nichts antun würden. Am nächsten Morgen holte Vater Helena zu uns nach Veria. Helena erzählte uns Kindern, was sie vom Partisanen-Angriff mitbekommen hat: Sie sei hinter den Gardinen gestanden und habe beobachtet, wie Partisanen an Tante Marias Gartenzaun gestanden seien. Tante Maria war sehr streng, oft hat sie uns mit ihrem Stock verjagt, und wir durften niemals in ihren Rosengarten. Helena hat nun gesehen, wie einer der Partisanen gerade in diesen „heiligen“ Rosengarten gepinkelt habe.

Helena war unentdeckt geblieben, ihr war nichts passiert, aber mich haben die Gedanken an ihre Situation lange mit Angst erfüllt. Ich stellte mir vor, wie es ist, ganz alleine schutzlos bewaffneten Partisanen gegenüberzustehen.

Mutters folgenreiche Fingerverletzung

Wir blieben dann etwas länger als die anderen Schutzsuchenden im Haus von Charilaus, da sich meine Mutter auf der Flucht am Finger verletzt hatte. Der Finger war ganz dick angeschwollen und hat nicht gut ausgesehen. Sie lag im Bett mit der Hand nach oben. Schmerzvoll verzog sie ihr Gesicht und jammerte. Kein Arzt war in der Nähe, der ihre Schmerzen hätte lindern können.

Die Schmerzen kamen jedoch nicht nur von dem verletzten Finger, denn irgendwann war auch ein Baby da. Ich hatte nichts von einer Schwangerschaft bemerkt, aber auf einmal war mein Bruder Dimitrios geboren.

Damals war Schwanger-Sein etwas peinlich und man hielt die Schwangerschaft versteckt, ganz im Gegensatz zu heute. Heute stellen die Mütter stolz ihren dicken Bauch zur Schau.

Wenn aber das Baby da war, gab es ein großes Fest und alle haben sich gefreut.

Ich selbst glaubte von nun an noch lange daran, dass ein geschwollener, verletzter Finger im direkten Zusammenhang mit dem Kinderkriegen steht, und habe dies auch meinen Freundinnen erzählt.

Die Zeiten der Angst

In der Zeit der blutigen Bürgerkriege redeten die Erwachsenen immer von „fovos“, auf Deutsch - „Angst“: Angst vor Partisanenangriffen, Angst vor Zwangsrekrutierungen, vor Plünderung und Folterung. Sobald es dunkel wurde, haben sich die Menschen in ihre Häuser eingeschlossen und die Türen und Fenster verriegelt. Da lief nichts mehr auf der Straße, man hörte nachts nur die Hunde bellen. Dann kamen wieder glückliche Zeiten, in denen die Menschen mit offenen Fenstern und Türen schliefen. Heute reden die Menschen wieder von „fovos“, aber nicht vor den Partisanen, sondern vor den Einbrechern.

Meine Pläne

Von klein auf schmiedete ich Pläne und dachte, eines Tages werde ich die Welt entdecken.

Irgendwann sprachen die Erwachsenen vom Auswandern nach Kanada oder Australien. Einige unserer Verwandten und Bekannten, z.B. meine Cousine Maria, hatten sich schon auf den Weg nach Kanada gemacht. Mehrere Spielkameraden und ich stellten uns Kanada oder Australien traumhaft vor und wollten keinesfalls verpassen, uns rechtzeitig für die Ausreise anzumelden. Zielstrebig suchten wir das Kafention, eine Männerkneipe, auf, um dort unser Anliegen vorzubringen. Lange standen wir an der Türe, bis der Mann, der für die Ausreiseformulare zuständig war, fragte: „Was wollt ihr?“ „Wir möchten uns anmelden.“ „Wohin?“, wollte er wissen. „Nach Australien“ antworteten wir entschlossen.

Er hatte seinen Spaß! Da er uns kannte, notierte er mit ernster Miene unsere Namen und wir dachten, die Formalitäten für die Ausreise seien erledigt. Wochenlang machten wir mit großer Energie Pläne, was wir in Australien alles unternehmen würden, aber nichts geschah...Viele Griechen emigrierten in der Zwischenzeit und wir warteten und warteten...

Eines Tages fragte Vater unsere Mutter, ob unsere Familie nach Australien emigrieren solle. Sie antwortete ihm sehr zornig: „ Nirgendwo gehe ich hin“. Sie hatte genug von Ihrer

dramatischen Flucht aus der Türkei und ihren Umzügen innerhalb Griechenlands. Ich belauschte diese Auseinandersetzung meiner Eltern und zog daraus den Schluss, dass Australien nichts Besonderes sei. Von diesem Tag an wartete ich nicht mehr auf unsere Ausreisepapiere.

Schon als Kind hörte ich von Amerika und hatte einen lebhaften Bezug zu New York. Ich stellte mir die gigantischen Wolkenkratzer vor und einen Kasten, in dem sich kleine Menschen tummelten und sprachen. Später erkannte ich, dass dieses magische Gerät ein Fernseher war. Als ich das erste Mal in diese Stadt reiste, versuchte ich, all das zu finden, was ich mir ausgemalt hatte. Das imposante New York hat mich so sehr beeindruckt, dass ich es immer besuche, wenn ich auf einer Reise durch Amerika oder Kanada bin.

19. November 1960, Aufbruch und Ankunft

Als ich das Abitur in der Tasche hatte, freute ich mich sehr, endlich alle meine Pläne in die Tat umsetzen zu können, aber ich habe nicht mit meinen Eltern gerechnet. Sie waren der Meinung, ich sollte in Thessaloniki studieren. Ich rebellierte ohne Erfolg und beantragte viermal vergeblich einen Pass, den ich aber ohne Einverständnis der Eltern nicht abholen durfte. Die Beamten schimpften, da sie unnötige Arbeit hatten.

Erst als meine Tante Nitsa, deren beide Söhne bereits in Deutschland studierten, für mich Partei ergriff, erlaubten mir meine Eltern, nach Deutschland auszureisen. Ich machte mich umgehend auf den Weg, aus Angst, dass es sich meine Eltern anders überlegen könnten. Am 19.11.1960, einem sonnigen Tag mit einem wunderschönen blauen Himmel, verabschiedete ich mich von allen und fuhr in Begleitung meiner älteren Geschwister nach Thessaloniki, wo Tante Nitsa bereits wartete. Ich stieg in den Zug und winkte vom Fenster aus, bis ich niemanden mehr sah. Mit im Abteil saßen Studenten, deren Ziel ebenfalls Deutschland war. Mein Bruder hatte auf dem Bahnsteig bereits Kontakt mit einem von ihnen aufgenommen und ihn gebeten, auf mich aufzupassen, da ich das erste Mal eine so lange Reise unternehmen würde. Die Zugfahrt durch das ehemalige Jugoslawien, Österreich und Bayern war lustig und schön, wir hatten ja alle so viele Träume. Ich saß am Fenster und war fasziniert von den großen Wäldern, die wir passierten, und von der Architektur der Häuser. Ich kannte nur Flachdächer, nun erblickte ich Häuser mit steilen spitzwinkligen Dächern.

Ankunft in Deutschland

Tante Nitsa hatte mit einer Freundin vereinbart, dass sie mich auf dem Bahnhof in München abholen sollte. Als Erkennungszeichen sollte ein Strauß weinroter Chrysanthemen dienen, die normalerweise auf den Friedhof gehören. Als wir nach über 36 Stunden Fahrt endlich ausstiegen, ließen die Blumen schon traurig ihre Köpfe hängen. Der Münchner Hauptbahnhof überwältigte mich: so viele Menschen, so viele Sprachen! Ich hatte

einen großen, schweren Koffer bei mir, vollgepackt mit Kleidern, Bettwäsche, Handtüchern, den ich ohne Hilfe nicht tragen konnte. Es dauerte eine Weile, bis mich eine Frau ansprach, ob ich Evropi sei. Müde wollte ich ihr in die Arme fallen. Doch dazu ließ sie es nicht kommen, sondern schrie mich an: „Ich kann nichts für dich machen, mach, was du willst!“, daraufhin drehte sie sich um und verschwand. Warum sie so gewissenlos gehandelt hat, weiß ich nicht. Verständlicherweise beendete Tante Nitsa umgehend ihre Freundschaft mit dieser Frau. Der Student, der meinem Bruder versprochen hatte, auf mich aufzupassen, hat Wort gehalten und ließ mich nicht alleine auf dem fremden Bahnhof zurück. Plötzlich tauchte Apostolos auf, ein Mitschüler aus Griechenland, mit dem ich zusammen die Volksschule und das Gymnasium besucht hatte. Leider konnte dieser mir nicht helfen, da er gleich nach Graz, seinem neuen Studienort, weiterfahren musste. Ganz selbstlos hat mich nun der griechische Student aus meiner Notlage befreit:

Nach einer kurzen Lagebesprechung fuhren wir mit Hilfe einer Mitfahrzentrale nach Stuttgart, wo mein Cousin Dimitrios, der Sohn meiner Tante Nitsa, lebte.

Dimitrios, der nichts von meinem Besuch wusste, war nicht zu Hause. Umso heftiger wurde ich von seiner Wirtin empfangen. Sie schimpfte, packte mich am Arm und schüttelte mich hin und her. Da ich sie nicht verstand, lachte ich. Ich dachte, dass die Deutschen so komische Sitten hätten. Erst später erfuhr ich, dass die Wirtin wütend auf den hübschen Dimitrios war, da er so viele Damen mit auf sein Zimmer nahm.

Die Frau konnte anfänglich nicht ahnen, dass ich nur seine Cousine gewesen bin.

Nachdem das Missverständnis ausgeräumt war, durfte ich auf sein Zimmer gehen.

Dimitrios kam um Mitternacht. Ich baute mir ein Lager auf dem kalten Boden, konnte aber trotz Übermüdung die ganze Nacht nicht schlafen, da ich entsetzlich gefroren habe. In einem Cafe bestellten wir uns am nächsten Tag ein Nudelgericht. Immer noch war ich so sehr erschöpft und zittrig, dass ich die Nudeln nicht auf der Gabel halten konnte.

Bettwäsche bügeln und Deutsch lernen

Bald bekam ich Arbeit in einem Krankenhaus, wo ich an Industriebügelmaschinen Bettwäsche bügelte. Das Krankenhaus stellte Zimmer und Verpflegung und meine Arbeit war sehr einfach. Am ersten Zahltag war ich stolz und glücklich, 180 DM Lohn, mein erstes selbstverdientes Geld bekam ich in bar ausbezahlt, da ich noch kein Konto hatte. Mit großer Energie lernte ich nun Deutsch, um ein Studium aufnehmen zu können. Montags und freitags besuchte ich in der Hochschule Stuttgart einen Sprachkurs. Immer hatte ich mein Deutschbuch bei mir, um alle Plakate, Schilder und Schriften übersetzen zu können. Nach drei Monaten war ich irrtümlich der Meinung, dass ich schon sehr gut deutsch reden konnte, obwohl das eigentlich hauptsächlich Schwäbisch war.

Ausbildung zur Kosmetikerin

Eigentlich wollte ich in Berlin Architektur studieren oder einen Beruf erlernen, aber ich fühlte mich während meines mehrmonatigen Aufenthaltes fremd und eingeschlossen in dieser Frontstadt. Viel verlockender fand ich die Idee, in Stuttgart in einer ausgezeichneten Kosmetikschule eine Ausbildung zu absolvieren. Schon als Kind habe ich mir heimlich meine Nägel lackiert, Lippenstift oder ein bisschen Creme aufgetragen. Kosmetik war meine Welt. Die Begegnung mit schönen Frauen, exotischen Düften, bunten Farben, Luxus und Glamour lockten mich. Es war auch damals nicht einfach, eine kleine Wohnung zu finden. Eine Episode werde ich wohl nie vergessen: Ich bekam eine Adresse, ging hin und stieg die knisternde hölzerne Treppe bis zum fünften Stock hinauf. Eine Frau, von der ich nur ihre Augen und einen Teil ihres Gesichtes sah, fragte: „Wo kommt Sie denn her?“ Als ich lachend antwortete: „Aus Griechenland“, kam eine Hand zum Vorschein, die eine abweisende Bewegung machte. Und mit dem Satz: „Ach noi, mir wollet koi Ausländer“, schloss sie wieder die Türe. Ich stand da, schmunzelte ein bisschen und dachte: „Komische Menschen, die Deutschen.“ Ich bekam doch noch ein Zimmer im Zentrum der Stadt, allerdings ohne warmes Wasser und Küchenbenutzung. Noch aber hieß es, in jeder freien Minute zu arbeiten, um Lebensunterhalt und Schulgebühren bezahlen zu können. Mittags ging ich mit meinen Freundinnen von der Schule in ein Restaurant, in dem wir für 1,80 DM Suppe essen konnten. Die Wecken wurden dort nicht gezählt, weshalb wir immer satt aufgestanden sind.

Promotion-Tour für Revlon durch ganz Deutschland (63/64)

So langsam fühlte ich mich wohl in Deutschland. Unmittelbar nach der Ausbildung hat mich die Kosmetikfirma Revlon engagiert, um mit ihren Kosmetikprodukten eine Promotion-Tour durch ganz Deutschland zu machen. Auf dieser Tour lernte ich viele interessante Menschen und Städte kennen. Die damalige Transitstrecke nach Berlin steckte immer voller Überraschungen. Die Straßen waren marode und voller Schlaglöcher und zweimal kassierten uns DDR-Polizisten wegen angeblicher Überschreitung der Geschwindigkeit ab. Beim zweiten Mal Abzocke sagten wir zu dem Polizisten: „Mit diesem Geld können Sie die Straße ausbessern.“ Er antwortete gereizt: „Nicht frech werden, junge Damen!“ Wir zogen es vor, schnell wieder zu verschwinden, denn mit der DDR-Administration war nicht zu spaßen.

Festanstellung in einer Parfümerie in Stuttgart 1964

Fast 32 Jahre meines Arbeitslebens verbrachte ich in Stuttgart in einer Parfümerie, wo ich beraten, verkaufen und kosmetische Behandlungen durchführen durfte.

Meine Chefin war verständnisvoll und wir konnten uns immer an sie wenden, wenn wir Probleme hatten. Die Kolleginnen hatten keine Vorurteile mir gegenüber, jedoch gab es anfänglich zu einigen Kolleginnen doch eine gewisse Distanz, die überwunden werden musste. Ich habe mir das nicht allzu sehr zu Herzen genommen, aber ab und zu habe ich schon geweint. Wenn einige Kolleginnen mit einem trockenen „gude Morgeh“ zur Arbeit kamen, war ich meist lustig und fröhlich, manchmal tanzte und sang ich auch, weil die Arbeit mir eben Spaß gemacht hat. Eine Kollegin erzählte mir, dass unsere Chefin nicht verstehen könne, dass ich morgens immer so ausgelassen sei. Die Chefin würde vermuten, dass ich möglicherweise „besoffen“ ins Geschäft käme. Das Wort „besoffen“ kannte ich nicht, erst als meine Kollegin es mir mit dem typischen Trinkzeichen erklärte, verstand ich den Wortsinn. „Komische Menschen sind das! Nicht mal lustig kann man hier sein“, dachte ich. Da ich keinen Tropfen Alkohol anrührte, war ich sehr erstaunt über die Aussage der Chefin. Ich wollte sie mit unserer Lebensart bekannt machen und fragte sie deshalb, ob wir alle zusammen in eine griechische Taverne gehen würden. 1965 waren griechische Gasthäuser noch relativ unbekannt in Deutschland, deshalb war sie sehr verblüfft über meinen Vorschlag. Erst als ich ihr klarmachte, dass wir Griechen keine Kannibalen sind, willigte sie nach vielem Hin-und-Her ein.

Kaum hatten wir uns hingesetzt, kam schon ein Kellner und brachte uns Ouzo. „Wir haben doch nichts bestellt. Was ist das Ouzo?“ Skepsis breitete sich sofort in der Gruppe aus. Ich beruhigte alle und erklärte: „Ouzo ist griechischer Schnaps und bei uns gibt es drei Nationalgetränke: das ist Ouzo, Retzina und Metaxa.“ Wir waren also in der Taverne, haben fürstlich gespeist, uns unterhalten und Landsleute kamen an unseren Tisch und haben uns mit interessanten Geschichten erfreut. Und am Schluss, als wir gerade mit Essen fertig waren, servierte uns der Ober noch einen Kognak. Die gastfreundlichen Griechen ließen es sich nicht nehmen, mit uns zum Abschied einen griechischen Tanz einzustudieren. Alle waren so fröhlich, ausgelassen und frei. Ab diesem Abend waren wir Dauergäste in der griechischen Taverne. Meine Chefin hat sogar ihren Abschied in dieser Taverne gefeiert.

Während der Arbeit in der Parfümerie gab es viel zu lachen. Einmal kam ein Mann in das Geschäft und benahm sich merkwürdig unsicher. Dann bin ich auf ihn zu und habe ihn gefragt: „Was kann ich für sie tun?“ Ganz schüchtern fragte er mich: „Haben Sie auch Schutzmittel?“ „Ja, ja“, sagte ich, „haben wir.“ Überzeugt, ihn richtig verstanden zu haben, brachte ich ihm Mottenpulver. Er schaute mich daraufhin an und ich schaute ihn an und meinte: „Das ist schon richtig!“ Eilig ist er dann davon gelaufen. Meiner Chefin berichtete ich das merkwürdige Verhalten des Kunden. Die Chefin fragte: „Warum? Was wollte er?“ „Schutzmittel“, erwiderte ich. „Und was haben Sie ihm gegeben?“ „Mottenpulver“. Da hat sie herzlich gelacht. Erst jetzt begriff ich, dass dieser Mann sich nicht getraut hat, das Wort „Kondome“ vor mir, einer jungen Frau, auszusprechen.

Sehr witzig fand ich auch eine andere Episode: Eines Tages fragte eine Kundin in breitem Schwäbisch nach einem Artikel. Da ich sie nicht verstand, bat ich eine schwäbische Kollegin um Übersetzungshilfe. Die Kollegin hörte die Kundin an und wollte erstaunt wissen: „Woisch net, was des isch?“ Die Kundin schaute uns abwechselnd an und sagte dann belehrend zu mir: „Wisset’s in Deitschland sollt ma scho deitsch schwätze kenne.“

Mein zehnjähriges Jubiläum

Mein zehnjähriges Jubiläum wurde in der Parfümerie ganz groß gefeiert. Alle Kolleginnen und unsere Chefs waren zu der Jubelfeier eingeladen. Im Lager, das an die Parfümerie angrenzte, stellte ich mit einer Kollegin die Tische zusammen und gegen Mittag kam der griechische Partyservice. Es wurden viele Tablettts mit griechischen Spezialitäten aufgetischt und dazu Ouzo, Retzina, Metaxa. Alle waren überrascht und einige meinten skeptisch: „Ihr Südländer esst doch immer so viel Knoblauch und Zwiebeln...“, aber kaum hatten sie ihre Bedenken geäußert, griffen sie schon kräftig zu und verspeisten von diesen Gewächsen mehr als ich.

Das Essen schmeckte wunderbar, besonders die Tomaten, die mit der berühmten Knoblauchsoße Zaziki gefüllt waren. Alle Gäste aßen davon und nachher roch die Parfümerie mehr nach Knoblauch als nach erlesenen Parfum-Düften. Meine Chefin verteilte nachmittags zwar starke Pfefferminzbonbons, die aber den Knoblauchduft nicht übertönen konnten.

Reiseführerin, mein Zweit-Job

Manchmal hat man einfach Glück! Nach einem Segeltörn um die griechischen Inseln, den ich zusammen mit meiner Clique unternahm, rief mich der Reiseveranstalter an und fragte mich, ob ich diese Reise nicht als Reiseleiterin begleiten möchte. Ihm gefiel es, was ich den Reiseteilnehmern über die griechische Mythologie und Geschichte während der Fahrt erzählt hatte. Auch konnte ich natürlich dolmetschen und mit Griechen in Kontakt treten. Ich nahm das Angebot freudig an und habe diese Tour einige Jahre lang geleitet. Es waren immer so ca. 35 Personen an Bord und eine Tour dauerte 14 Tage. Die Reise führte uns von Griechenland bis in die Türkei: von Istanbul bis Rhodos, von Athen durch den Kanal von Korinth nach Delphi, Olympia, Ithaka, Antipaxoi bis nach Korfu. Bis tief in die Nacht habe ich mich oft vorbereitet, um als Reiseleiterin meinen Gästen Geschichte und Kultur dieser spannenden Region erklären zu können.

Einmal erlebten wir einen Sturm. Wir fuhren von Aigina nach Mykonos, als plötzlich ein heftiger Sturm losbrach, was in dieser Gegend häufig vorkommt. Der Sturm peitschte das Meer auf und trieb Wellen vor sich her, die höher als unser Schiff waren. Es war nun nicht mehr möglich, das Schiff zu steuern. Wir wurden so heftig hin- und hergeschleudert, dass

wir befürchten mussten, nie mehr an Land zu kommen. Schließlich landeten wir in Milos, statt auf Mykonos, wo wir warten mussten, bis sich der Sturm gelegt hatte.

Selbst das ZDF interessierte sich für diese Reise und drehte eine Reportage mit dem Titel: „Das Geschäft mit dem Segel“, die an einem Sonntagnachmittag gezeigt wurde.

Später durfte ich in Stuttgart, München und Berlin im Rahmen von großen Tourismusmessen für den zypriotischen Fremdenverkehr werben.

Integration

Ich hatte verschiedene Cliques. Wenn ich aber mit meiner griechischen Clique und meinen Kolleginnen in die Taverne kam, konnte ich ganz sicher sein, dass ein schöner Abend bevorstand. Wir verbreiteten so viel Stimmung und Spaß, dass auch die vielen Deutschen, die im Lokal waren, angesteckt wurden und bei unseren Späßen und Tänzen mitmachten.

Die Stimmungskanonen waren: der Gitarrenspieler Akis, der Sänger Georgios, genannt Blacky, weil er so dunkel war, der Trinker Joannis, der immer Retzina trank, sein Glas hob und dabei genussvoll sprach: „Schaut, griechischer Wein glänzt wie Gold.“ Nicht zu vergessen die Tänzerin Evropi. Mit Musik, Gesang und Tanz stellten wir die Taverne auf den Kopf und immer wurden wir gefragt: „Wann kommt ihr wieder?“

Eines Tages tanzten wir den kretischen Tanz Pentozali (fünf Schritte). Wörtlich übersetzt: pente (fünf), zali (Schwindel), also fünfmal schwindelich. Kam ein Deutscher und wollte wissen, wie dieser Tanz heißt. Ich übersetzte ihm ausführlich den Namen des Tanzes. Bald besuchte er mich an meinem Arbeitsplatz und lachte sehr freundlich. Ich begrüßte ihn und fragte, was ich für ihn tun könne. Er lächelte mich an und antwortete: „Wann kommen Sie wieder in die Taverne und tanzen den Fünfmalschwindelich? Nach und nach wurde unsere Clique größer und die meisten waren Deutsche, die wirklich alles mitmachten.

Heiraten?

An Heiraten habe ich nie gedacht, obwohl ich einige gute Gelegenheiten dazu hatte.

Ich erinnere mich noch an einige lustige Episoden: Eines Tages kam in unsere Parfümerie ein gutaussehender Mann, schick angezogen, eine elegante Erscheinung, und überreichte mir einen Blumenstrauß. Er sagte, er habe mich schon lange beobachtet, sich aber nicht getraut, mich anzusprechen. Ich schaute ihn an und dachte: „So ein sicheres Auftreten und so wenig Mut“. Spontan antwortete ich: „Oh, wie schade! Vielleicht wären wir schon längst verheiratet.“ Er lachte herzlich.

Seine Einladung nahm ich nicht gleich an, schlug ihm aber vor, mit meiner Clique in die Taverne zu kommen. Er kam, wurde Dauergast und bestellte jedes Mal eine Kanne Tee. Nach und nach fing er an, mit mir zu schimpfen, wie leichtsinnig ich mit dem Geld

umginge. „Na, ja“, dachte ich, „schick angezogen zu sein, sehr teure Autos zu fahren und lediglich Tee zu trinken...“

Wenn ich alleine in die Taverne kam, begrüßte mich fortan der Ober:

„Hallo Evropi, pu ine to Tsajero? (Hallo Evropi, wo ist die Teekanne?)“ Dass mein Kavalier mir keine Gefühle entlocken konnte, kann wohl jeder Leser nachvollziehen. Meine Kolleginnen waren etwas enttäuscht, dass mir kein Mann so gut gefiel, dass ich ihn heiraten wollte. Eines Tages überraschten sie mich mit einem Mann, den sie aus Teig gebacken hatten. Sie sagten lachend, ich müsste mir aber selber einen backen, damit er genau so sei, wie ich ihn mir vorstelle. Leider habe ich nie so einen Mann aus dem Ofen gezogen.

Besuch der alten Heimat

Oft bereise ich heute noch Griechenland, es hat für mich seine Magie nie verloren.

Gerne nehme ich an den Klassentreffen unserer Abiturklasse teil, die alle fünf Jahre in Veria stattfinden.

Es ist ein großes Ereignis, da ehemalige Schüler von überall her angereist kommen. Alle Zeitungen der Stadt berichten darüber.

Im Augenblick herrscht im Dorf eine große Aufregung, da Tante Maria, genannt Kuruza, bald 100 Jahre alt wird. Alle Dorfbewohner wollen mitfeiern und haben deshalb Angst, dass Tante Maria etwas passiert und sie vor ihren Geburtstag sterben muss. „Oma, mach keine Dummheit“, hört man die Enkelkinder deshalb häufig sagen.

Viele alte Erinnerungen kommen hoch, wenn ich durch mein altes Heimatdorf Nikomidia gehe. Ich schlendere durch das große Dorf mit seinen wunderschönen Blumen-Gärten und gepflegten Häusern. Ich begrüße alle Bekannten von früher und spreche mit ihnen Pontiaka, die Sprache meiner aus der Türkei vertriebenen Vorfahren.

Überall schlägt mir Gastfreundschaft entgegen und ich werde eingeladen, da die alten Bekannten sich darüber freuen, dass ich die Welt bereist und Pontiaka trotzdem nicht vergessen habe.

Schmerzlich vermisse ich aber meine Oma, meine Eltern, Geschwister und Verwandte, die bereits gestorben sind. Ihr Tod hinterließ tiefe Wunden, die niemals verheilen.

Wenn ich meine Baskenmütze trage, höre ich von Jugendlichen manchmal den Kommentar: „Oh, Che Guevara ist da“, mit meinen Stöckelschuhen und meiner leichten Sommerkleidung werde ich oft mit Cindy (Barbie) verglichen. Ein wunderschönes Kompliment bekomme ich aber, wenn ich ein bisschen schick durch das Dorf gehe, dann heißt es: „Seht, die Jacky Kennedy!“

Ich erinnere mich daran, mit welcher Sehnsucht ich die Pelikane erwartet habe, wenn sie von ihrer Reise aus Afrika zurückgekommen sind. Ich wünschte mir, dass sie mir hätten erzählen können, was sie in fernen Ländern erlebt und gesehen haben.

Wie die Pelikane habe auch ich zwei Heimatländer: Ich bin mit Herz und Seele eine griechische Pontia, aber auch eine schwäbische Griechin.

(Weitererzählt von Lea Engisch und Christel Banghard-Jöst)

**Zakar Ursan: Zacharias, der Armenier
(Türkei / Armenien; geb. 1957)**

Mein richtiger Name wäre eigentlich Ursanian. Dieser Namen musste aber „eingetürkt“ werden, um in Istanbul als Armenier leben zu können.

Meine Vorfahren wurden Opfer des Völkermordes an den Armeniern

Mein Großvater kam aus Ostanatolien, aus der Gegend des Van-Sees, der siebenmal so groß wie der Bodensee ist. Die Armenier bewohnten als indogermanische Ureinwohner die Regionen von Ostanatolien bis zum Kaspischen Meer, schon bevor die Römer ihr Weltreich errichteten. Im Laufe der Geschichte gab es viele Pogrome gegen die Armenier. Der Höhepunkt der Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der Armenier fand aber zwischen 1915 und 1923 statt. Historiker schätzen die Zahl der Opfer bis zu 1,5 Millionen.

Mein Opa musste als Vierzehnjähriger erleben, wie seine Eltern in dieser Zeit verschleppt und später an einem unbekannten Ort ermordet wurden. Kurdische Nachbarn versteckten ihn und schickten ihn bei Nacht und Nebel mit einem Kindertreck nach Istanbul, wo er bei Verwandten untergebracht wurde. Da es in der Türkei zu dieser Zeit noch keine Meldepflicht gab, konnten viele Armenier, welche die Verfolgung überlebten, in Istanbul untertauchen. Mein Großvater war durch diese schrecklichen Erlebnisse so traumatisiert, dass er bis zu seinem Lebensende jeden Abend davon erzählte.

Kindheit in Istanbul

Mannik, meine Mutter, und mein Vater Kirkor wurden beide in Istanbul geboren, haben sich dort kennengelernt und geheiratet.

Sie haben außer mir noch zwei Söhne zur Welt gebracht: Asadur, der noch in der Türkei geboren wurde, und Gaspar, der in Deutschland zur Welt kam.

Mein Vater besaß eine kleine Schneiderei, die aber nicht viel Geld einbrachte, da es oft vorkam, dass seine Kunden nicht bezahlten. Er hatte keine Möglichkeit, sich gegen diesen Betrug zu wehren. In unserem Wohngebiet, Ortaköy, lebten Armenier und Türken ohne Konflikte zusammen. Aber in anderen Gegenden fanden immer mal wieder Pogrome gegen Armenier statt. Spannungen lagen oft in der Luft. Wir Armenier konnten uns nicht gegen Menschenrechtsverletzungen auflehnen, sondern mussten immer ruhig bleiben und kuschen.

Es gab Tage, an denen wir nichts zu essen hatten. Meine Mutter musste dann Nachbarn um Essen für ihre Kinder bitten. Aber trotz Hunger hatten wir eine schöne Kindheit in unserem Viertel. Wir lebten in einem wunderschönen, großen alten Herrschaftshaus, ganz aus Holz, mit Marmortreppe, einem Brunnen im Keller, mit Plumpsklo und Ofenheizung. Verwandte

hatten es erworben und wir durften darin wohnen. Gekaufte Spielsachen gab es bei uns nicht. Alles, was wir zum Spielen brauchten, haben wir uns selbst gebastelt. Beliebt waren Pfeil und Bogen, Einkaufsläden aus Lehm und fahrbare Untersätze aus Dosen. Unsere Vorschulzeit spielte sich meist auf der Straße im Lehm ab. Wer das überlebte, hatte ein ausgezeichnetes Immunsystem, von dem ich heute noch profitiere. Sehr beliebte Spielplätze waren auch der jüdische und der griechische Friedhof, die sich in unmittelbarer Umgebung von unserem Haus befanden. Sie waren ein Paradies für Kinder, denn keine Umzäunung hinderte ihre Spiele. Es klingt makaber, aber besonders gefreut haben wir uns auf die Beerdigungen der Griechen, die wir nie versäumt haben. Denn es war Brauch, dass alle Trauergäste eine köstliche Süßspeise bekamen.

Einschulung in Istanbul (1963)

Bevor ich nach Deutschland kam, bin ich in unserer armenischen Schule eingeschult worden. Armenische Schulen sind in der Türkei meist an die armenischen Kirchengebäude angeschlossen. Armenier finanzieren ihre Schulen selbst und dürfen diese auch verwalten. Es ist aber Gesetz, dass der Rektor immer ein Türke sein muss, damit der Staat die Kontrolle über diese wichtige Instanz behält. Außerdem hängt heute noch an jedem Schulgebäude die türkische Fahne, in den Klassenzimmern das Foto von Cemal Atatürk. Jeden Morgen müssen die Schüler aufstehen und die türkische Nationalhymne singen. Erst bei einer späteren Reise in meine Heimat ist mir der Schriftzug aufgefallen, der über allen Schulpforten prangt: „Jeder kann stolz sein, sich Türke nennen zu dürfen“. Diesen für Armenier provokanten Satz habe ich aber 1963 noch nicht verstanden. Traurig war ich, als ich diese Schule nach wenigen Monaten verlassen musste, um mit meinem Vater nach Deutschland zu ziehen.

Emigration des Vaters (1963)

Anfang der 1960er Jahre wurden von deutschen Firmen Arbeitskräfte in der Türkei angeworben. Viele Nachbarn aus Oktaköy nahmen das Angebot an. Voraussetzung für einen Job war aber, dass der Bewerber unter 40 Jahre alt war. Da mein Vater diese Altersgrenze bereits um einige Jahre überschritten hatte, aber sehr fit war und ein jugendliches Aussehen hatte, konnte er sein Alter bei der Anwerbung etwas reduzieren. Als Schneider bekam er in der Zwirnerei Ackermann sofort eine Stelle. Vermutlich dachte der Personalchef, Vater könne gut mit Garn umgehen. Mit anderen Gastarbeitern lebte mein Vater nun in einem Wohnheim in Sontheim und schickte uns jeden Monat Geld, damit wir überleben konnten. Wochenlang hörten wir oft nichts von ihm, da die Post das einzige Kommunikationsmittel war. Telefonanschlüsse existierten in unserer Nachbarschaft noch nicht.

„Post ist da“, riefen die Empfänger von Briefen laut über Häuserzeilen hinweg, wenn Post aus Deutschland kam. Die Frauen, deren Männer in Deutschland arbeiteten, ließen alles stehen und rannten, so schnell es ging, in das Haus, aus dem das Rufen kam. Die Briefe richteten sich nämlich meist nicht nur an die eigene Verwandtschaft, sondern enthielten auch heißersehnte Grüße und Infos für mehrere getrennte Familien.

Aufbruch in ein unbekanntes Land

Nach einem dreiviertel Jahr wusste Vater, dass er in Deutschland bleiben wollte, aber nicht ohne seine Familie. Er kam mit der Arbeitserlaubnis für Mutter nach Istanbul und wollte seine Familie in seine neue Heimat abholen. Mutter konnte nicht mitfahren, da sie wegen eines tragischen Todesfalls in der Verwandtschaft zurückbleiben musste.

Die dreitägige Zugfahrt von Istanbul nach Heilbronn war eine Odyssee, die ich nie vergessen werde. In Zügen, die mit Menschen überfüllt waren, die in der BRD Arbeit suchten, saßen wir dicht gedrängt im Flur auf unseren Koffern und dösten vor uns hin. In Eiseskälte verbrachten wir die Nächte auf den Bahnsteigen der Umsteigebahnhöfe in Belgrad oder München, immer in der Angst, den Anschlusszug zu verpassen.

Leben in einer düsteren Kellerwohnung

Vater hatte für uns in der Steinstraße zwei Zimmer in einem Keller gemietet, ohne Küche und Toilette. Irgendwo gab es eine Kloschüssel. Gegenüber unseren Zimmern befand sich ein Holzverschlag, in dem die anderen Hausbewohner ihren Krempel aufbewahrt hatten. Mein Bruder und ich blieben alleine in der tristen Umgebung, wenn mein Vater zur Arbeit ging. Vater war kaum zuhause, da er so viele Überstunden wie möglich machte, um etwas Geld anzusparen. Eine türkische Frau, die im Haus wohnte, hat sich ein bisschen um uns gekümmert und Essen gebracht.

Ich war so verunsichert, dass ich mich nicht vor das Haus getraut habe, in der Angst, mich zu verlaufen. Ich konnte die Sprache nicht und somit niemand sagen, wer ich bin, wo ich wohne und was ich wollte. So habe ich die Türe in den Garten nur kurz geöffnet, ein bisschen rausgeschaut und dann bin ich wieder rein ins Haus. Das ging einige Wochen so, für mich als Kind eine endlose Zeit. Unsere Wohnung empfand ich quasi ein Knast. Wir hatten kein Radiogerät, keinen Plattenspieler, kein Fernsehgerät- nichts. In dieser Kellerwohnung saßen wir fest.

Noch heute bekomme ich Panik, wenn ich an einen Einkaufsbummel denke, der so schön an Vaters Hand begonnen hatte. Nach einem Einkauf im Kaufhaus Merkur wollte mein Vater noch Lebensmittel im „Kaiser“ besorgen. Vater hat mich auf dem Gehweg mit der vollen Plastiktüte abgestellt und mich angewiesen, auf ihn zu warten, damit er nicht so viel schleppen musste. Plötzlich war mein Vater weg. Ich hatte keine Ahnung, wo ich war und

ich hatte keine Möglichkeit mich zu verständigen. Vater kehrte nach den bestimmt längsten zehn Minuten meines Lebens wieder zurück und ich habe Tränen der Erleichterung geweint. Die Erinnerung an diese Situation ist bis heute präsent.

Keine Freundschaft ohne gemeinsame Sprache

Mein erster Kontakt zu Deutschen war ein Kind, das direkt neben unserem Haus wohnte und etwas älter war als ich. Wir haben uns immer mal wieder gesehen, wenn ich kurz in den Garten ging. Sobald es mich anfänglich ansprach und versuchte, mir ein kleines Match-Box- Auto durch den Zaun herüberzureichen, bin ich meist wie ein scheues Tier geflüchtet. Mit der Zeit fasste ich Vertrauen zu dem Jungen und wir spielten zusammen, aber ohne sprachliche Kommunikation kann sich eben keine Freundschaft entwickeln.

Schulbesuch in Deutschland

Nach drei Wochen kam Mutter zu uns nach Heilbronn, was mir wie Monate vorkam. Ich hatte vor Sehnsucht zu meiner Mutter das Zeitgefühl völlig verloren. Umgehend wurden wir bei den Behörden angemeldet und mussten nun die deutsche Schule besuchen. Da ich einer der ersten ausländischen Schüler in der Silcherschule war und die deutsche Sprache nicht verstand, wussten die Lehrer nicht, was sie mit mir anfangen sollten. Zwar konnte ich den Text „Lotte und Hans“ buchstabierend lesen, hatte aber keine Ahnung, was ich da las. Meine hilflosen Lehrer setzten mich in eine Bank und ließen mich weitgehend in Ruhe. Nur der Name Zakar war ihnen zu fremd. Sie fragten, wie er auf Deutsch hieße. Da ich das nicht wusste, wurde ich Zacharias genannt. Auch auf meinem Zeugnis steht heute noch Zacharias Russan, statt Zakar Ursan.

Schulschwänzen aus Angst zu versagen

Oft habe ich die Aufgabenstellungen der Lehrer nicht erfasst, da ich mindestens bis in die vierte Klasse viele Redewendungen und Ausdrücke im Deutschen nicht verstehen konnte. Die Lehrer haben von mir gefordert, was sie von anderen Kindern auch gefordert haben. Es war mir aber nicht möglich, diese Leistung zu erbringen.

Als ich in der vierten Klasse die Aufgabe bekam, einen Aufsatz, eine Nacherzählung, zu schreiben, reagierte ich panisch, da ich nicht wusste, was ich machen sollte, und mich nicht traute, den Lehrer zu fragen. Ich bildete mir ein, dem Stoff nicht gewachsen zu sein, und befürchtete, dass ich mich maßlos vor der Klasse blamieren würde. Also schwänzte ich mindestens drei Wochen lang den Unterricht. Meine Eltern bemerkten das nicht, weil sie jeden Morgen vor uns zur Arbeit gingen und wir uns selbstständig organisieren mussten. Pünktlich verließ ich das Haus, setzte mich in den Bus und habe mich dann in der Stadt herumgetrieben. Zwei Blaue Briefe von der Schule konnte ich abfangen, beim dritten bin ich dann aufgefliegen, da ihn meine Klassenlehrerin selbst zu unserer Hausbesitzerin

gebracht hat und diese bat, den Inhalt meiner Mutter zu erklären. Ich muss nicht erwähnen, dass ich am nächsten Tag wieder ordnungsgemäß die Schule besucht habe. Meine Lehrer forschten mit Hilfe eines türkischen Übersetzers nach dem Grund, weshalb ich geschwänzt hatte und erkannten mein Problem. Nach dem Unterricht rief mich mein Deutschlehrer zu sich und erklärte mir langsam und ausführlich, wie ich die Nacherzählung gestalten sollte. Ich verstand sofort, dass ich den vorgegebenen Text lediglich Abschnitt für Abschnitt zusammenfassen musste. Auf einmal hatte ich richtig Lust darauf, meine Hausaufgabe zu machen, da ich bemerkte, dass ich sie gut bewältigen konnte. Vermutlich hat der Lehrer mit der Klasse über meine Probleme gesprochen, jedenfalls haben alle applaudiert, als ich in der nächsten Deutschstunde meinen Aufsatz vorgelesen habe. Ab diesem Zeitpunkt war das Eis gebrochen und meine Schulängste waren verschwunden.

Häufiger Schulwechsel durch Umzug

Da meine Eltern häufig umgezogen sind, war ich gezwungen, innerhalb des Stadtgebietes Heilbronn viermal die Schule zu wechseln, was für mich jedes Mal eine Tragödie war. Als ich die Reinölschule verlassen musste, habe ich viele Nächte lang geweint. Das Heimweh kam immer nachts. Vor Trauer, Schmerz und Heimweh war ich psychisch am Ende. Meine Mutter saß die ganze Zeit über liebevoll an meinem Bett, hat mich getröstet und mir Mut zugesprochen. Ob ich ohne sie diese Krise ohne Schaden überwunden hätte, weiß ich nicht. Meine Eltern haben sich in unsere Schulangelegenheiten nicht eingemischt. Schule war allein unsere Sache. Sie konnten uns nicht fördern und kontrollieren, da sie aus einer ganz anderen Kultur kamen, die deutsche Sprache nur schlecht beherrschten und durch ihren Job sehr gefordert waren. Was aber ohne ihr Urvertrauen und ohne ihre bedingungslose Liebe in allen Situationen aus uns geworden wäre, kann ich nur ahnen.

Dank Fußball verlief der letzte Schulwechsel problemlos

Die Gerhart-Hauptmann-Schule war die letzte Hauptschule, die ich besucht habe. Wieder hatten die Eltern eine neue schönere Wohnung gefunden und am Ende der sechsten Klasse stand unser Umzug vor der Tür. Meine Eltern machten sich keine Gedanken darüber, welche psychischen Auswirkungen das für uns hatte. In meinem alten Umfeld, in Böckingen, hatte ich Wurzeln geschlagen, Vertrauen zu Lehrern und Mitschülern entwickelt und vor allem jeden Tag im Verein oder auf dem Platz mit Freunden Fußball gespielt. Und das alles musste ich nun wieder aufgeben. Völlig verzweifelt stand ich zu Schuljahresbeginn zusammen mit zwei deutschen Schülern vor dem Sekretariat meiner neuen Schule. Wir wurden abgeholt, in die Klassen gebracht, wo unser neuer Klassenlehrer, Herr Böhringer, ein Fußballfan, gleich zu Beginn fragte, ob jemand im Verein Fußball spiele. Freudig habe ich mich gemeldet und beim nächsten von Herrn Böhringer organisierten Spiel gegen die 9. Klasse spontan vier Tore geschossen. Plötzlich war ich der

Klassenheld und in die Klasse integriert. Die beiden Schüler, die zusammen mit mir in die Klasse gekommen sind, wurden meine besten Freunde, auch mit anderen Klassenkameraden treffe ich mich heute noch gerne.

Ohne spezielle Sprachförderung kein fehlerfreies Schriftdeutsch

Ich war ein Sport-Ass und in Fächern, die mich interessiert haben, war ich gut, aber der Rechtschreib- und Grammatikunterricht lief komplett an mir vorbei. In Diktaten und Grammatikarbeiten hatte ich immer eine Sechs, so dass ich meist frustriert ein leeres Blatt abgab. Warum ich im Zeugnis dann doch immer in Deutsch eine Vier bekam, ist vermutlich der Freundlichkeit der Lehrer zu verdanken, die mich mochten und fördern wollten. Mitte der 60er Jahre gab es in den Hauptschulen einen A- und B- Kurs. Im B-Kurs, den ich besuchte, wurde kein Englisch unterrichtet. Stattdessen fanden Förderkurse in Deutsch statt, die aber mein schriftliches Ausdrucksvermögen nicht förderten, da sie auf deutsche Kinder ausgerichtet waren. Heute spreche ich ein akzentfreies Deutsch. Mein Sprechen unterscheidet sich vermutlich deshalb nicht von dem eines Deutschen, weil ich bis heute nur deutsche Freunde habe. Mich schriftlich auszudrücken, fällt mir aber sehr schwer, da ich die Rechtschreibung kaum beherrsche. Diskriminierungen habe ich in der Schule keine erfahren. Ich war einfach Zakar, der nicht besonders gut in Deutsch war.

Ferien in der Heimat – Im endlos wirkenden Treck nach Istanbul

In den großen Ferien besuchten wir in den 60er Jahren jedes Jahr unsere Verwandten in Istanbul. In einem endlosen Konvoi der Gastarbeiter, die alle in den Ferien in ihre Heimatländer wollten, fuhren wir oft Stoßstange an Stoßstange durch Österreich, Jugoslawien, Bulgarien in die Türkei. Wir wurden häufig Zeugen von grausamen Unfällen, die sich meist ereigneten, weil die Fahrer übermüdet eingeschlafen waren. Dreieinhalb Tage in der Gluthitze eines überladenen Autos ohne Klimaanlage waren für uns Kinder die Hölle. Es stresste uns so sehr, dass wir zuweilen halluzinierten. Einmal brach mitten in Jugoslawien eine Achse unseres Autos wegen Überladung. Ein Bauer hat uns mit seinem Traktor auf seinen Hof abgeschleppt und die ganze Nacht an unserem Auto gearbeitet, bis es wieder lief. Wir durften im Haus übernachten und die Bäuerin ließ es sich nehmen, uns zu bekochen. Solche Gastfreundschaft gibt es heute wohl nicht mehr. Die jugoslawischen Polizisten dagegen waren oft nicht so freundlich. Sie zockten die Durchreisenden ab, wann immer es ging. Viele Autofahrer wurden beschuldigt, Verkehrsregeln nicht beachtet zu haben. Ihnen wurde der Pass abgenommen, der aber gegen Dinars wieder zurückgekauft werden konnte. Anders verhielten sich die Bulgaren. Hier bestand ein absolutes Verbot, Kontakt mit der Bevölkerung aufzunehmen, weshalb die Fahrzeuge von der bulgarischen Polizei durch die Ortschaften eskortiert wurden. Bei Stau wurden die Ortschaften

abgeriegelt, bis der Stau sich wieder aufgelöst hatte. So groß war die Angst der Regierung, dass ihre Landeskinder mit Ausländern kollaborieren könnten.

Endlich wieder in der Heimat

Erleichterung und ein starkes Glücksgefühl kamen erst auf, sobald wir die türkische Grenze passiert hatten. Die Prozedur dauerte in der Regel fünf bis sechs Stunden: Warten, Papiere ausfüllen, Auto ausräumen usw. Falls jemand vergaß, Bakschisch in den Pass zu legen, verlängerte sich der Grenzaufenthalt dramatisch.

Todmüde sind wir in Ortaköy angekommen, aber an Schlafen war nicht zu denken. Mindestens eine Stunde knuddeln und küssen war bei unserer Ankunft die Regel. Hier habe ich mich wohlgefühlt, weil die Familienbündnisse der Armenier sehr eng sind. Ich hörte meine Muttersprache, bekam mein Lieblingsgericht, Linsensuppe mit Minze, serviert, atmete die vertrauten Gerüche ein und spielte mit meinen Freunden auf der Straße.

Wichtig waren die Geschenke, unter deren Last unser altes Auto während der Fahrt sehr gestöhnt hat. Begehrt waren vor allem Pulverkaffee, Cremes, Shampoos und Schokolade. Die Familie wohnte in einem großen vierstöckigen Haus, das von Opa, einem Maurer, eigenständig errichtet wurde. Unser Holzhaus stand nach unserem Wegzug eine Zeitlang lang leer, dann haben es Spekulanten angezündet, weil es denkmalgeschützt war.

Nach vier bis fünf Wochen ging es wieder zurück nach Heilbronn, im ächzenden Auto typisch türkische Lebensmittel, die damals noch nicht in den Läden Heilbronns zu finden waren: Wassermelonen, Zucchini, Paprika, Aubergine, Gewürze, Tee, Käse.

Schwierige Berufswahl

Eigentlich wollte ich Fotograf oder Ornithologe werden. Mein Traum wäre es gewesen, berufsmäßig Vögel zu fotografieren und zu beobachten, was ich als Hobby sehr intensiv betrieb. Mein ganzes Zimmer war voller Vogelkäfige mit den unterschiedlichsten Vögeln. Stundenlang saß ich vor diesen Käfigen und beobachtete und fotografierte meine Lieblinge, bis es meinen Eltern zu viel wurde und sie mich anwiesen, alle Tiere zu entfernen. Nun begann der Ernst des Lebens und ich musste mich um eine Lehrstelle bemühen. Dem Berufsberater nannte ich meine Zielvorstellungen: Fotografie und Technik. „Aha, Elektriker“, meinte er. Meinen Ausbildungsvertrag als Elektriker unterschrieb ich bei der Firma Köpf und Söhne in der Salzstraße. Die Firma war eine Tochter von der Agfa Gevaert AG, und da ich den Namen Agfa vom Fotografieren her kannte, dachte ich, in meinem zukünftigen Betrieb würden Fotoapparate hergestellt. Bei meinem ersten Besuch in der Firma war ich über den scheußlichen Geruch erstaunt, der mir in die Nase stach. Bald erfuhr ich, dass die Firma Gelatine aus Tierknochen und Häuten für die Produktion von Filmmaterial herstellte, und keine Fotoapparate. Meine Lehre habe ich mit sehr gutem

Ergebnis abgeschlossen, worüber ich sehr stolz war. Außerdem ist es mir gelungen, in Samstagskursen die Fachhochschulreife nachzuholen.

Der türkische Wehrdienst hing wie ein Damoklesschwert über mir.

Inzwischen war ich 18 Jahre alt. Nach türkischem Recht musste jeder, der einen türkischen Pass hatte, seinen Militärdienst in der Türkei ableisten oder sich mit 20 000 D-Mark, die an den türkischen Staat zu zahlen waren, freikaufen. Allerdings war bei dieser Option ein dreimonatiger Grundwehrdienst obligatorisch. Ich wusste, dass ich schikaniert worden wäre, falls ich diese Lösung gewählt hätte, weil die türkischen Militär-Ausbilder weder Armenier noch „Drückeberger“ liebten. Eine Rückstellung vom Militärdienste bis maximal zum achtundzwanzigsten Lebensjahr war aber möglich, falls man ein Studium aufnahm. Da ich nicht in den Militärdienst wollte, habe ich begonnen, in der Fachhochschule Heilbronn Feinwerktechnik zu studieren. Während meines Studiums war ich politisch in verschiedenen Gruppierungen aktiv, u.a. im Arbeitskreis gegen Ausländerfeindlichkeit. Meine damaligen Freunde waren vorwiegend sozial engagiert. Wir waren alle gegen das System, und da hat ein Studium einfach nicht zur Gruppenmentalität gepasst. In diesem Lebensabschnitt konnte ich meinen politischen Standpunkt noch nicht vor Freunden vertreten. Allerdings kam ich auch mit meinem Studium nicht so richtig klar und hatte nach fünf Semestern keine Lust mehr auf Schule. Nun befand ich mich in einer Zwickmühle- Entweder ich bekam die deutsche Staatsbürgerschaft oder ich musste nach Abbruch meines Studiums zum Militär.

Die Erlangung der deutschen Staatsbürgerschaft – ein Weg mit vielen Hürden

Als Ausländer wurde ich nicht geboren, sondern von den Behörden gemacht. Jedes Jahr Schlange stehen im Ausländeramt, ständig Angst haben, dass man die Aufenthaltsgenehmigung nicht bekommt, so kann man das Leben nicht verlässlich planen. Nach 16 Jahren Wohnen in Deutschland wollte ich endlich meinen deutschen Pass. Hierzu benötigte ich zuerst die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung. Als ich diese beantragte, öffnete der Beamte meinen Ordner und ich sah das Wort **A u s l ä n d e r** quer über das Deckblatt in einer großen rot- gestempelten Schrift. Das war das allererste Mal in Deutschland, dass ich das Gefühl hatte: Ich bin ein Ausländer. Ich stellte mir immer vor, ich sei Weltbürger oder Mensch, aber kein Ausländer, da dieser Begriff mit einer Menge von Vorurteilen belastet ist und häufig als Schimpfwort gebraucht wird. Viele Ausländer haben sich meiner Meinung nach nicht integriert, nicht weil die deutsche Kultur ihnen fremd gewesen wäre oder weil sie Probleme mit Deutschen gehabt hätten, sondern weil sie oft über Jahrzehnte mit der Unsicherheit leben mussten, wieder abgeschoben zu werden. Insofern kann man die Ursache für die Absonderung vieler Migranten von der deutschen Gesellschaft vielleicht auch bei den Behörden suchen.

Sehr unterschiedliche Erfahrungen mit den Ausländerämtern

Mit der Begründung, ich hätte mehr als zehn Fehltag bei der jährlichen Verlängerung meiner Aufenthaltsrechte, wollte mir der Beamte die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung nicht geben. Nach einer Art Punktesystem könnten bei jeder künftigen termingerechten Verlängerung Tage abgezogen werden, sagte er. Ich erinnerte mich aber, dass das Amt einmal das von mir pünktlich abgegebene Dokument nicht mehr gefunden hat. Ich konnte es damals erst nach einiger Zeit wieder abholen. Vermutlich war dadurch diese Lücke entstanden. Der Beamte ging auf meine Argumentation überhaupt nicht ein. Erst als ich darauf bestand, den Vorgesetzten zu sprechen, bekam ich nach einigem Hin- und- Her von diesem die gewünschte Urkunde. Der vorgesetzte Beamte musste zugeben, dass es keine rechtsgültige Verordnung gab, der zu Folge wegen Überschreitung der Verlängerungsfrist die unbefristete Aufenthaltsgenehmigung verweigert werden durfte.

Hätte ich die Sprache nicht beherrscht und hätte ich im Arbeitskreis gegen Ausländerfeindlichkeit nicht meine Rechte studiert, hätte ich mich wahrscheinlich abwimmeln lassen.

Als ich einige Zeit später die deutsche Staatsangehörigkeit beantragte, befürchtete ich, in Heilbronn nur wenig hilfreiche Beratung zu bekommen. Das hätte meine Chance eingeschränkt, hier meinen deutschen Pass zu erhalten. Bekannte berichteten, dass die Beamten im Landkreis freundlicher und unterstützender seien. Als Notlösung habe ich deshalb meinen Wohnsitz geändert und bin zu meiner Tante nach Neckarsulm gezogen. Im Landratsamt bei Frau Vogt herrschte eine freundliche Atmosphäre und sie erklärte mir die nächsten Schritte, die ich tun musste, um an mein Ziel zu kommen.

Als Fremder im türkischen Konsulat in Stuttgart

Frau Vogt schickte mich ins türkische Konsulat nach Stuttgart, wo ich um meine Ausbürgerung aus der türkischen Staatsbürgerschaft bitten sollte, da ohne dieses Dokument eine deutsche Einbürgerung nicht möglich war. Wenn meiner Forderung nicht stattgegeben würde, sollte ich eine schriftliche Begründung dafür verlangen. Falls ich die schriftliche Begründung bekäme, könnte ich die doppelte Staatsbürgerschaft beantragen.

Im Konsulat hat es ewig gedauert, bis ich zu irgendeinem Beamten reinkam, der gleich recht unfreundlich auf mich zuing. Er sah mich mit funkelnd bösem Blick an und schimpfte auf Türkisch, ob ich mich nicht schäme, mein Heimatland zu verraten, ob ich denn kein Türke wäre. Ich saß da und fühlte mich wehrlos und fremd. Mit meinem türkischen Pass befand ich mich in einer Botschaft, die türkisches Hoheitsgebiet war. Der Beamte spielte sich so auf, als ob er alle Macht der Welt hätte. Provokant beantwortete ich dennoch seine Frage. „Wieso sollte ich Nationalstolz haben? Ich bin doch kein Türke, ich

bin Armenier.“ Er hatte meinen Reisepass und meinen Personalausweis vor sich liegen. Nur im Personalausweis, den er nun genauer betrachtete, stand die Bezeichnung „Armenier“. „Ach, Armenier, so, so, so“, ohne weitere Worte verließ er das Zimmer. Nach einer halben Stunde brachte er ein türkisches Gesetzbuch und knallt es aufgeschlagen vor mir auf den Tisch. „Türkisch wirst du ja noch lesen können!“, zischte er. Mühselig entzifferte ich, dass man als Mann nur ausgebürgert werden kann, wenn man seinen Wehrdienst abgeleistet hat. „Schriftlich gibt es nichts“, rief er höhnisch beim Hinausgehen.

Unehrenhafte Entlassung aus der türkischen Staatsbürgerschaft

Ich erzählte Frau Vogt meine Erlebnisse. Sie wusste, dass es im türkischen Konsulat so lief und dass die Antragstellenden nichts Schriftliches bekommen würden. Sie riet mir, ständig Briefe an das Konsulat zu schreiben und diese als Beweis zu dokumentieren. Falls ich in einem Zeitraum von zwei Jahren keine Antwort bekäme, würde meiner deutschen Einbürgerung nicht mehr im Wege stehen. Kaum war diese Frist vergangen, kam der erste und letzte Brief vom Konsulat, in dem mir mitgeteilt wurde, dass ich aus der türkischen Staatsbürgerschaft unehrenhaft entlassen worden sei.

Endlich Besitzer eines deutschen Passes

Im Nu bekam ich nun in Neckarsulm meinen deutschen Pass. Es war einfach ein tolles Gefühl, dieses Dokument in der Tasche zu haben. Es bedeutete, keinen türkischen Wehrdienst leisten zu müssen, mein ungeliebtes Studium aufgeben zu können und nun nach Herzenslust in die meisten Länder der Erde ohne Visum und andere Formalitäten reisen zu können. Bis dato hätte ich bei Grenzübergängen – z.B. nach Frankreich – ein Visum, eine Einladung und den Nachweis, dass man über einen bestimmten Geldbetrag verfügt, erbringen müssen. Als türkischer Staatsbürger war ich in den 70er und 80er Jahren Schikanen an den Grenzen ausgesetzt, zumal ich lange Haare hatte und einen Al-Fatah-Schal trug, jung war und so ins Raster der Fahnder passte.

Zurück zu den Wurzeln meiner Vorfahren

Viele Jahre träumte ich davon, den Ararat, den heiligen Berg meiner Vorfahren, zu besteigen und zu erkunden, ob in ihrem ureigenen Gebiet am Van-See noch irgendetwas von der armenischen Kultur vorhanden ist.

Zusammen mit drei deutschen Freunden, die- wie ich selbst- leidenschaftliche Bergsteiger sind, haben wir 2004 diese Reise mit Dr. Koch Reisen geplant. Für die Besteigung des Berges Ararat benötigt man sowohl von staatlicher als auch militärischer Seite eine Genehmigung, die unser Reisebüro problemlos vom türkischen Generalkonsulat in Frankfurt bekommen hat. Zwei Tage vor dem Abflug wurde mein Visum annulliert. Jemand hatte bemerkt, dass ich armenischer Abstammung bin und in Istanbul geboren wurde.

Obwohl ich einen deutschen Pass habe, wurde mir als Armenier untersagt, den Ararat zu besteigen. Ich habe die Reise trotzdem angetreten, da ich ja mit meinem deutschen Pass in die Türkei einreisen durfte. Unsere türkische Reiseleiterin hat es dann mit vielen Tricks geschafft, mir das notwendige Dokument von der Militäradministration zu besorgen. Das war aber nur möglich, da die für uns vor Ort zuständige Militäradministration eine Namensliste unserer Gruppe vorliegen hatte, auf der mein Name noch nicht gestrichen war.

Als ob es uns nie gegeben hätte

Wir waren von Dr. Koch-Reisen in einer kleinen Anlage am Van-See untergebracht, die an ein kleines kurdisches Dorf angeschlossen war. Mit dem Bauer, der die Anlage verwaltet hat, habe ich Kontakt geknüpft. Ich fragte ihn nach den Armeniern, die hier gelebt hätten. Er antwortete, dass in der Gegend viele Armenier und Kurden gewohnt hätten, die im Ersten Weltkrieg aber alle wegegezogen seien. Die Kurden seien nach dem Weltkrieg wieder zurückgekommen, die Armenier aber nicht. Vielleicht hatte er es so in der Schule gelernt, jedenfalls wusste er es nicht besser. Glaubhaft erschien mir jedoch die Aussage, dass unter den Kurden noch Armenier lebten, und zwar Nachfahren von den armenischen Kindern, die Kurden zur Zeit des Völkermordes versteckt hatten. Der Mann zeigte mir auch einen armenischen Friedhof, der als solcher nicht mehr zu erkennen war, da alle Gräber geschändet worden waren. Die Grabräuber suchten nach den Goldzähnen und dem Schmuck der Toten. Die einzigen Relikte, die ich von meinen Vorfahren noch erkennen konnte, waren die exakt gebauten steinernen Grundmauern armenischer Häuser, auf die Lehmhäuser von Kurden gebaut worden waren. Ab und zu sah ich sogar noch ein Kreuz auf diesen Mauern oder Grabsteine, die als Baumaterial verwendet worden waren. Das türkische Militär zeigte um den Ararat Omnipräsenz. Alle 10 bis 20 Kilometer fanden Militärkontrollen statt. „Wir sind ein Volk“, stand mit riesengroßer weißer Schrift auf den Gebirgszügen, die kilometerweit zu sehen war, daneben flatterte die türkische Fahne. Die Grenzübergänge nach Armenien waren geschlossen, der Luftraum gesperrt.

Obwohl ich meinen Lebensmittelpunkt in Deutschland habe und den armenischen Nationalismus ablehne, war ich doch erstaunt, welche tiefe Zugehörigkeit ich zu meinem Volk fühlte.

(Der Bericht wurde von Christel Banghard-Jöst weitererzählt.)

Inhalt

Rafid Al Mamoori: Sehnsucht nach einem Leben in Sicherheit (Irak; geb. 1991).....	2
Omar Antar (Pseudonym): Vom Dschabal Sindschar-Gebirge ins Neckartal (Irak; geb. 1991)	7
Angelo Bengui: Angola – Dresden – Bretzfeld/Heilbronn (Angola; geb. 1969).....	10
Karzan Chindari: Das zweite Leben (Irak; geb. 1984)	27
Halide Durgun: „Hier auch Lieb und Leben ist“ (Türkei; geb. 02.08.1956)	32
Raisa Elsenbach, geb. Fries: Rajas weite Reise (Ukraine; geb. 1940).....	36
Mine Ergün (Pseudonym): Ich weiß, ich bin nicht allein (Türkei; geb. 1972)	51
Ergül Ertem: Meine Reise ins Ich (Türkei; geb. in Silifke)	57
Tülay Eser: Ohne Fleiß kein Preis (Türkei; geb. 1975)	67
Gül (Pseudonym): Wie auf einer Achterbahn (Türkei; geb. 30.08.1965)	70
Katharina Hettrich: Durchs Eiserne Tor in die Freiheit (Rumänien; geb. 1956)	79
Katharina Hörig: Spagat zwischen zwei Welten (Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1960).....	83
Miriam Hörig: Die besten Dinge im Leben sind keine Dinge (Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1996)	87
Katharina Hörig, Maria Orben, Maria Schuster, Katharina Hörig: Büffelgeschichten aus Siebenbürgen (Siebenbürgen, Rumänien)	89
Muhamet Idrizi: Ein Haus und seine Bewohner (Kosovo; geb. 1983)	92
Sultana Johannidou: Ab jetzt heißt du nicht mehr Sultana. Ab jetzt heißt du Susi. (Griechenland; geb. 1960)	100
Josip Juratovic: Vom Fließband in den Bundestag. Wie ich als erster Gastarbeiter ins deutsche Parlament gewählt wurde. (Jugoslawien; geb. 1959)	113
Hermann Kannegießer: Mein Opa, der Gastarbeiter (Deutsches Reich; geb. 1867)	119
Zehra Kayain: (In Deutschland) Angekommen (Türkei; geb. 1943)	123
Ivan Kekin: Kein Geld der Welt kann eine Heimat ersetzen (Jugoslawien; geb. 1972)	128
Dorothy Kidza-Zentler: Zwischen den Welten (Uganda; geb. 1965 in Rubaga / Kampala)	134
Anna Löchner: Die Hoffnung auf ein besseres Leben war größer als die Angst vor dem Unbekannten (Griechenland; geb. 1940)	140
Ioan Lungu: Kulturpolitik à la Ceausescu (Rumänien; geb. 1949)	159
Frank Lutz: Meine zweite Heimat in der Ferne (Indonesien; geb. 1980 in Frankfurt/Main)	165
Ilirianë A. Maxharraj: Momente der Stille (Kosovo; geb. 1992)	174
Erika Müller: Wo ist meine Heimat? (Kasachstan; geb. 1961)	180

Maria Orben, geb. Roth: Arbeit und Fleiß, das sind die Flügel; sie führen über Strom und Hügel (Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1938 in Großkopisch)	182
Oswald Peschka: Kriegsblind und aus der Heimat vertrieben – ein tapferes Leben (Tschechien; geb. 1912)	189
Polyxeni (Pseudonym): Geraubtes Leben (Griechenland; geb. 1941)	195
Ravinder Salooja: Vielschichtige Religiöse Identität (Indien; geb. 1966 in Deutschland) ...	203
Farnaz Schäfer: Die wiedergefundene Heimat (Iran; geb. 1961)	208
Maria Schuster: Heimat ist auch dort, wo die Gräber der Ahnen sind (Siebenbürgen, Rumänien; geb. 1939)	213
Rosa Speidel: Eine Kindheit als Geächtete (Serbien; geb. 1943)	222
Elena Steblau: Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein (Kasachstan; geb. 1963)	243
Subramaniya Suresh: Pendelndes Leben zwischen Morgen- und Abendland (Indien; geb. 1950)	247
Anna Tomaschko: Erinnerungen an die Schicksalsjahre 1945–1946 (Tschechien; geb. 1927)	268
Evropi Tsavdaridou: Evropi, eine schwäbische Griechin, auf Tour (Griechenland).....	271
Zakar Ursan: Zacharias, der Armenier (Türkei / Armenien; geb. 1957)	292